<36605995220010

<36605995220010

Bayer. Staatsbibliothek

H lit. P. 309
13

Raisonnement
über die
protestantischen
Universitäten
in
Deutschland.

Dritter und letzter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Verlegers.

Leider muß man mit diesem Theil, auf welchen wegen sich häufender Materien noch der vierte hatte folgen sollen, das Raisonnement über die protestantischen Universitäten schliessen: weil der Herr Verfasser, ohne dem Verleger das noch mangelnde des Werks zugesandt zu haben, bereits um Ostern dieses Jahrs auf einer Reise verstorben ist, nachdem er den Rest seines Werkes, als den vierten Theil, einem Prediger zur Ueber-

sendung hieher zugestellet hatte. Dieser Prediger hat zwar des Herrn Verfassers letzte Krankheit und Tod, und seine mit ihm gehabten Discourse sehr umständlich notificirt: allein weil er glaubt, im Raisonnement allerley ihm anstössiges zu finden, weigert er sich, das in Händen habende Manuscript auszuliefern, oder vielmehr, er giebt vor, es ganz cassirt zu haben. Man könnte seinen Brief drucken lassen, findet es aber noch zur Zeit bedenklich, weil man sich Mühe giebt, im Fall das Manuscript nicht wirklich cassirt, sondern noch in des Predigers Händen wäre, es auf gütliche Weise zu erhalten. Doch da hierzu wenig Hoffnung ist, und man in der ganzen Zwischenzeit es nicht hat erhalten können, so muß man nun wol diesen dritten Theil als den letzten ansehen.

Der fünfte Abschnitt,

von Lehrern auf Universitäten, die nicht Professoren sind: Privatdocenten, Sprachmeistern, Exercitienmeistern u. s. f.

---

§. 83.

Von den Privatdocenten, das ist, Doctoren und Magistris, ist schon im vorigen Theil, in so fern sie die Pflanzschule künftiger Professoren sind, manches gesagt, das man hier vermuthlich nicht gern zum zweiten mahl lesen würde. Es sind aber doch noch einige Anmerkungen über sie zurück.

Ich sehe es als eins der glücklichsten Ueberbleibsel von der alten Verfassung der Universitäten in den mitleren Zeiten an, daß sie noch jetzt nicht blos Professores, die der Landesherr, oder wer sonst das Recht dazu hat, setzet und besoldet, sondern auch Privatdocenten haben, die sich selbst zu Lehrern setzen können, wenn sie nur, wie man es nennet, prästanda prästiren. Dis macht eine Mischung von Freyheit mit der Vorsorge des befehlenden Landesherrn, die etwas besseres zuwege bringet, als Freyheit allein, und Vorsorge der Obern allein, zuwege gebracht haben könnte, und sehr oft die Fehler der Obern verbessert, ein anderesmahl aber gar verhütet.

Durch die sich selbst aufwerfenden Privatdocenten sind die Professoren genöthiget, auf ihre Collegia mehr Fleiß zu wenden, als sie vielleicht sonst gethan haben würden, und nicht blos ihre Pflicht zu thun, sondern alles, was sie können: denn es würde ihnen doch unangenehm seyn, wenn derjenige, der noch vor kurzer Zeit ihr Schüler war, ihnen den so hoch geschätzten, und auf einigen Universitäten so einträglichen Applausum nähme. Oft nöthiget sie diese Furcht vor ihrem Schüler, der das ziemlich gut gefasset hat, was sie sonst in Collegiis zu sagen pflegten, und als halber Student wegen der Vertraulichkeit mit andern Studenten noch gewisse Vortheile

gegen

gegen sie haben könnte, nicht Zeit Lebens bey ihrem einmahl concipirten, halb auswendig gelernten und mechanisch gewordenen Collegio zu bleiben, sondern es immer zu verbessern, sich darauf zu präpariren, dazu und davon zu thun, und wol gar in den Jahren, da sie am besten im Stande sind, etwas wichtiges zu leisten, es ganz von neuem wieder umzuarbeiten. Dis letzte wäre nicht blos für die Zuhörer, sondern für die Wissenschaften selbst, ein sehr glücklicher Umstand. Das erste Collegium von jeder Art, auch wol das dritte und vierte, das der Professor laas, mag mittelmäßig, und mit einem guten Buche in eben der Disciplin nicht zu vergleichen gewesen seyn, ob es gleich Lernenden mehr Nutzen schafte, weil es den Vortheil des mündlichen Vortrages vor dem besten Buch zum voraus hatte. Allein wenn er dis Collegium nun zehnmahl mit einigem Fleiß und Treue gelesen, und jedesmahl, bey der Präparation darauf, verbessert und bereichert hat, und er findet nun als zehn- oder zwanzigjähriger Docent, nachdem er den ganzen Umfang der Disciplin übend und erfahrungsmäßig kennet, nöthig, dis Collegium noch einmahl ganz von neuem auszuarbeiten: so kann ich beynahe nicht anders denken, als, er muß Entdeckungen machen, wenn seine Disciplin neuer Entdeckungen fähig ist. Auf die Art leistet er

mehr, als die Pflicht eines Professors, oder der Zweck der hohen Schulen war. Und alles dis würde er vielleicht nicht gethan haben, wenn ihn nicht die Aemulation der Privatdocenten dazu genöthiget hätte. Sie machten ihm dis Leben sauer, daß er aber Nachruhm erwirbt, mag er ihnen zu verdanken haben. Es wäre Unbilligkeit gegen die Gelehrten, von allen, die einen solchen neuen Fleiß auf ihre Collegia wenden, zu glauben, daß sie es aus einer so unverdienstlichen Absicht thun: bey einigen ist es wirklich blose Treue gegen ihre Zuhörer, oder Liebe zu ihrer Wissenschaft; allein manche Professores würden es doch auch bey dem Alten gelassen haben, wenn kein solcher Wettstreit über den Applausum entstanden wäre.

Ist der Professor gegen die Ehre oder Vortheile des Beyfalls zu unempfindlich, als daß er seinetwegen noch eine neue Mühe anwenden wollte; oder ist er wirklich nicht gut gewählt, und seinem Amte nicht gewachsen: so pflegen nicht selten die Privatdocenten den Mangel zu ersetzen. Ich habe vor nicht gar langer Zeit von einer Universität gehört, auf der es um die Botanik schlecht ausgesehen haben würde, wenn nicht ein in einem ganz andern Amte stehender Mann den Gradum angenommen, und sie

zu seinem und der Lernenden Vortheil als Magister gelehret hätte.

Herrschen auf einer Universität alte hergebrachte Vorurtheile, sind den Professoren die neuen Entdeckungen oder Verbesserungen ihrer Wissenschaften unbekannt, oder verdächtig, und wollten sie gern bey dem in ihrer Jugend Hergebrachten ruhig bleiben: so muß sich gemeiniglich die Verbesserung der Wissenschaft von einem Privatdocenten, der durch das Neue Beyfall sucht, anfangen. Vielleicht trägt der, nicht ohne Verdruß der besoldeten gemächlichen Lehrer, das vor, was er auf einer andern Universität gelernt hat; und findet, je unbekannter es auf dieser ist, desto mehr Glück dabey, wenn er nur anhaltend genug ist, den Geschmack zu bilden, und sich nicht dadurch abschrecken läßt, daß er in den zwey ersten Jahren, ehe man das Neue kennen lernt, wenig Zuhörer hat. - - - Es ist wahr, unter diesen Neuigkeiten, die der junge Privatdocent mitbringt, kann auch wol etwas windiges, auch wol ein ganz bequemes Hülfsmittel jugendlicher Unwissenheit seyn: allein dis wird bald entdeckt werden, wenn die Professores gut sind; und sind sie es nicht, so ist es für die Universität ein Vortheil, daß Privatdocenten neben neuer schlechter Waare doch auch neue gute Waare einbringen können. Die Geschichte

der Wolfischen Philosophie, wie sie in Begleitung mancher Fehler vor 40 Jahren auf dieser und jener Deutschen Universität eingezogen ist, wird dieses Kennern der damahligen Zeit erläutern.

§. 84.

Alle diese Vortheile hat die Universität von dem Privatdocenten unentgeldlich; und das ist, sonderlich für dürftig dotirte Universitäten, keine Nebensache. Auf diesen letzteren wagen doch oft Privatdocenten ihr nicht sehr hoffnungsvolles Glück, wenn nur eine hinlängliche Anzahl von Lernenden da ist, und sie einigermassen von Bezahlung der Collegien ihren nothdürftigsten Unterhalt haben können. Selbst an einigen Höfen erkennet man, daß die schlecht dotirte aber zahlreiche Universität ihren unbesoldeten Privatdocenten viel zu danken gehabt hat; und ich habe so gar zugehört, wenn dis Bekenntniß übertrieben ward.

Für alles dis könnte die Billigkeit den Privatdocenten wol einige Erwiederung von Seiten der Universität und des Landesherrn zusprechen. Ich setze sie, wie man leicht siehet, nicht in Gelde, ob ich es gleich zur Zuziehung künftiger Professoren für nützlich halte, wenn bisweilen einem Privatdocenten auf eine bestimmte Zeit und zur Probe ein Stipendium

gegeben

gegeben wird, das nach Ablauf der Zeit von selbst wieder aufhöret: sondern ich denke mehr an andere Erwiederungen.

Billig sollten ihnen bey den Collegiis, die sie halten, alle unnöthige Beschwerlichkeiten und Demüthigungen erspatet werden. Die Unterschrift des am schwarzen Brett angeschlagenen Lectionszettels von demjenigen Professor, in dessen Nominal-Profession die Collegia gehören, ist doch wol gewiß etwas demüthigendes, sonderlich, wenn er die Erlaubniß hat, mehr als seinen Nahmen und *Vidit*, etwan das gütig seyn sollende und vom höhern Ort herabblickende, *Commendat*, oder etwas dem gleiches noch schlimmeres, darunter zu schreiben. Den Nutzen dieser Unterschrift wüßte ich auch nicht einzusehen, wenn der Professor nicht das gefährliche, und alle nützliche Aemulation aufhebende, Recht haben soll, Collegia, die er selbst liest, dem Privatdocenten auszustreichen: Demüthigung aber bleibt es immer, wenn derjenige, welcher eben das lehret, was wir lehren wollen, uns die Anzeige unterschreibt. Wäre es nicht besser, diese so unnütze Pedanterey gar abzuschaffen? Ich kann kaum glauben, daß ein Professor, der nicht entweder ein Pedant oder etwas fühllos ist, seinen Nahmen gern unterschreibt, wo er wissen kann, daß er dem unangenehm ist, der

genöthiget war, um die Unterschrift zu bitten. Wären die Privatdocenten noch dazu angesehene Männer, die ein anderes weltliches oder geistliches Amt haben, vielleicht wol gar an Rang dem unterschreibenden Professor völlig gleich, so ist die Unterschrift noch unschicklicher, und könnte doch manchem so anstößig seyn, daß er lieber keine Collegia läse. Ob es Misbräuche geben kann, die gerade blos bey den Collegiis eines Doctors oder Magisters eintreten, und zu deren Verhütung eine Unterschrift ihrer Zettel nöthig ist, will ich nicht bestimmen: ich sehe wohl, daß sie möglich wären, z. E. wenn einer, der kein rechtmäßiger Privatdocente wäre, den Bedellen hinterginge, oder zum Freunde hätte, und dadurch seinen Zettel angeschlagen erhielte; und ich gestehe es einer Universität gern ein, daß sie diesen Misbräuchen vorbeugen soll, denn die Lernenden würden betrogen werden, wenn sich jeder Hungrige ohne Untersuchung seiner Geschicklichkeit zum Lehrer aufwerfen könnte. Allein ich dächte, zu dieser Absicht wäre allenfalls die Unterschrift des Decani genug, die nicht so viel demüthigendes in sich fasset, als die Unterschrift desjenigen Professors, der gerade eben die Collegia liest, und einem andern zu erlauben scheint, daß er sie auch lese. Wäre es aber möglich, auch diesen kleinen Absonderungsfleck den Zetteln

der

der Privatdocenten zu ersparen, und sich etwan blos an den Bedellen zu halten, der sie zu Verhütung alles Misbrauchs dem Decano zeigen müßte, ehe er sie anschlüge, so möchte ich wünschen, daß es geschähe. In der That ist doch bisweilen der Privatdocent, der diese Demüthigung leiden muß, schon um die Zeit ein ganz anderer Mann, als der unterschreibende untüchtige Professor: alsdenn leiden beide Theile, denn der Privatdocent ärgert sich, und über den unterschreibenden lacht man mit Verachtung.

Nachdem Göttingen im Jahr 1755 vorgegangen ist, geben mehrere Universitäten ein Lectionsverzeichniß heraus, in dem auch die Collegia der Privatdocenten angezeiget sind. Vermuthlich werden es künftig noch mehrere thun, und einige haben es wirklich nöthig, wenn nicht ihre Armuth an Lehrern und Collegiis in die Augen fallen, und man auf dem weitläufig gedruckten Bogen mehr Phrases, und mehr, mit Gottes Hülfe, als Collegia finden soll. Es geschehe nun, in welcher Absicht es wolle, (zu Göttingen geschahe es anfangs blos, weil der damahlige Curator, der verewigte Herr von Münchhausen, zur Erleichterung seiner Correspondenz, ein tabellarisch eingerichtetes Verzeichniß der Collegien verlangte, und der, dem er dis auftrug, ihm an-

 rieth,

rieth, die Lectionen der Privatdocenten mit in dis Verzeichniß zu nehmen:) es geschehe tabellarisch, wie zu Göttingen, oder alphabetisch, wie zu Leipzig: so ist es doch wirklich Billigkeit. Der unbekannte Anfänger hat mit dem berühmten Professor noch nicht völlig gleiche Vortheile, bey gleichen Verdiensten Applausum zu erhalten, wenn die Collegia des einen so wol als des andern im gedruckten Lectionscatalogo bekannt gemacht werden: geschiehet aber das nicht, und der Privatdocent hat blos die Erlaubniß, nachdem sich schon die meisten Studenten, sonderlich die neuankommenden, ihre Collegia aus dem gedruckten Verzeichniß gewählt haben, vierzehn Tage vor Anfang der Collegien an das schwarze Brett zu schlagen, so ist die Ungleichheit des Spiels gar zu groß. Entweder der Privatdocent verliert dabey, und wird unterdrückt, oder er lernt die schädliche Niederträchtigkeit, zu Collegiis zu werben. Dis letztere ist den Professoren nachtheiliger, als wenn sie ihm erlauben, seine Collegia mit im gedruckten Verzeichniß anzukündigen; und verdirbt vielleicht den Character dessen, der sich dazu gewöhnt, auf immer.

Eine andere Billigkeit wäre, auf die Beförderung derjenigen Privatdocenten, die auf der Universität ihre Versorgung nicht so bald finden können, zu denken. Sie alle auf der Universität selbst zu beför-

dern,

dern, ist nicht möglich: die Vorstellung von der Glückseeligkeit, oder dem unsterblichen Glanz des academischen Lebens, pflegt bey den die Welt noch nicht kennenden Studenten so groß zu seyn, daß ihrer immer sehr viel mehrere Lust dazu haben, und den gefährlichen Versuch machen, als Professores erfoderlich sind. Eine übermäßige Anzahl von Professoren oder Lehrern, wenn sie auch alle gut wären, erstickt die Universität, und hindert jeden, zu leisten, was er sonst würde geleistet haben: und zu einem guten Professor wird so mancherley erfodert, daß vielleicht kaum einer unter zehn Privatdocenten diese Eigenschaften beysammen hat. Die übrigen können deswegen doch ganz geschickte, und zu andern Bedienungen brauchbare Leute seyn: und wirklich haben sie vor andern Candidaten das zum voraus, daß sie bey Ertheilung des academischen Unterrichts genöthiget waren, selbst zu lernen. Man muß sie nur nicht gar zu lange auf Universitäten lassen, sondern nach zwey oder drey Jahren anderwärts befördern: denn das will ich freilich auch nicht leugnen, daß einer, der die Lebensart eines Privatdocenten zu lange fortsetzt, dadurch zuletzt etwas all zu Universitäten-mäßiges, einen Ton im Reden, und eine Falte in seiner ganzen Gedenkungsart, bekommt, so sich zu andern Bedienungen nicht schickt, und

manches

manches wieder vergißt, darin er gerade nicht Gelegenheit hatte Unterricht zu geben. Läßt man aber den Privatdocenten nur nicht zu alt werden, so muß er wahrscheinlicher Weise zu den meisten Bedienungen tüchtiger geworden seyn, als der ohne solche Uebung von der Universität kommende blose Student.

In einigen Gegenden Deutschlandes geschiehet das wirklich, was ich hier für den Privatdocenten vom Publico bitte; und es ist eine Stuffe oder Empfehlung zur Beförderung, wenn einer ein paar Jahre auf Universitäten gelehret hat. Anderwärts ist das gerade Gegentheil. Man siehet den, der einmahl diesen Versuch gemacht hat, beynahe so an, als hätte er allen andern Beförderungen entsagt: er ist nicht mit in der Reihe derjenigen, auf deren Beförderung die Obern denken, und dabey scheint es so gar, sie glauben, wenn er etwas taugte, so würde er auf der Universität Beyfall und Versorgung finden, wolle es ihm aber da nicht glücken, so müsse er nichts rechtes gelernt haben. Wie unbillig ist dis Urtheil! Gesetzt, einer schickt sich zum Universitätslehrer nicht, sollen denn alle Bediente im Lande, und so gar die Hofmeister der nicht viel lernen wollenden vornehmen Jugend, (ein Amt, zu dem hin und wider schon der disqualificirt ist, der das Unglück gehabt hat, Magister zu werden) professormäßige Wissenschaft,

und

und noch über das den auf Universitäten gefallenden, eben den, den jetzigen modernen Ton treffenden, Vortrag haben? Wie übertrieben wäre die Foderung! Aber wenn auch ein junger Docent alle zum Professor nöthige Eigenschaften hat, (also, etwas mehr, als die meisten, die Bedienungen zu vergeben haben, sich selbst zuschreiben können, wenn sie nicht sehr partheyische Richter seyn wollen,) so ist es doch noch keine Folge, daß er Beyfall erhalten, und, von Glück will ich nicht sagen, sondern nur, seinen nothdürftigen Lebensunterhalt auf Universitäten finden wird. Der Docenten sind zu viel, als daß alle eine hinlängliche Anzahl von Zuhörern bekommen könnten: man rechne auf den meisten Universitäten die Zahl der Lehrenden und Lernenden gegen einander, so wird man bald sehen, daß auch ein guter Docent nur wenig Hoffnung zu einem mittelmäßigen Applausu hat. Mit den Beförderungen auf Universitäten hat es eben diese Bewandniß: derer, die sie suchen, sind viel, und der erledigten Stellen wenig. Man braucht nicht so viel Professores, als sich Privatdocenten zum Universitätsleben drängen: gegen einen von ihnen, der befördert werden kann, muß ordentlich, wenn nicht die Zahl der Professoren bis zum Schädlichen vermehrt werden soll, ein Professor sterben. Ich will es hier nicht untersuchen, ob die

Anmerkung wahr ist, daß die Lebensart eines Professors gesund seyn müsse, weil so viele Professoren ein hohes Alter erreichen: ohne hierin den Medicis vorzugreifen, darf ich wol für gewiß annehmen, daß nicht selten etliche Privatdocenten gerne Einen Professor mit beiden Händen in den Himmel höben, und denn seine Verdienste in einem Trauergedicht besängen: aber was können sie dafür, wenn er noch auf Erden bleiben will? und so lange das geschieht, können sie nicht befördert werden, wenn die Casse nicht unerschöpflich genug ist, neue Besoldungen auszuwerfen, und auch seinen Applausum nicht erben.

Selbst die Universitäten haben einen Vortheil davon, wenn diejenigen Privatdocenten, die man nicht zu Professoren gebrauchen kann, anderwärts befördert werden. Es ist schon schädlich, wenn sie sich zu sehr häufen, und der Lehrenden in Verhältniß gegen die Lernenden zu viel werden, bis zuletzt der Hunger sie nöthiget, allerley niedrige Mittel zu Anwerbung der Zuhörer anzuwenden: (doch hiervon nachher:) man kann aber auch beynahe versichert seyn, daß die meisten untüchtigen Privatdocenten mit der Zeit durch anhaltendes Bitten, Mitleiden, oder Vorsprache, Professorstellen erhalten, wenn sie nur lange genug auf der Universität bleiben, und

nicht

nicht so unglücklich sind, gar keine Zuhörer fangen zu können: selbst ihre vieljährige Arbeit dient in einem, für die Universität unglücklichen, Augenblick, zum Bewegungsgrunde; und alsdenn ist die Universität durch eben die Leute auf lange Jahre verdorben, die vielleicht in einer andern Bedienung ganz brauchbar hätten seyn können. Auch stehen die untüchtigen altgewordenen Privatdocenten den jüngeren im Wege, und schrecken sie ab, denjenigen Versuch zu machen, von dem man zum Besten einer Universität wünschen muß, daß ihn viele machen, damit unter vielen der beste ausgesucht, und zur academischen Lebensart bestimmt werden könne. In der That benehmen sie ihnen nicht blos durch ihr Exempel den Muth, sondern hindern auch wirklich ihre Beförderung auf der Universität: denn ob es gleich gar nicht ungerecht ist, bey Besetzung einer Professorstelle den jüngsten Privatdocenten dem ältesten vorzuziehen, so kommt es doch wol den Obern hart vor, und dis dient wenigstens zum Vorwande, den jüngern, der der Universität nützlich gewesen seyn würde, warten zu lassen, und mit seinen Bitten zur Geduld zu verweisen, bis er der Sache überdrüßig wird, und eine andere Lebensart oder Universität suchet.

Ich sehe wohl, was für Schwierigkeiten der gute Wunsch, den ich gethan habe, gegen sich hat: ich

weiß

weiß auch keinen allgemeinen Vorschlag zu thun, wie sie gehoben werden sollen, denn, um practicabel zu seyn, müssen sich die Vorschläge jedesmahl nach den besondern Umständen und Verfassung des Landes, von dem man redet, richten. Die Universität hat ordentlich mit Vergebung der Bedienungen im Lande nichts zu thun, und es ist auch sehr gut, daß sie es nicht hat: selbst ihr Curator kann schwerlich bey allen Gattungen von Bedienungen den Einfluß haben, der nöthig wäre, Privatdocenten zu versorgen: und die hohen Collegia, oder übrigen Geheimden Räthe, von denen die Vergebung der Landesbedienungen abhänget, haben wieder mit der Universität zu wenig zu thun, als daß sie auf die Verdienste angehender Privatdocenten reflectiren, oder sie nur kennen sollten. Bisweilen trit gar eine widrige Gesinnung gegen die Universität, oder ihren durch sie einen vorzüglichen Ruhm erlangenden Curator ein, der alles, was mit der Universität näher zusammenhängt, ihnen unbeliebt macht. Hier wird jedes Land seine eigenen Verordnungen nöthig haben, durch welche denen, die auf Universitäten einen Versuch im Dociren machen, entweder einiger Vorzug und nähere Hoffnung zu guten Beförderungen gegeben, oder doch wenigstens die völlige Gleichheit mit andern, die sich als Candidaten melden, erhalten wird.

wird. Der Wille und das Auge des Landesherrn, und sein Zutrauen zu einem sorgfältig gewählten Curator, kann hier vieles thun: doch sind auch, wie man aus Beyspielen einzelner Länder siehet, Gesetze und Verordnungen möglich.

Bey allem bisher gesagten wollte ich aber doch immer nur von dem Fall verstanden werden, wenn Privatdocenten Beförderungen verdienen, sich auf der Universität tugendhaft, und gegen ihre gewesene Lehrer bescheiden verhalten, nicht unmoralische Mittel zu Erhaltung des Beyfalls anwenden, und nicht, um zu gefallen, Verführer der Jugend werden: denn in diesen Fällen kann man sie ohne Unbilligkeit den natürlichen Folgen des für sie gefährlichen Versuchs, den sie gewiß aus Liebe zu sich und nicht zu dem Publico gemacht haben, überlassen, und im letzten wäre zu wünschen, daß man ein Recht hätte, ihnen ein Consilium abeundi zu ertheilen. - - - Und auf der andern Seite müßte die Beförderung ausserhalb der Universität, die ich den besseren Privatdocenten erbitte, nicht so viel, als eine Ausschliessung von künftiger Universitätsbeförderung seyn. An den ehemahligen Privatdocenten, die man mit andern Aemtern nicht bestraft, sondern belohnt hat, weil eben auf der Universität nichts für sie vacant war, muß das Land gleichsam einen

Depot von academischen Gelehrten haben, aus denen die Obern nach Befinden wieder einmahl die brauchbarsten auf die Universität zurück berufen können, wenn Profeßionen erlediget sind, und sie es nöthig finden. So bald dieses ist, wird die Beförderung in andere Aemter nichts demüthigendes an sich haben, und nicht ein flebile beneficium, sondern eine wahre, demjenigen, der sie erhält, angenehme und ehrbringende Belohnung seyn. Wenn man hingegen weiß, der in ein anderes Amt beförderte ist von der Universität weggeschaft, um nie zurück zu kommen, so ist die Wohlthat schon eine Art von Beschimpfung, und wenigstens für junge Leute, die zu schulmäßig vom vermeinten Glanz der academischen Lebensart, (in der That der verleugnungsvollesten in der Welt, die ich mir selbst gelassen nie wählen möchte,) eingenommen sind, betrübend. Das muß eine Wohlthat nicht seyn, sonst wird sie niemand schätzen, und sie wird nicht allein ihren Einfluß in die Handlungen der Menschen verlieren, sondern auch geflohen werden.

Soll ich von diesem Depot meine Gedanken noch einmahl wiederholen, um nicht in einer wichtigen Sache unrecht verstanden zu werden, wie es den vorigen Theilen des Raisonnements nicht selten, nicht zwar von Lesern, aber wol von Schriftstellern, wider=

widerfahren ist? - - Unter mehreren Privatdocenten wird vermuthlich ein einziger seyn, der die nöthigen Studia und Eigenschaften zum künftigen Professor hat; aber auch dieser kann um die Zeit auf der Universität nicht placirt werden, wenn man nicht die Zahl der Professoren zum Nachtheil der Universität zu sehr vermehren, und einen durch den andern hindern will; und auch ohne diese Absicht verbietet es wol der Zustand der Casse, ihn auf der Universität zu belohnen, ehe etwas erlediget ist. Alle diese befördere man, wenn sie zwey oder drey oder höchstens vier Jahr docirt haben, ausserhalb der Universität, und zwar so, daß die Beförderung nicht Degradation, sondern Belohnung heissen könne: man lasse auch in so fern keinen Unterscheid unter ihnen merken, daß sie selbst oder das Publicum wüßten, bey wem man etwan die Absicht hat, ihn künftig wieder auf der Universität zu gebrauchen, und bey wem nicht, denn sonst wird das, was Belohnung seyn soll, für die meisten geheimer Gram und öffentliche Beschämung. Die Obern merken sich nur diejenigen aus der grösseren Zahl, die sie vielleicht künftig auf der Universität wieder zu gebrauchen dächten: und unterlassen sie auch das, so ist nicht viel daran gelegen; sie werden sich, ohne es zu wissen, selbst durch etwas vor den Augen der Welt auszeichnen, und alsdenn

werden die Obern sich erinnern, daß sie vor einigen Jahren auf der Universität nicht ohne Beyfall docirt haben. Dis sey das Depot der Universität auf einen künftigen Nothfall, und es wird bald zahlreich werden, wenn für Privatdocenten Beförderungen zu hoffen sind. Wird nun wirklich eine Profession erlediget, so ist meine Meinung nicht, daß die Obern gerade einen aus dem Depot wählen sollen, sondern den besten, den sie erhalten können, es sey innerhalb oder ausserhalb des Landes. Allein vielleicht ist der vorhin auf der Universität selbst zugezogene, und seit einigen Jahren in ein anderes Amt beförderte Mann, der beste; oder vielleicht kann man einen Auswärtigen, der sonst der beste wäre, nicht erhalten, und so ist man doch immer im Stande, die erledigte Profession aus dem Depot der Privatdocenten, wenigstens brauchbar, vielleicht aber auch sehr gut, zu besetzen. Daß der ehemahlige Privatdocent einige Jahre lang von der Universität entfernt gewesen ist, und in einem andern Amte gestanden hat, wäre wol kein Schade für ihn: es dient vielmehr, der Denkungsart ihr gar zu einförmiges zu benehmen, manche theoretische Kenntnissen brauchbarer zu machen, und gewisse dem Universitätsleben eigene Fehler abzulegen. Nur muß die Abwesenheit von der Universität nicht gar zu lange dauren. Denn das gestehe

ich

ich freilich ein, daß der ehedem gute Privatdocent sich nach 10 oder 12 Jahren selten wieder auf die Universität schicken würde: 5 oder 6 Jahre aber werden ihn nicht allein nicht unbrauchbar machen, sondern die Veränderung der Lebensart wird bisweilen so gar vortheilhaft seyn. - - - Aber wird er auch denn zurückkehren wollen, wenn er gerufen wird? Dürfte er nicht vielleicht in einem andern Amte schon besser stehen? Vielleicht ist dis der Fall: aber einige werden doch immer wieder auf die Universität Lust haben, wenn man ihnen billige Anerbietungen thut. Sollten die meisten schon um die Zeit vortheilhafter placirt seyn, als auf der Universität geschehen kann, so ist es ein handgreiflicher Beweis, daß die Belohnungen der Verdienste auf der Universität zu geringe sind, und die Umstände der Professoren nach Billigkeit und Klugheit eine Verbesserung erfodern. Will man auf Universitäten wahrhaftig geschickte Männer haben, so muß, weil zu einem Professore mehr erfodert wird, als zu den meisten andern Aemtern, und es auf Universitäten merklich theurer ist, als an andern Oertern, der zur academischen Lebensart geschickte Mann auf der Academie besser stehen, als er in einem Amte ausserhalb der Academie wahrscheinlicher Weise stehen könnte.

§. 85.

Wenn das richtig ist, was ich bisher von den Vortheilen gesagt habe, die Privatdocenten den Universitäten bringen können, so muß kein Stifter oder Erhalter einer Universität die Privatdocenten abschaffen, und sie mit lauter berufenen und besoldeten Lehrern besetzen wollen. Die sich selbst aufwerfenden Docenten haben freilich auch ihre schlimme Seite, können einer Universität schaden, die unerfahrne Jugend hintergehen, und von den Lehrern, bey denen sie etwas gründlicheres lernen würden, durch allerley Künste abziehen: allein wenn man auch diese schlimme Seite bemerkt, so muß man sich doch nicht dadurch bewegen lassen, in der bisherigen Einrichtung der Universitäten etwas hauptsächliches zu ändern, sondern blos dem Schädlichen durch Gegenmittel vorbeugen. Der Stifter, der alle Lehrer von seiner Universität ohne Nachtheil ausschliessen will, die sich selbst aufwerfen, und nicht von dem Curator, oder wer sonst das Recht dazu hat, gesetzt sind, muß einen in allen Wissenschaften untrüglichen Beurtheiler zum Curator setzen: kann er das nicht hoffen, und wäre es möglich, daß in Wahl der Professoren gefehlt würde, so muß er Privatdocenten nicht hindern, die Mängel der Universität zu ersetzen, und die Professores zum Fleiß und bester Anstren-

gung ihrer Kräfte zu zwingen. Er muß sich auch unter keinem Vorwande von den Professoren bereden lassen, ihnen auf immer zu erlauben, daß sie die Graduirten, die nicht Professores sind, von Haltung der Collegien ausschliessen. Warum ich die Einschränkung, auf immer, hinzu setze, wird man nachher sehen: es kann bisweilen ein ausserordentlicher Zustand, eine Krankheit der Universität seyn, die auch ausserordentliche Anordnungen erfodert.

Aber sollten wol, wird man denken, Professores sich jemahls dergestalt blos geben, etwas von der Art ihrem Nutritori anzurathen, oder von ihm zu verlangen? - - Auf ihren geheimen Willen oder Wunsch will ich mich hier nicht einlassen: wäre auch der da, so wird er doch bey den drey unteren Facultäten, aus Mangel eines scheinbaren Vorwandes, vermuthlich geheim bleiben. Blos die theologische hat an der Orthodoxie und Eifer für die heilsame Lehre einen Prätext, den die übrigen vermissen; und könnte dis vielleicht zu einem Theil ihrer Statuten machen, die Doctores, die nicht zugleich Professores sind, vom Catheder auszuschliessen. Sie thut dis freilich, (das muß ich der Wahrheit und Billigkeit wegen sagen) auf den meisten Universitäten nicht: bisweilen aber ist sie doch wirklich strenger. Ich will Ein Beyspiel geben, das dis alles am besten

erläutern, und zugleich Regeln von dem, was in ausserordentlichen Fällen nöthig ist, und was es für Nachtheil bringt, wenn es das ordentliche wird, an Hand geben kann.

Die theologische Facultät zu Halle hatte, nach ihren selbst entworfenen und von Churfürst Fridrich dem Dritten bestätigten Statutis (*), nicht zwar ausdrücklich, aber sehr künstlich, ein Recht, alle, die nicht Professores der Theologie waren, von Haltung theologischer Collegien auszuschliessen, wenn sie es wollte: und am Willen hat es ihr auch nicht gefehlet. Es verstand sich von selbst, daß, wenn einer von dem dortigen zahlreichen Ministerio hätte Doctor Theologiä werden wollen, die Facultät leicht eine Ursache finden konnte, es ihm abzuschlagen, im Fall er nicht nach ihrem Sinne war: z. E. er sey nicht im Examine bestanden, (und wer wird in allen Theilen der Theologie bestehen, wenn der Examinante es nicht will?) oder nicht orthodox, d. i. er habe nicht die Lehre, welche die damahls für heterodox gehaltene Facultät führete, oder, er sey kein Wiedergebohrner, denn auch dis ward nach ihren Grundsätzen zur Würdigkeit eines Promoti erfodert.

Er

(*) Sie stehen in Dreyhaupts Beschreibung des Saalcreyses Th. II. S. 89.

Er konnte nun freilich auf einer auswärtigen Universität Doctor werden, allein dagegen war wieder sehr vorsichtig in die Statuten eingerückt, daß auswärtige Doctores nicht ohne ein Colloquium, Prüfung ihrer Orthodoxie, und Zeugnisse eines untadelhaften Wandels, wie er sich einem Theologen geziemet, nostrificirt und zum Lehren zugelassen werden sollten. Dis war nun wieder so viel, als es blos in der Facultät Willkühr gestellet, ob sie ihn annehmen wollte, oder nicht: denn der Willkühr der Fragen beym Colloquio nicht zu gedenken, so würde einer, der die damahligen Sätze der Facultät nicht angenommen, der etwan das Tanzen, oder gar die Comödien, für erlaubt ausgegeben hätte, gewiß ein Heterodoxer der ersten Grösse gewesen seyn; und der untadelhafte Wandel ward auch nicht bürgerlich und äusserlich, sondern mit einem Blick in das Herz untersuchet.

Ob das Churfürstliche Staats-Ministerium, das diese Statuten billigte, die völlige Absicht davon verstanden, oder ob es diese Stelle nur unter einer ganzen Menge von dunkeln und unbestimmten Ausdrücken, nach Breithaupts Schreibart, hingehen ließ, weiß ich nicht. Gesetzt aber, es hätte den Passum mit allen seinen Folgen verstanden, so that es 1694 recht, ihn zu billigen. Die Universität

hatte damahls eine Krankheit, die ein ausserordentliches Gegenmittel erfoderte: man eiferte auf ihr, und in ganz Deutschland, für und gegen den sogenannten Pietismus; die Facultät, den einzigen Bayer ausgenommen, war ihm eifrig zugethan, das Stadtministerium aber, in welches schon von der orthodoxen Parthey gelehrtere Leute hätten eingeschoben werden können, eben so heftig zuwider, und fand in andern Gegenden Deutschlands Hülfe. Die Universität hätte durch innern Zank zerrüttet, und die grossen Absichten des Hofes in Beförderung der Toleranz zwischen Lutheranern und Reformirten vereitelt werden können, wenn es der damahls sogenannten orthodoxen Parthey möglich gewesen wäre, ohne Willen des Hofes den Theologen einen gelehrten und beliebten Docenten entgegen zu stellen.

Gültig genug machte die theologische Facultät ihre Rechte, wie es wol von Männern zu erwarten war, die in ihrem Herzen aufrichtig glaubten, dis sey die Sache Gottes. Jo. Michael Heineccius, (der Bruder des berühmten Juristen) war wirklich der gelehrte Mann, der ihr hätte Abbruch thun können, und sein Vortrag wird auch gerühmt: er war zu Helmstädt Doctor geworden, aber er durfte nichts, als Winkelcollegia lesen, welches er auch bisweilen

that,

that, ohne das gefährliche Gesuch einer Nostrification, oder Qualification zum Catheder, zu wagen.

So gut dis Recht zu Anfang war, so hätte es doch mit der Zeit abgeändert werden sollen. Denn es hielt alle neue und bessere Kenntnissen in der Theologie lange ab, in Halle einzudringen. Nichts, als Hebräische oder auch Orientalische Philologie war so glücklich, den Zugang zu erhalten, weil August Hermann Franke, ein Mann, der viel Liebe zur Gelehrsamkeit hatte, sie begünstigte; und doch geschahe es, um Breithaupten nicht zu misfallen, unter mancher Einschränkung von Orthodoxie nach dem dortigen Meridian, die schon im nächsten Sächsischen Dorf Heterodoxie hieß. Aber in andern Theilen der Theologie durfte niemand lehren, was die bestelleten Professores der Theologie gut zu lehren wirklich nicht im Stande waren; so gar, Buddeus, der von ihrer Parthey war, war ihnen zu gelehrt, und erhielt den Rath, den Ruf nach Jena nicht auszuschlagen, weil sonst dort niemand das Werk Gottes triebe: die Philosophie, sonderlich eine nicht aus blosem Nahmen bestehende, war Kätzerey, und Wolfs Schicksale sind bekannt genug, bis endlich Baumgarten die Philosophie, so gar die Wolfische, verstohlen auf dem Waisenhause einführte, (ein wahrhaftig verdienstliches Werk) und bald als Professor der

Theolo-

Theologie öffentlich mit der Theologie verband. Nur wollte er nicht, daß andere auch neben ihm allerley Contrabande einführen sollten. In der Facultät entstanden anders denkende, die meinten, man solle gelinder seyn als die Statuten, um Docenten zuzuziehen; aber er war der eifrigste und nachdrücklichste unter denen, die auf genaue Befolgung der Statuten drangen. Die Statuta sind auch noch nicht abgeändert, ob ich gleich glaube, daß jetzt kein strenger Gebrauch davon gemacht werden würde.

Beyläufig wird man aus diesem Beyspiel sehen, wie versteckt das Kunststück seyn kann, durch welches eine, vielleicht keine andere als die theologische, Facultät, Privatdocenten auszuschliessen weiß, und den Kindern dieser Welt als Muster der academischen Klugheit vorleuchtet. Aus der Geschichte der Hallischen Universität scheint so viel zu folgen: Ob man gleich keiner Facultät je befehlen soll, einen zum Doctor zu machen, den sie nicht für würdig hält, so soll man doch die Nostrification auswärtig promovirter nicht auf Bedingungen ankommen lassen, die so schlechterdings von ihrer geheimen Willkühr abhängen; nicht auf ein Colloquium, dabey der zubereitete Professor, der die schwache Seite des Candidaten kennet, fragen kann, was er will, und über die Antwort Richter ist. Freilich soll die Facultät

auch

auch nicht gezwungen seyn, jeden, der auswärtig promovirt hat, zu nostrificiren, sonst könnte sich jeder Unwissende, der nur die Gabe besässe, junge Leute an sich zu ziehen, der Universität zum Lehrer aufdringen, und den Geschmack an wahrer Gelehrsamkeit verderben. Aber die Prästanda sollen nicht in einem so fürchterlichen Colloquio, bey dem kein Unpartheyischer zuhört, bestehen, sondern lieber, wie wirklich auf den meisten Universitäten gewöhnlich ist, in einer öffentlichen Disputation, bey welcher jeder extra ordinem opponiren kann, und die Facultät das Recht haben mag, dem öffentlich geprüften und öffentlich erkannten Unwissenden die Nostrification zu versagen. Dis ist doch für einen, der nostrificirt werden will, Fegefeuers genug.

§. 86.

Bisher ist blos von Vortheilen geredet, die eine Universität von Privatdocenten hat: aber jede Sache hat auch ihre nachtheilige Seite, so bald sie übertrieben wird. Eine zu grosse Anzahl von Privatdocenten, oder, wenn sie die Hauptdocenten auf der Universität werden, und der Applausus sich anhaltend von den Professoren weg zu ihnen ziehet, ist eine gefährliche Erscheinung. Wir haben eine Universität in Deutschland, die viel von ihrer ehemahligen

dagegen denn der ganze Unterricht der Jugend, die auch nichts lernt, es wäre denn bisweilen zum Glück Griechisch und Lateinisch, den Magisters und Tutors überlassen ist. Wenn es bey uns nirgends so weit gekommen ist, so ist die Ursache, daß auf keiner Universität die Privatdocenten sich so unmäßig gemehret haben, oder der Haupttheil der Lehrer geworden sind, und daß eine den Privatdocenten überlassene Universität bald wegen der Nachbarschaft anderer, auf denen Professores fleißig dociren, wüste werden würde. Aber England giebt uns doch von den Folgen des Fehlers, wenn er auf das höchste getrieben wird, gleichsam in Vollkommenheit das Beyspiel. Man darf auch nicht einwenden, die Besoldungen auf unsern Universitäten wären zu klein, davon zu leben: einige sind auf alten wohldotirten Universitäten ganz ansehnlich, und in einer Entfernung vom Luxu hinlänglich: aber wenn das auch nicht wäre, so ist ein des Müßiggangs gewohnter auch mit einem Canonicat von ein paarhundert Thalern, ja mit noch einem geringern, so fern zufrieden, daß er den gewohnten Müßiggang fortsetzt.

Dis alles möchte hingehen, man möchte die Besoldungen umsonst zahlen, wenn nur die Privatdocenten den Verlust der Arbeit besoldeter Lehrer genug

ersetzten. Aber nun kommt das zweyte: Es ist nicht glaublich, daß sie ihn ersetzen werden! Wenn die Lehrer einer Universität blos, oder doch hauptsächlich, Privatdocenten sind, die sich selbst zu Lehrern bestellen und ein Auditorium zusammen suchen: so ist alles dem Zufall überlassen; die Vorsicht der Obern, und das Auge der Kenner, thut nichts. Ich bin so freyheitsliebend, zu wünschen, daß die irren könnende Vorsicht der Obern nicht alles thun, sondern eine Mischung zwischen ihr und zwischen Zufall immer das Gute zuwege bringen möge, das wir auf manchen Deutschen Universitäten finden: allein wo gar keine Klugheit die Docenten bestellet, sondern blos der Zufall und ihr eigenes Sçavoir faire in Erwerbung des Applausus, da muß es bald schlecht aussehen. Die meisten, die sich selbst zu Privatdocenten setzen, thun es doch wol nicht aus reiner Liebe zum Publico, und nachdem sie ihre eigene Geschicklichkeit unpartheyisch geprüfet haben, (wer wollte so einfältig seyn, dis zu denken?) sondern aus Ambition, weil ihnen die Universität der einzige Sitz der Ehre zu seyn scheinet, (dis wäre noch immer der beste Antrieb) oder, weil sie sonst keine Hoffnung haben, befördert zu werden, das ist, arm und ohne Gönner und Connexionen sind, oder gar, weil sie, wie man es

nennet; fidel (*) sind, und ihnen das Universitäts-leben einmahl gefällt. Sie bedienen sich auch zu Erhaltung des Beyfalls oft solcher Mittel, die eben nicht den der Jugend vortheilhaften Docenten aus-zeichnen. Freundschaft ist unter ihnen noch das beste, ob es gleich in der That nicht sehr vortheilhaft für den Lernenden seyn kann, wenn er den Lehrer aus Freundschaft, (das heißt schon halb aus Barm-herzigkeit) aussucht.

Freilich, es wird möglich seyn, daß die einmahl auf einer solchen Universität seyenden Studirenden mit solchen Lehrern vortreflich zufrieden sind, und ihr eigen Glück preisen: allein dadurch werden sie dem Vaterlande noch nicht zu brauchbaren Männern zubereitet, und wenn es möglich wäre, daß eine solche Universität lange berühmt bliebe, so wäre es ein Unglück für unser gemeinschaftliches Vaterland: was sie der Cammer ihres Landesherrn eintrüge, wenn sie dis ja thäte, möchte man gleich neben die Geld-

(*) Dis heißt in der Universitätssprache,

die der Studente spricht,

Die nie entweihet ward vom comischen Gedicht,

so viel als im ungelehrten Deutschen, liederlich, und ein determinirter Verführer junger Studenten.

Geldschneiderey eines im Lande herumziehenden Doctors, der statt des Catheders eine Art von Bühne auf dem Markte aufschlägt, setzen. Allein sie wird nicht lange berühmt bleiben, weil man zu bald inne wird, daß die auf ihr Studirenden wenig reelles lernen, und mit einem Kopf voll Wörter oder Terminologie anstatt der Sachen, oder mit einer andern eben so ungangbaren Waare, etwan nach der jetzigen Mode, Witz, Schöndenkerey, Ansatz zum Versuch, ein theatralischer Schriftsteller zu werden, oder was sonst jedesmahl Mode und Umstände substituiren werden, und höchstens mit einigen gar zu armen Anfangsgründen, nach Hause kommen. Allenfalls kann sie das Glück haben, die Universität der Armen zu werden, die übereilt zum Studiren kommen, nicht wählen können, weil sie vorhin zu wenig gelernt haben, oder keine Kenner hatten, die sich um ihr Schicksal bekümmerten, und wenn sie bey ihrer Rückkunft von der Universität im Examine nicht bestehen, dis mit philosophischer Grosmuth der Unwissenheit der Examinanten zuschreiben, selbst aber zu hungern fortfahren, und dabey kriechen lernen.

Privatdocenten sind doch auch, wo es recht zugehet, und Verdienste belohnet werden, Anfänger, von denen man, wenn sie aufs beste sind, nicht eben

das erwarten kann, was von einem guten Professor erwartet und gefodert wird. Weder die Data, die zu den Wissenschaften gehören, noch die bequemste Methode des Vortrages, sind plötzliche Geschenke des Himmels, oder, wie es vor vielen Jahren mein Lehrer in der Logik nannte, ein habitus infusus, sondern erfodern den Fleiß, die Uebung, und die Erfahrung mehrerer Jahre; kann man nun glauben, daß der Verlust der zum Stillschweigen gebrachten Professoren einer Universität hinlänglich durch Privatdocenten ersetzt werden wird? - - - Aber, wendet man mir vielleicht ein, wenn sie nun nicht mehr junge Leute sind? Desto schlimmer, dächte ich, stände die Sache: denn verdienten sie Professores zu werden, und hätten die Studia dazu, so würde man ja die Billigkeit gehabt haben, sie zu Professoren zu machen, und zu besolden. Was kann man gegen diese Billigkeit einwenden, und warum belohnt man sie nicht, wenn man sie so würdig findet, wenigstens mit einem Titel, der ein Recht an das nächste erledigte Salarium mit sich führet? - - - Doch gesetzt, ich höre auch hier: es geschieht nun einmahl nicht, und man handelt nicht immer billig, aber die Leute sind brauchbar! so bleibt es wiederum unbegreiflich, wie andere Universitäten, mit denen Deutschland so übersäet ist, nicht ihre Meriten erkennen,

kennen, und der undankbaren Universität einen solchen Schatz rauben. Sie müssen wol in der That nicht so brauchbar seyn, als man denkt, sonst würde dis der Erfolg gewesen, und sie längstens an andere Oerter vocirt seyn.

Doch noch Eins. Gerade der unangenehme Umstand, daß sie nicht besoldet sind, macht sie, wenn sie auch noch so viel Geschicklichkeit und Studia hätten, zu dem grossen Zweck der Universitäten unbrauchbar, wenn sie nehmlich lange in diesem unbesoldeten Zustande der Privatdocenten bleiben: und eben derselbe wahrhaftig gelehrte Mann, der als Professor ihr Ehre gebracht haben würde, thut ihr und seinen Zuhörern als altwerdender Privatdocent vielleicht Schaden! Aber wie sollte das zugehen? Man höre mich geduldig an, und urtheile! - - - Er will doch als Privatdocent leben, und lange reichen vermuthlich seine Mittel nicht zu. Weil er unbesoldet ist, kommt alles auf Applausum an. Zu diesem giebt es unerlaubte und niedrige Mittel: ich will setzen, daß er sich nicht hinreissen läßt, die zu gebrauchen, wiewohl in der That die Versuchung groß ist; aber er muß sich doch mit Collegiis überhäufen, um leben zu können, und zwar wol mit solchen, die von ganz verschiedener Art sind. Nun ist es ihm nicht möglich, sich auf ein jedes, oder

auch nur auf ein einziges Collegium recht zuzubereiten, (eine Sache, die ohnehin Ruhe des Gemüths erfodert, und gerade von den besten Genies am meisten unterlassen wird, wenn sie Sorgen haben, die sie gern zerstreuen wollten:) für sich studiren kann er gar nicht, (es wäre denn des Nachts, um sich stupide zu machen, wie ordentlich der Nachtgelehrte thut; und denn ist er wieder unbrauchbar, höchstens ein gelehrter Rhunstab mit eingeschnittenen Zeichen:) der absichtsvolle Umgang mit denen, um deren Applausum er werben muß, raubet ihm noch manche Stunde, die er gern besser anwenden würde, und andere raubet ihm die nicht unbegreifliche Melancholie, oder, wie sie bey Gelehrten heißt, Hypochondrie; von der er sich gern zerstreuen möchte. Ist es wahrscheinlich, daß derselbe Mann unter diesen Umständen leisten kann, was ein besoldeter Professor von völlig gleichem Genie und Gelehrsamkeit leisten würde? Er wird unterdrückt, liest viele Stunden, um Brodt zu verdienen, das er sich noch dazu selbst schmälert, weil seine ihm ergebene Auditores sich doch in seine Stunden theilen müssen, und er vielleicht in acht Collegiis nicht viel mehrere hat, als er in vieren gehabt haben würde; er übersetzt, vielleicht ein schlechtes Buch, für den Buchführer; er hat nicht das nöthige Geld, sich Bücher anzuschaffen:

schaffen: könnte er wol zulernen? und wird er nicht immer Anfänger bleiben? noch dazu ein Alternder, der jedes halbe Jahr etwas vom Collegio des vorigen halben Jahrs vergißt, so wie bey uns mit jedem Jahre Saftröhren und Saftgefäse zufallen, bis wir endlich alt werden, und Runzeln bekommen?

Daß dieser Privatdocent ungeheyrathet bleiben muß, wenn er nicht durch eine ihn erniedrigende Person das Glück seines ganzen Lebens zerstören will, versteht sich von selbst. Aber was geht das, wird man sagen, das Publicum, oder das Beste der Universität an? - - - In der That doch bisweilen etwas, wenn man nicht einen Mönch, sondern einen im gemeinen Leben brauchbaren Mann haben will. Eine Mannsperson, die zu lange und über das schon von Aristoteles bestimmte Jahr ungeheyrathet bleibt, pflegt ein gewisses wunderliches Wesen zu bekommen, das nicht blos in ihre Sitten, sondern auch in ihre ganze Gedenkungsart einen nur allzuwirksamen Einfluß hat. Die Natur hat einmahl die Menschen nicht gebildet, Mönche zu werden, und wer gegen sie handeln muß, wird das auch in andern Stücken nicht, wozu sie ihn bestimmt hatte. Eine Universität mit eben so gelehrten Mönchen besetzt, würde das nicht leisten, was eine mit eben so geschickten, oder auch noch wol mit etwas minder geschickten verhey-

ratheten Lehrern besetzte protestantische Universität leistet. In der That könnte ich meinen Satz ziemlich psychologisch beweisen; aber das will ich nicht thun, denn ich schreibe nicht für die Speculation, so angenehm sie auch bisweilen dem Nachdenkenden ist, sondern überlasse diesen hingeworfenen Satz blos denen, die Erfahrung, und Kenntniß der menschlichen Gemüther haben, zur Prüfung. Finden sie ihn unrichtig, so werfen sie ihn als eine Nebensache weg, und behalten das übrige. Mir ist es immer so vorgekommen, als wenn selten der ungeheyrathete Lehrer auf Universitäten alle seine mögliche Brauchbarkeit erhielte; ich meine so gar eine Menge junger Docenten gesehen zu haben, die erst nach einer Heyrath brauchbar wurden: (hoffentlich wird man dis nicht von ihren jungen Frauen verstehen, denn von denen rede ich nicht, es wäre denn, daß es einem von den Schriftstellern, die seit einiger Zeit von eben der Materie schreiben, von der man vorhin nicht schrieb, beliebte, einen Spaß zu machen:) und Privatdocenten können doch schwerlich anders, als zu ihrer Heruntersetzung, und um sich unbrauchbar zu machen, verheyrathet seyn. Noch schlimmer ist, wenn bey dem ledigen Stande ihre Moral verdorben wird, eine Sache, die bey Lehrern der Jugend, sonderlich bey denen, die sich der Familiarität der Studirenden

bemei-

bemeistern, nicht gleichgültig seyn kann, und durch die davon unzertrennlichen Unordnungen und Zerstreuungen die Zunahme an Kenntnissen merklich hindert. Aber von dem Fall will ich gar nicht reden, weil er der schlimmste ist. Von dem phlegmatischen Gelehrten, auf den vielleicht dis auch nicht anzuwenden wäre, rede ich nicht: wo die Fehler der Menschheit nicht sind, mangelt auch das von ihnen sehr selten abgesonderte Gute.

Nun überlege man selbst, ob eine Universität, auf der eine Menge Privatdocenten den Applausum an sich gezogen, und die Professores ausser Activität gesetzt hätten, für lehrbegierige Studirende eben das leisten können, was von besoldeten, und mittelmäßig gut gewählten Professoren zu hoffen ist? Freilich, sie werden mehr Privatissima hören können; allein zu dem Ende wäre es nicht nöthig gewesen, sich so weit von Hause zu entfernen, und auf eine Universität zu gehen, sondern das wäre wol in einer mittelmäßigen Vaterstadt möglich gewesen, und vielleicht hätten die Lehrer, die da gern einen solchen Unterricht mit einigem Stolz ertheilet hätten, noch den doppelten Vorzug gehabt, practischer, und etwas weniger windig zu seyn. Worin Privatissima den gewöhnlichen Collegiis nachstehen, verspare ich an einen andern Ort: ich gestehe, daß

sie über Disciplinen, die man nicht anders hören kann, d. i. in gewissen selten getriebenen Theilen der Wissenschaften und Gelehrsamkeit, sehr wichtig sind, ferner, daß auch in den übrigen Disciplinen der Anfänger, der Versäumte, und der Schwache, aus ihnen bisweilen lernt, was er im andern Collegio nicht lernen würde: aber aus den zwey letztern Classen soll eine Universität nicht bestehen, und die erste unter ihnen hat nur sehr selten ein Privatissimum nöthig, wenn sie nicht zur zweyten gehöret.

Eins der fürchterlichsten Uebel, die daraus entstehen, wenn die Privatdocenten auch nur in dem Credit bey Studenten ein Uebergewicht über die Professores erhalten, ist, eine allgemeine Verderbung des Geschmacks, und Abneigung von wahrer Gelehrsamkeit bey den Lernenden. Wo die beliebten Docenten selbst nur gute Anfänger sind, die bey überhäuften Lehrstunden nicht Zeit haben, zuzulernen, und dabey doch etwan einige den Applausum an sich ziehende natürliche Gaben mit Popularität verbinden, und es, (wie wol auf einigen Universitäten geschehen ist) so weit bringen, daß es einige Anempfehlung zum Applausu ist, noch nicht Professor zu seyn, und vielleicht über Verfolgung zu klagen: da wird bald der Geschmack so gemodelt werden, daß der Studente blos Anfangsgründe haben will, und

das

das etwas Schwerere, alle solide Gelehrsamkeit fliehet, die denn sein beliebter Docent ihm wol als schwere Thorheit vorzustellen weiß: diese Verderbung des Geschmacks kann so weit gehen, daß, wenn auch eben die Universität die gelehrtesten Männer zu Professoren hat, die auf einer andern den Ton geben würden, sie doch eben deswegen, weil es ihnen unmöglich fällt, sich nach dem Geschmack solcher Docenten, die blose Anfänger sind, umzubilden, und sich in ihren Collegiis aller wahren und tieferen Gelehrsamkeit zu entschlagen, den Beyfall verlieren, und der Universität unnütz werden. Denn nichts ist so ansteckend, als der Geschmack der Unwissenheit; Bequemlichkeit, und die Sympathie des einen Anfängers, der lernen, mit dem Anfänger, der lehren will, empfehlen ihn zu sehr an, und es ist einnehmend, wenn man hört, man habe nicht viel zu lernen nöthig, das sey ein alter, aus der Mode gekommener Pedante, der so viel wunderliches gelehrtes Zeug schwatzt. Nichts glaubt man so gern als dis, und lernt darüber nicht halb so viel, als zu einem künftigen Amte und zum eigentlich sogenannten Brodte nöthig ist. - - - Ist ein solcher Geschmack einmahl der herrschende geworden, so bleibt vielleicht die Universität noch manche Jahre hindurch zahlreich, denn Eltern und Vormünder

merken

merken die vorgegangene Veränderung erst späte, aus den langsamen Folgen: aber alsdenn sinkt sie auch von Jahren zu Jahren so regelmäßig, und anhaltend, daß man wohl merken kann, es müsse ein gar wichtiges Gebrechen schuld daran seyn. Gesetzt, man wüßte auch noch nicht eigentlich, welches? und weil es sehr schwer ist, einen verdorbenen Geschmack zu bessern, sonderlich den, der Unwissenheit für Weisheit hält, und vom Geschmack der Lernenden aller Applausus auf Universitäten dependirt: so wird eine solche Universität ohne einen besondern Glücksfall, ohne einen ausserordentlichen Mann, der den Geschmack umschaffen, und die Unwissenheit lächerlich machen kann, ihren vorigen Glanz nicht wieder bekommen.

Von Deutschen Universitäten mag ich nicht gern Beyspiele hernehmen, diese Sätze zu erläutern, und wir haben auch wirklich keine, auf der dis Uebel zur Vollkommenheit gestiegen wäre: allein von Oxford darf ich doch mit meinen Landesleuten freyer reden. Diese Universität hat 20 Collegia, und 5 sogenannte Hallen, unter denen einige, z. E. das von Christchurch, reichlicher dotirt seyn mögen, als irgend eine ganze protestantische Universität in Deutschland: und doch leistet sie, in Absicht auf den eigentlichen Zweck der hohen Schulen, den Unterricht der Studenten,

weniger

weniger, als die mittelmäßigste Universität unseres Vaterlandes. England hat grosse Gelehrte, aber es hat sie nicht dem zu Oxford oder Cambridge genossenen Unterricht, sondern entweder ihrem eigenen Fleiß, oder auswärtigen Universitäten, z. E. Leyden, oder der Stadt London, wo in manchen höhern Wissenschaften Unterricht gegeben wird, zu danken; wenn aber Oxford und Cambridge etwas mit dazu beytragen, so ist es, durch die reichen Stiftungen, die ein bereits Graduirter geniessen, ruhig fortstudiren, und sich in den vortreflichen Bibliotheken seiner Lieblingswissenschaft ohne Sorge widmen kann. Allein der ganz in die Hände des Magisters und Tutors gefallene Unterricht der Studenten ist so, als wie ihn uns in Deutschland kaum vorzustellen wissen. Die Professores lesen ordentlich gar nicht, oder nur wenige Stunden im Jahr, dis ist die Regel: Die Studenten hören, was sie hören sollen, bey ihrem Tutor, und zwar gemeiniglich alles bey Einem. Schon hierdurch gehet der wesentliche Vortheil der Universitäten verlohren, daß man in allen Disciplinen grosse Männer, die aus ihnen ihr Hauptwerk machen, finden, und wol noch dazu unter mehreren die Wahl haben soll. Diese Unterrichtsstunden sind ohngefähr, wenn ich den Nahmen von unsern Universitäten borgen darf,

wie

wie Privatissima, auf die aber der Tutor, weil die Anzahl nur klein ist, und eine solche Stunde auch nicht viel einbringt, wenig Fleiß und Präparation wendet: er ist zufrieden, Anfangsgründe, und Vorbereitungswissenschaften, etwas sogenannte Philosophie, Latein, und (dis ist noch das beste, und macht die glückliche Anlage der Englischen vornehmen Jugend zur Gelehrsamkeit) viel Griechisch zu treiben. Dis gehet so weit, daß man einen Studenten, der schon fünf oder sechs Jahr zu Oxford gewesen ist, fragen kann, was er studiren will, und wol die Antwort vernimmt, er habe sich noch nicht entschlossen. Denn was zu den bey uns sogenannten obern Facultäten gehört, lernt er gemeiniglich nicht auf der Universität. Widmet er sich dem Rechte, so ist London für ihn der Ort: auch diese Stadt ist es, und nicht die Universitäten, wo man Unterricht in der Physik und Mathesi sucht: Leyden verschaft England die grossen Medicos: brauchbare Philosophie, so wie sie nach dem jetzigen guten Geschmack der Nation ist, und Theologie, lernt man durch eigenen Fleiß, und das Lesen guter Bücher. Jetzt eben, da ich dis schreibe, muß Cambridge sich den zuletzt genannten Mangel öffentlich von seinen hartgehaltenen Kindern vorwerfen lassen, und selten geht eine Woche hin, da man nichts davon in den

Englischen Zeitungen lieset. Eine ansehnliche Anzahl von Studirenden übergab 1771 eine Bittschrift, darin sie anhielt, daß man sie von Unterschreibung der neun und dreißig Artikel bey Annehmung des philosophischen Gradus befreyen möchte. Ihr einleuchtendster Bewegungsgrund ist, daß sie vor der Promotion gar keine Gelegenheit hätten, die Wahrheit dieser 39 Artikel zu prüfen, oder zu lernen, daß, und wie sie in Gottes Wort gegründet wären, oder auch nur, sie recht zu verstehen; weil schlechterdings keine Vorlesungen darüber gehalten würden. In den bey dieser Gelegenheit gewechselten Schriften wird oft der Universität ein ganz bescheidenes Dilemma vorgelegt, und verlangt, daß sie entweder die Unterschrift den Promovendis erlassen, oder ein Collegium veranstalten solle, in welchem die 39 Artikel erklärt und aus der Bibel bewiesen würden. Vorwürfe von der Art dürfte sich doch keine Deutsche Universität von ihren Söhnen machen lassen: höchstens würden sie, wenn sie unartig wären, klagen, daß die Beweise im Collegio über die Dogmatik nicht gründlich wären.

Freilich, eine Universität, wo das Lehren so völlig den Privatdocenten überlassen ist, und die Professores sich so gänzlich zur Ruhe begeben haben, kennet unser protestantisches Deutschland nicht; sie

würde

würde auch nicht lange, wie Oxford und Cambridge, zahlreich bleiben. Hätten wir eben das Uebel, so würde es bey uns noch grösser seyn: denn in Deutschland sind die Privatdocenten nicht besoldet, folglich, wenn dieser Stand zu lange dauret, genöthiget, sich mit Lectionen so zu überhäufen, daß sie nicht weiter für sich studiren und zulernen können; auch versucht, allerley nachtheilige Mittel zu Erlangung des Applausus, und Verderbung des Geschmacks an gründlicherer Gelehrsamkeit anzuwenden; in England aber leben sie von ansehnlichen Stiftungen, und haben ihre Fellowships, die ihnen Muße genug verschaffen, sich die, unsern Deutschen Universitäten mangelnden, unermeßlichen Schätze der Bibliotheken zu Nutze zu machen.

§. 87.

Dis schädliche Uebergewicht der Privatdocenten über die Professores, an Anzahl oder Credit, entsteht nicht leicht auf unsern Universitäten; und fast nie so allgemein, daß es alle Facultäten träfe. Auf kleinen Universitäten ist es am wenigsten zu erwarten; denn nach denen pflegen sich Privatdocenten nicht hinzuziehen, weil sie nicht den Unterhalt verdienen würden: es ist blos eine Krankheit, die bisweilen zahlreichere Universitäten, kaum ohne ihr

eigenes

eigenes Verschulden, angreift. Sind die Professores in einigen Fächern zu schlecht, werden sie aus Trägheit zu altmodisch, und bekümmern sich nicht um das Neue; sind sie Kätzermacher, es sey in welcher Facultät es wolle, (denn nicht blos die theologische hat ihre Kätzermacher; die philosophische ist oft, und die juristische und medicinische bisweilen, sectirisch-orthodox) drücken sie Privatdocenten, die Vorzüge vor ihnen haben; wird diesen die Beförderung unnöthig schwer gemacht, sieht man sie für nützlich, ja wol gar für nöthig an, und ist doch so unbillig, ihre offenbare Verdienste nicht zu belohnen, auch wol nicht mit dem leeren Titel eines Professors, bis sie endlich aus billigem Bewußtseyn ihrer selbst aufhören um das zu bitten, was ohne Bitte hätte gegeben werden sollen; übergeht man sie undankbar, wenn Professionen erlediget werden, die sie bisher gefüllet haben, und ruft fremde, die ihnen an Wissenschaft oder Vortrag nicht gleich sind: oder, ist man ihnen zu günstig, und setzt in der Menge der Privatdocenten die Ehre und Aufnahme der Universität: sind die Professores bey reichen Salariis, oder (dis wird auf Deutschen Universitäten häufiger der Fall seyn) weil sie andere Aemter darneben haben, träge, und haben keine Lust zu lesen: sind die Salaria der Professoren zu schlecht,

so daß fast alles auf Bezahlung der Collegien ankommt, und der sich selbst aufwerfende Docent mit dem von den Obern gewählten ziemlich gleiche Glücks-Umstände hat: – – so könnte dis nachtheilige Uebergewicht entstehen. Es ist gewiß da, wenn man einen von diesen Umständen bemerkt: entweder, daß es bey der Jugend eine Art von Recommendation zum Applausu wird, noch nicht Professor, sondern Privatdocent zu seyn: oder, wenn der wahrhaftig gelehrte und berühmte Professor, der zugleich einen nicht unausstehlichen Vortrag hat, durch Privatdocenten seinen Applausum verlieret: oder sehr viele Privatissima, (durch die gemeiniglich der Lernende um Geld und Zeit kommt) von Privatdocenten gehalten werden: oder, nun folgt das deutlichste Merkmahl, wenn die Professores so weit ausser Activität gesetzt sind, daß man wichtige und auf andern Universitäten gewöhnliche Collegia bey Privatdocenten zu hören genöthiget ist, weil sie von Professoren nicht mehr gelesen werden. Wo dis letzte eintrit, da hat die Universität schon, wenigstens in dem Theil der Gelehrsamkeit, den wesentlichsten Vorzug einer hohen Schule verlohren: denn auch ausser ihr würde man vielleicht eben so gute Privatdocenten, noch dazu wol aus Ambition treuere, antreffen, wenn man sie bezahlen wollte,

 und

und hätte nicht nöthig, einen so kostbaren weit von der Vaterstadt entfernten Aufenthalt, als eine Universität zu seyn pflegt, zu wählen.

Privatdocenten werden es mir doch nicht übel nehmen, wenn ich ihren Obern Ein Mittel angebe, dis nachtheilige Uebergewicht zu verhüten. Es ist wirklich nur Eins unter vielen. Thut sich ein Privatdocent durch wahre Verdienste hervor, und ist schon den Professoren der Universität an Celebrität gleich, oder doch nahe, so sey man edelmüthig und eigennützig genug, ihn auch ohne sein Gesuch zum Professor zu machen, ehe dadurch, daß er es nicht ist, Professores heruntergesetzt werden. Auf einigen Universitäten ist man mit dieser Ehre, selbst da, wo man sie antragen sollte, zu sparsam: und ich denke eben an ein paar Privatdocenten, die selbst den hohen Vorstehern der Universität so bekannt sind, daß ich mich wundern muß, sie nicht betittelt zu sehen. (Jeder Privatdocente sey doch hier so gütig, zu glauben, daß ich ihn gemeint habe.)

§. 88.

Die Privatdocenten setzen sich selbst zu Lehrern der Studirenden. Wenn dis ohne vorher gegangene Prüfung geschehen könnte, so würde es mancher Unwissende thun, den nur die Natur mit einer

Fertigkeit zu reden begabet hätte, oder der sonst die Kunst verstünde, sich beliebt zu machen, und Zuhörer zu erwerben. Alsdenn würden nicht allein die Anfänger (und das bleibt mancher Studirende lange) in Gefahr stehen, hintergangen zu werden, und ihre den Eltern so theuer zu stehen kommende Universitäts-Zeit unrecht anzuwenden, sondern es würde auch bald ein die wahre Gelehrsamkeit verdrängender Geschmack der herrschende werden. Es ist deswegen nöthig, die Privatdocenten vorher unpartheyisch zu prüfen, ehe ihnen das Lehren erlaubt wird, und dis vor den Augen des Publici, sonderlich aber der Studirenden, deren Lehrer sie werden wollen. Unsere Universitäten haben glücklicher Weise nach ihrer gewöhnlichen Einrichtung Anstalten dazu: man darf die Art und Weise der Prüfung nicht erst erfinden, und vielleicht eine Preismedaille verschwenden. Allein es ist nöthig, sie deutlich vorzustellen, denn wenn man sie nicht kennet, so hält man sie vielleicht für Pedanterey, oder läßt, zu Verhütung einiger kleinen Misbräuche, das Wesentlichste davon eingehen, und setzt dadurch, wenigstens aufs künftige, die Universität in Gefahr, durch unwissende und beliebte Privatdocenten schlecht zu werden.

Die Proben, die zur Erlangung eines academischen Gradus für hinlänglich gehalten werden, sind es nicht, wenn von einem Privatdocenten die Rede ist, von dem man billig mehr erfodert, als von einem, der nur einen gelehrten Titel in sein Vaterland mitnehmen will. Im Examine wird es nicht genau genommen, und nach Güte geurtheilet: wollte man aber das Examen für die, welche künftig zu dociren gedenken, strenger machen, so würde es blos in der Willkühr der Facultät stehen, einen Privatdocenten, der den Professoren zu gelehrt und gefährlich wäre, als untüchtig abzuweisen. Drey bis zehn Männer, die sich, jeder auf etwas besonderes präparirt haben, können dem unpräparirten, wenn er auch der gelehrteste wäre, so viel Fragen vorlegen, auf die er nicht antworten, oder wenigstens nicht nach ihrem Sinn antworten kann, daß es blos auf sie ankommen würde, ob sie ihn zum Privatdocenten haben wollten oder nicht. Sie sind überdas nicht allein die Fragenden, sondern auch die Richter, und das ohne Protocoll über Fragen und Antworten: alles geschiehet so im verschwiegenen Zimmer des Decani, daß nicht einmahl die Furcht vor dem Publico die Examinatores von Partheylichkeit abschrecken kann: und umgekehrt, wenn sie auch noch so unpartheyisch, oder gar, gütig verfahren,

 so

so wird doch der Unwissende, den sie abweisen, sich beschweren können, daß sie ihn unbillig abgewiesen haben, und vielleicht bey dem Publico der Lernenden Gehör finden. - - - Die Probeschrift, oder sogenannte Dissertation, kann man sich für Geld machen lassen, eine Sache, die so häufig geschiehet, daß man bisweilen gar die Disputationsfabriken und den gewöhnlichen Preis, auf der Universität weiß; an andern Orten geschiehet es geheimer: und selbst denn, wenn der Respondens die Dissertation wirklich ausgearbeitet hat, weiß man doch nicht, was sein, und was Verbesserung des Präsidis ist, der oft so viel corrigirt, daß nur einzelne Zeilen als Ueberbleibsel der Arbeit des Respondenten stehen bleiben. – – Die auf einigen Universitäten noch gewöhnliche, vor Vertheidigung der Dissertation hergehende, lectio cursoria ist gar ein Nichts: man kann sie sich vor wenig Geld machen lassen, oder unentgeldlich aus einem Buche abschreiben, denn das der elenden Scene schon gewohnte Auditorium hört nicht darauf, und wünscht nur, daß sie je eher je lieber zu Ende seyn möge. Fast besser wäre es, diesen Zeitverderb, durch den die zum Disputiren nöthigen Stunden beenget werden, gar abzuschaffen. – – Bey Haltung der Disputation hat der Candidat, wenn er will, einen Präses, der ihn

schützt,

schützt, auch wol gar, zu früh in das Wort fällt: und die sine praeside gehaltenen sind auf einigen Universitäten noch verdächtiger, denn man weiß, daß Einwürfe und Antworten bisweilen mit den Opponenten vorher gar freundschaftlich abgeredet werden, auch will man sagen, daß der Misbrauch bisweilen noch weiter gehe, und Complimente, Opposition und Responsion von einem dritten für Geld aufgesetzt werden. Ich glaube zwar nicht, daß es wahr ist: es müßte sich ja gleich dadurch verrathen, daß Respondent und Opponent immer auf das Papier sähen, ohngefähr so redeten wie ablesende, stammerten, und manches Wort falsch und wider den Sinn aussprächen. Indessen ist der Verdacht, und die Möglichkeit der Sache genug, eine Disputation, bey der dis geschehen könnte, für keine hinlängliche Prüfung zu halten. Zu Erlangung des Doctor- oder Magister-Titels, so lange es blos ein Titel ist, mag sie etwan genug seyn.

Billig fodern dahero die meisten Universitäten von demjenigen Graduirten, der sich zum Docenten qualificiren will, noch eine Disputation pro loco, bey der er keinen Präses hat, sondern entweder selbst Präses ist, oder sine praeside respondirt. Bey dieser Disputation könnten freilich eben die Misbräuche einschleichen, die schon vorhin genannt sind,

daß er sich nehmlich freundschaftliche Opponenten nähme, und die ganze Scene mit ihnen vorhin verabredete. Allein dagegen hat man zwey Mittel, die billig beide mit einander verbunden werden müssen: die Sache ist schon halb verlohren, wenn man sie trennet. Das eine ist, der Decanus der Facultät bestimmet selbst die Opponentes ordinarios: das zweite, es stehet auch jedem nicht invitirten frey, extra ordinem zu opponiren, und die Zuhörer müssen ausdrücklich dazu aufgefodert werden.

Das erste allein ist zwar gut, aber zur wahren Prüfung, oder auch nur zur Abschreckung der Unwissenden vom academischen Privat-Lehramt nicht genug. Wenn der Decanus keine persönliche Feindschaft gegen den Candidaten hat, so pflegt er meistentheils glimpfliche Opponenten zu geben, die ihn zum wenigsten nicht aufs äusserste treiben, sondern, wie es heißt, *quia tempus elapsum est*, oder, *ne tempus praeripiam successori*, aufhören, ehe es zu weit kommt. Allein der Opponens extra ordinem macht die Probe ernstlicher, es sey aus Muthwillen, oder auch wol aus einem noch widrigern Affect; aber er thut doch dadurch dem Publico einen Dienst. Diese Opponentes extra ordinem hat man auf einigen Universitäten abgeschaft, weil sie bisweilen aus der

Dis-

Disputation eine ungesittete Zänkerey machen: gemeiniglich mit dem Erfolg, daß auf solchen Universitäten die Disputationen überall sehr schlecht und langweilig werden, und lieber gar wegbleiben könnten. Man thue indessen bey andern Disputationen, was man für das beste hält, um Candidaten oder auch Präsides vor Angst zu bewahren: allein bey einer Disputation pro loco muß, wenn sie Probe seyn soll, jedem Uneingeladenen frey stehen zu opponiren, und das Ungesittete oder Anzügliche durch Gegenwart und wirkliche Activität des Decani vermieden werden. Eine solche Disputation, und das Bewußtseyn seiner selbst, schreckt schon manchen Unwissenden von dem Versuch ab, sich selbst zum academischen Privatlehrer zu bestellen.

Indessen ist es doch auch nicht rathsam, alles blos auf die Extraordinair-Opponenten ankommen zu lassen: denn der Unwissende, der Anhang hat, erdenket leicht gegen sie ein Mittel, sollte es auch nur dis seyn, einige von seinen Freunden, die eine gute Stimme haben, zu bestellen, daß sie extra ordinem opponiren, und dem ernsthaften Opponenten die Zeit wegnehmen. Wenigstens sind auf Universitäten, wo die Oppositionen extra ordinem gewöhnlich und fürchterlich waren, (vor 30 bis 40 Jahren zu Halle und Jena) die schlechtesten Privat-

docenten aufgetreten. Man sollte denken, der fürchterliche Tag würde sie abgeschreckt haben; aber die Opponenten waren zu sehr ihres gleichen, Schreyer gegen Schreyer, zwischen denen blos Gunst und Partheylichkeit der Zuhörer den Ausschlag gab. Es kam blos auf eine Fertigkeit des Mundes, und die damahls gewöhnliche mit etwas Grobheit gemischte Disputir-Methode, nebst einem guten Zusatz von Unverschämtheit an, wer siegen sollte, und alles dis kann der Unwissende haben. Es bleibt also immer nöthig, daß auch der Decanus das Recht hat, ein oder zwey wirklich gelehrte Männer zu Opponenten zu bestellen, die die Prüfung des neuen Privatdocenten bescheiden, aber ernstlich, vor den Augen des Publici vornehmen.

Diese Art von Prüfung hat einen doppelten Vortheil. Einmahl geschiehet sie vor den Augen des Publici, bey, (wie es jetzt Mode ist zu sagen) offenen Thüren, und noch dazu vor den Augen eben derselben jungen Leute, deren Lehrer der Geprüfte zu werden gedenket: es ist also nicht möglich, ihm ein recht grosses Unrecht zu thun, wenn er nur einen Mund hat, sich zu verantworten, und wenn er in der Prüfung nicht bestehet, so fällt dis auch dem Publico in die Augen, das sonst bisweilen in die Redlichkeit und Unpartheylichkeit der heimlich

ohne

ohne Protocoll Examinirenden ein Mistrauen setzt, und wol gar aus der Verwerfung der Facultät ein Merkmahl des Auserwählten machen könnte. Zum andern kann bey dieser Probe sich doch niemand zum Privatdocenten aufwerfen, der nicht Latein versteht, und das ist von Wichtigkeit. Ich leugne nicht, daß es sehr grosse Gelehrte giebt, die einer Universität Ehre machen können, und die doch kein, oder sehr wenig, Latein verstehen: allein sie gehören zu den Ausnahmen, und müssen sich nicht selbst setzen, sondern von den Obern mit vieler Vorsichtigkeit der Universität zu einem Geschenk gegeben werden. Der Privatdocent wird nicht von den Obern gewählt, oder geprüfet, sondern er setzt sich selbst zum Lehrer, vermuthlich doch nicht, aus eigenem unpartheyischen Bewußtseyn, daß er das grosse, das ausserordentliche Genie sey, welches auch ohne Latein es in den Wissenschaften so weit bringen könne, als andere mit Hülfe dieses gelehrten Werkzeuges: bey ihm sollte also alles nach der Regel gehen, und nach der Regel ist derjenige fast in keiner Wissenschaft zum academischen Lehrer tüchtig, der das Lateinische zu wenig in der Gewalt hat, weil ihm der Zugang zu der Hälfte der Hülfsmittel verschlossen ist. Gehört ein Gelehrter zu jenen ausserordentlichen Erscheinungen, so verdient er zum

Docenten aufgetreten. Man sollte denken, der fürchterliche Tag würde sie abgeschreckt haben; aber die Opponenten waren zu sehr ihres gleichen, Schreyer gegen Schreyer, zwischen denen blos Gunst und Parthenlichkeit der Zuhörer den Ausschlag gab. Es kam blos auf eine Fertigkeit des Mundes, und die damahls gewöhnliche mit etwas Grobheit gemischte Disputir-Methode, nebst einem guten Zusatz von Unverschämtheit an, wer siegen sollte, und alles dis kann der Unwissende haben. Es bleibt also immer nöthig, daß auch der Decanus das Recht hat, ein oder zwey wirklich gelehrte Männer zu Opponenten zu bestellen, die die Prüfung des neuen Privatdocenten bescheiden, aber ernstlich, vor den Augen des Publici vornehmen.

Diese Art von Prüfung hat einen doppelten Vortheil. Einmahl geschiehet sie vor den Augen des Publici, bey, (wie es jetzt Mode ist zu sagen) offenen Thüren, und noch dazu vor den Augen eben derselben jungen Leute, deren Lehrer der Geprüfte zu werden gedenket: es ist also nicht möglich, ihm ein recht grosses Unrecht zu thun, wenn er nur einen Mund hat, sich zu verantworten, und wenn er in der Prüfung nicht bestehet, so fällt dis auch dem Publico in die Augen, das sonst bisweilen in die Redlichkeit und Unparthenlichkeit der heimlich

ohne

ohne Protocoll Examinirenden ein Mistrauen setzt, und wol gar aus der Verwerfung der Facultät ein Merkmahl des Auserwählten machen könnte. Zum andern kann bey dieser Probe sich doch niemand zum Privatdocenten aufwerfen, der nicht Latein versteht, und das ist von Wichtigkeit. Ich leugne nicht, daß es sehr grosse Gelehrte giebt, die einer Universität Ehre machen können, und die doch kein, oder sehr wenig, Latein verstehen: allein sie gehören zu den Ausnahmen, und müssen sich nicht selbst setzen, sondern von den Obern mit vieler Vorsichtigkeit der Universität zu einem Geschenk gegeben werden. Der Privatdocent wird nicht von den Obern gewählt, oder geprüfet, sondern er setzt sich selbst zum Lehrer, vermuthlich doch nicht, aus eigenem unpartheyischen Bewußtseyn, daß er das grosse, das ausserordentliche Genie sey, welches auch ohne Latein es in den Wissenschaften so weit bringen könne, als andere mit Hülfe dieses gelehrten Werkzeuges: bey ihm sollte also alles nach der Regel gehen, und nach der Regel ist derjenige fast in keiner Wissenschaft zum academischen Lehrer tüchtig, der das Lateinische zu wenig in der Gewalt hat, weil ihm der Zugang zu der Hälfte der Hülfsmittel verschlossen ist. Gehört ein Gelehrter zu jenen ausserordentlichen Erscheinungen, so verdient er zum

Pro-

ist, zu ersetzen Hoffnung machte. Hat ein Curator ein oder zweymahl die despotische Macht geübt, unter die sich freilich alle nicht Landesstände seyende Universitäten gehorsam beugen, Privatdocenten von den gewöhnlichen Prüfungen der Facultät zu dispensiren, so wird es bald weiter gehen, und alsdenn wird der um Zuhörer und Besuch seiner Collegien bettelnde Unwissende, den nicht betteln wollenden Professor ausser Activität setzen, und der Geschmack der Universität sich nach und nach auf die Seite der geschwätzigen, viel Sympathie findenden, Unwissenheit lenken. Ist der Mann, den man der Facultät nicht zur Prüfung überlassen will, weil man sie für abgeneigt hält, oder der zum Disputiren zu wenig Dreistigkeit hat, von solcher Geschicklichkeit, daß man ihn der Universität für nöthig ansiehet, so mache man ihn lieber zum Professor. Verdient er aber das nicht, so kann er sich gar wohl den ordentlichen Prüfungen unterwerfen, und ist ihm dis zu abschreckend, so wird sein Verlust der Universität kein grosser Schade seyn; er selbst mag anderwärts unterkommen, und sein Brod verdienen, das ohnehin in der Welt niemanden mangelt, der gute Worte zu geben weiß und etwas Verdienste hat. — — Aber sollte man nichts aus Mitleiden thun? er wäre doch gern auf Universitäten! — —

Darauf

Darauf mag ein Curator denken, der die Universität aus Mitleiden besetzen will!

§. 90.

Auf gute Sprachmeister, sonderlich im Französischen, Englischen, und Italiänischen, kommt einer Universität sehr viel an: und wenn irgend eine der berühmten Universitäten, deren Professoren man wegen ihrer Gelehrsamkeit hoch schätzet, zugleich im Ruf stände, hierin einen Vorzug zu haben, und der Ruf sich nur einige Jahre lang durch die Erfahrung bestätigte, so würde sie bald ein grosses Uebergewicht über andere Universitäten erhalten, und sonderlich die Vornehmen an sich ziehen. Allein zum Glück oder Unglück stehet gerade keine der vorzüglich berühmten Universitäten in diesem Ruf, sondern man bemerkt ehe auf ihnen Mängel oder Mittelmässigkeit.

Diese drey Sprachen sind nicht blos dem Gelehrten zum Lesen der darin geschriebenen Bücher, sondern auch in der cultivirten Welt zum Reden und Schreiben nöthig. Zu Hause haben die wenigsten Gelegenheit, sie in einiger Vollkommenheit zu lernen, wenn sie nicht etwan aus einer Residenz gebürtig sind, und wenn ja auf Schulen, selbst auf academischen Gymnasiis, Unterricht darin gegeben wird,

so

so pflegt er sehr unvollkommen zu seyn, und den steifen langsamen grammaticalischen Schritt der Schule zu haben. Nichts ist natürlicher, als der Wunsch, und die Foderung, diesen Mangel auf der Universität ersetzen zu können. Selbst in den vornehmsten Häusern ist es jetzt schwer, den Kindern den zum künftigen Leben nöthigen Unterricht und Uebung in diesen drey Sprachen zu verschaffen: am Ende des vorigen, und im Anfang dieses Jahrhunderts war es wenigstens in Absicht auf das Französische leichter, weil die Religionsverfolgung so viele tausend Franzosen aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, daß nicht allein der Adel, sondern auch Burgerliche von besserem Stande und guten Mitteln, Französinnen in ihren Familien unterhalten konnten, die mit dem allerbesten moralischen Character, der irgend gehoffet werden kann, (denn nur der ausgesucht-beste Theil eines Volks verläßt sein Vaterland aus Liebe zur Religion und Trieb des Gewissens) noch den zum Unterricht in einer lebenden Sprache sehr wesentlichen Vortheil verbanden, von guter Herkunft zu seyn; jetzt aber wird kaum der reichste Adeliche, und vielleicht auch der nicht, seiner Familie diese Erziehung geben können, wenn er nicht mit einer in Teutschland gebohrnen Französin zufrieden seyn, oder eine, die nicht von protestan-

testantischer Religion ist, nehmen will, welches letztere doch auch seine grossen Bedenklichkeiten hat, da selbst eine Beaumont in ihren Schriften gewisse Religionsvorurtheile nicht verschweigen kann. Man verlangt daher jetzt gemeiniglich, daß der, wie er nun in jedem Hause heissen mag, Hofmeister oder Informator, zugleich im Französischen Unterricht geben soll, und bey Besetzung dieser Stellen macht es die meiste Mühe, einen zu finden, der hierzu auch nur einigermassen, nur dem äussern Anschein nach, im Stande ist. Wo hat er selbst so viel Französisch lernen sollen? sonderlich, wenn auf Universitäten die Gelegenheit mangelt, oder zu theuer ist? Fodert man auch nicht etwas zu viel von ihm? Er, gemeiniglich ein Theologe, soll ausser Latein, Geographie, Historie, und was man noch sonst fodert, auch so viel Französisch verstehen, daß er Unterricht darin geben kann. Ist dis zu erwarten? und wird man nicht, wenn man auf der letzten Bedingung bestehet, den Mangel anderer wesentlicheren Eigenschaften übersehen müssen? Wenigstens an einen, der das Französische so fertig redete, und so gut schriebe, daß sein Unterricht für einen jungen Herrn von Condition hinlänglich wäre, ist nicht zu gedenken.

Nun sollte doch wol ein Ort seyn, wo Personen von besserem Stande, ohne gar zu grosse Kosten lebende Europäische Sprachen nicht blos zum Bücherlesen, sondern auch zum Reden und Schreiben lernen können: und wo soll man die Gelegenheit hierzu mit mehrerem Recht erwarten, als auf Universitäten? Sie wollen ja nicht blos tiefsinnige Gelehrte, sondern dem Staate brauchbare Männer zu allerley Gattungen von Aemtern, zubereiten. Doch selbst dem eigentlich sogenannten Gelehrten ist es ein grosser Vortheil, wenn er diese Sprachen nicht blos verstehet, sondern auch mit Leichtigkeit und Richtigkeit redet und schreibet. Er bekommt dadurch einen Zusammenhang mit dem übrigen Europa, der ihm so wol zu Erhaltung einer grösseren Celebrität, (sie sey immerhin Eitelkeit, aber doch die Lieblingseitelkeit der Gelehrten!) und Vermehrung seiner eigenen Kenntnisse überaus vortheilhaft ist. Ich glaube, daß mancher wahre Gelehrte in Deutschland es wol bedauren mag, sich diese Fertigkeit nicht erworben zu haben: denn im Lateinischen läßt sich nicht bequem von allen Sachen, sonderlich im familiären Ton, correspondiren, man redet und denkt in dieser todten Sprache zu viel mit den Alten, als daß der, welcher den Brief empfängt, die freundschaftliche Sprache des Herzens von der Imitation,

und dem den Alten abgeborgten schönen Compliment unterscheiden könnte: und wenigstens die Gelehrten in England und Frankreich lieben diese Sprache zur Correspondenz nicht.

Man siehet leicht, was ich im Nahmen der Lernenden, und ihrer Eltern, von einer guten Universität sonderlich in Absicht auf das Französische fodere: nicht blos Unterricht und Uebung, es grammaticalisch richtig, oder mit Vermeidung der offenbaren Germanismen zu schreiben, sondern Sprachmeister, die das jetzige Genie der Sprache mit allen ihren Delicatessen, Leichtigkeiten, Eigensinn, und willkührlichen Capricen kennen, und denjenigen, der sich unter ihnen übet, so weit bringen, daß ein gebohrner Franzose sein Französisches nicht ungern lieset. Ich weiß freilich, daß diese Foderung sehr weit gehet: die meisten Sprachmeister bekommen selbst etwas steifes, sie haben selten das wahre Genie der Französischen Sprache, und manche verlieren so gar, da sie so oft fehlerhaftes lesen und corrigiren müssen, das feine Gehör. Wenn aber auch diese Foderung und Wunsch der Studirenden nicht immer in der höchsten Vollkommenheit erfüllet werden könnte, so ist es doch gut, daß die Vorsteher der Universitäten etwas davon hören, um so viel zu thun, als möglich ist.

Nicht blos die Liebe zu den Studirenden, und den Eltern, die sie der Universität anvertrauen, oder die Begierde, dem Vaterlande brauchbare Diener zuzubereiten, sondern selbst der Eigennutz sollte sie hierauf aufmerksam machen. Jeder Professor, jeder Curator wünscht, die Universität frequent zu sehen: dazu aber trägt der Ruf, daß man auf ihr Französisch, Englisch und Italiänisch in Vollkommenheit lernen kann, bisweilen so viel bey, als ein noch so berühmter Professor. Er zieht den vornehmen Adel dahin, dem an diesen Sprachen oft mehr, als an Facultätswissenschaften gelegen ist: und wenn eine wegen ihrer eigentlich gelehrten Vorzüge berühmte Universität zugleich in diesem Stück einen in die Augen fallenden Vorzug hätte, (das ist aber gerade der Fall bey keiner) so würde fast jeder, nicht blos Adeliche, sondern auch Bürgerliche von gutem Stande, wünschen, wenigstens Ein Jahr auf ihr zuzubringen. Von ihr würde man die Hausinformatores vorzüglich verschreiben, weil doch gemeiniglich die Foderung gemacht wird, daß sie Französisch verstehen und es reden sollen: diese aber pflegen die besten Werber der Universität zu seyn, auf der sie studirt haben, und von ihr so viel zu rühmen, daß die Eltern Lust bekommen, ihre Söhne dahin zu schicken,

und die Söhne eben so viel Begierde haben, an den Ort zu gehen, von dem sie so viel hören.

In der That scheint auf einigen der vorzüglichsten Universitäten zu wenig für die lebenden Sprachen gesorgt zu seyn, und etwas zu mangeln. Hat man die Wichtigkeit der Sache nicht genug erkannt, und zu sehr an das eigentlich gelehrte gedacht? (dis raubet den Universitäten, für die am besten gesorget wird, mehr als Einen Vortheil:) oder sind die Schwierigkeiten zu groß gewesen? Denn freilich es entstehet die Frage, wo soll man die Lehrer der fremden Sprachen hernehmen? sonderlich, da man ihrer viele braucht, weil alles auf Privat-Unterricht ankommt, und da bey der Wahl so sehr auf die Provinz und Herkunft des Sprachmeisters zu sehen ist, denn einer von gar zu schlechtem Herkommen redet seine Muttersprache pöbelhaft, und wird kein guter Sprachmeister werden. Aus Frankreich gehen jetzt keine Refügies mehr aus, und wer wird so grausam seyn, es von neuem zu wünschen, so patriotisch auch der Wunsch für Deutschland seyn möchte? Ein in der That seltenes Glück ist es, wenn bisweilen eine Universität einen Engländer von guter Geburt, und der seine Sprache mit Feinigkeit redet, und mit Geschmack in ihr das Schöne empfindet, zum Lehrer bekommt; dergleichen Zufälle kann man

 nicht

nicht oft erwarten, denn ordentlich bleibt ein Engländer gern in seinem Vaterlande, das er mit partheyischer Liebe allen Ländern in der Welt vorziehet, und ist sehr ungerecht gegen andere Länder, sonderlich gegen Deutschland, eingenommen. Kaum trauet er uns zu, daß wir Rindfleisch haben. Aus Italien erhält man oft genug Mönche, die zu unserer Religion übertreten wollen, und die sind ordentlich nicht die guten Sprachmeister, ob sie sich gleich in Ermangelung besserer dazu aufwerfen: Das Kloster ist nicht der Ort, wo die Muttersprache fein, und nach Welt-Art geredet wird; und Veränderungen der Religion haben gemeiniglich einen so unmoralischen Grund, daß man, vielleicht mit Abzug so und so vieler vom Hundert, die Proselyten frühzeitig wegschaffen möchte. Es giebt Ausnahmen, und mir fallen zwey Italiänische Sprachmeister von ganz anderer Art bey, die keine Mönche gewesen waren, und deren Kenntniß ihrer Muttersprache jedermann Gerechtigkeit widerfahren ließ: allein beide hatten zu viel Italiänische Rachgier, und beide liessen sie gegen Professores aus, kurz, sie machten es so, daß die Universität ihrer beraubet ward, und beide hatten noch dazu das Schicksal, kurz nachher in ein Gefängniß auf Lebenslang zu gerathen. Sie wären vielleicht in ihrer Art die besten gewesen, aber ein

Natio-

Nationalfehler machte die Hoffnungen zu nichte, welche die Universität von ihnen gefasset hatte. So gehet es oft: die Italiäner können sich selten recht in unsere Sitten schicken, und sonderlich hängt es ihnen an, daß sie mehr seyn wollen, als sie füglich seyn können, Titel, die bey ihnen alltäglich, und bey uns von mehrerer Bedeutung sind, massen sie sich an, oder wollen sie haben, und darüber bekommen sie Ungelegenheit. Professor, will der Italiänische Sprachmeister, der studirt hat, heissen, denn er kann nicht glauben, daß Professor, so wie andere Nahmen mehr, in Deutschland eine andere Bedeutung haben, als in Italien, und dis geht bis zum Lächerlichen, aber es ist ihm Ernst.

Einige Universitäten haben wegen der Französischen Sprache ihre besondern Vortheile, z. E. Erlangen wegen der Französischen Colonie. Halle hatte ihn ehedem auch, wiewohl er nicht lange daurete, denn die kleine Colonie ist in der nach Proportion grossen Stadt bald zu Deutsch geworden, und überhaupt machte sie sich mit den Universitätsverwandten nicht viel zu thun. Wäre jetzt eine Zeit der Emigration, und zwar eben eine solche, als unter Ludwig dem vierzehnten, der gerade den besten Theil der Nation auszugehen zwang, oder hätte es auch nur den Burgern von Genf beliebt, wirklich

 aus-

auszugehen, wie sie droheten, so würde die Universität, die eine solche Colonie aufnähme, freilich Vortheile erhalten, (immer nur kleine in Verhältniß gegen die dem ganzen Land, in das neue Indüstrie gebracht wird, zuwachsende.) Allein so bösartig wird niemand seyn, um eines so kleinen Vortheils willen ein so grosses allgemeines Uebel von der Providenz zu erbitten. - - Bey dem allen muß man auch wissen, selbst denen, die Französisch durch den Umgang lernen wollten, und bey der Wahl der Universität mit darauf sehen, ist es zu wissen nöthig, daß der Vortheil einer Französischen Colonie nicht auf immer dauret. Die Sprache bleibt selten bey den Colonisten bis in das dritte Geschlecht rein: und denn ist sie doch nicht das jetzige in Frankreich, oder an Höfen übliche Französische. Dis ändert sich mit seinem Geschmack so sehr, und so geschwind, daß, da der seel. Geheimde Rath von Hardenberg, der das Französische in einer grossen Vollkommenheit kannte, und zugleich einen recht philosophischen Blick zu Beurtheilung des Genies und Feinigkeit der Sprachen hatte, im Jahr 1741. als Gesandter nach Paris ging, den Neutralitätstractat für Hannover zu schliessen, er schon eine Aenderung der Sprache, sonderlich am Hofe, gegen seinen vorigen Aufenthalt bemerkte. Freilich auf diesen Modeton jeder neuen

Welt

Welt von zehn Jahren käme es den Studirenden nicht an: und darum habe ich die grosse Veränderung der Sprache in den Colonien erst in das dritte Geschlecht gesetzt. In diesem wird sie aber doch gewiß gegen die in Frankreich übliche zu altförmig, und zu Deutsch; nur daß etwan das einzige Berlin eine Ausnahme machen möchte, wiewohl auch da Premontral zu seinem Préservatif Stoff fand, und andere der besten Französischen Schriftsteller bisweilen ein Wort anmerken, das sie Pruſſien-François nennen. Doch alle diese Ausartung mit in Rechnung gebracht, bleibt eine Französische Colonie immer ein Vortheil für eine Universität, allein man kann sie nun nicht mehr haben, und muß sich blos damit begnügen, die besten Sprachmeister, und diese in hinlänglicher Anzahl, hinzuziehen.

§. 91.

Die Sprachmeister im Französischen, Englischen und Italiänischen, sind nach ganz andern Regeln zu wählen, als die Professores in allen Facultäten, und selbst, als die in den gelehrten Sprachen: der beste Professor könnte vielleicht der schlechteste Sprachmeister seyn; und umgekehrt.

Manche dieser Regeln sind so bekannt, daß man sie glaubt, so bald man sie nur höret: und doch

werden sie, auch von sorgfältigen und einsichtsvollen Vorstehern der Universitäten, nicht immer genug befolget, weil ihnen die Sache nicht so wichtig vorkommt, als sie ist, und ihre Sorgfalt bey dem Kleinsten geringer wird. Der Rath der Professoren, den sie befolgen, ist hier oft unzuverlässig, sonderlich wenn er collegialisch abgefasset wird: denn die kennen selten lebende Sprachen in der zur Beurtheilung eines Sprachmeisters nöthigen Vollkommenheit. Dis ist ihnen keine Schande, sie haben sonst so viel zu thun, daß man es ihnen sehr wohl vergeben kann, wenn sie mit der Zeit auch in den lebenden Sprachen manches verlernen, was sie in der Jugend wußten, und sie nur noch einigermassen stammern: aber eben darum, weil sie so viel anderes zu thun haben, sind sie hier nicht die zuverlässigsten Richter. Einige wenige können einmahl durch einen seltenen Fall eine Ausnahme machen: aber ihr collegialischer Bericht müßte wol der Natur der Sache nach unrecht ausfallen.

Ist es nöthig zu erinnern, daß der Sprachmeister kein Deutscher seyn müsse? ich meine, von Herkunft und Eltern, denn wegen des Geburtsorts will ich gern für die in Deutschland gebohrnen Franzosen eine Ausnahme zugeben. Bey lebenden Sprachen kommt es nicht auf philologischen Fleiß und Untersuchun-

suchungen an, (die sind hier alle am unrechten Orte, weil das, was man lernen will, durch den täglichen Gebrauch klar und gewiß ist) sondern auf eine Fertigkeit im Reden, die sich selten einer in einer fremden Sprache in dem Grad erwerben kann, als man sie in der Muttersprache hat. Wer diese nicht hat, bleibt entweder langweilig bey dem grammaticalischen Unterricht stehen, und ahmt mehr oder weniger von dem Schulunterricht nach, der die Lateinische Sprache schwerer, als alle Sprachen in der Welt, und zur wahren Marter vom achten bis sechszehnten Jahre macht: oder er redet steif und kunstmässig, und macht seine Lehrlinge steifer, als er selbst ist: oder bringt, wenn er die Gabe hat, ziemlich leere Stunden für volles Geld zu verkaufen, die Zeit damit zu, ihnen das Schöne in Poeten und witzigen Schriftstellern weitläufig als Muster des Geschmacks zu erklären, er mag nun selbst Geschmack haben oder nicht. Aber darum war es seinen Zuhörern (denn das sind sie nun, und wider den Endzweck schweigen sie, und er redet allein,) nicht zu thun: sie müssen zwar auch die Werke der Dichter und des Witzes verstehen lernen, allein sie wählten ihren Sprachmeister nicht, ihren Geschmack überhaupt zu bilden, sondern, eine lebende Sprache fertig verstehen, reden und schreiben zu lernen, um

sie

sie künftig in Briefen und im gemeinen Leben zu gebrauchen. Es ist wahr, man hat auch Deutsche, die fremde Sprachen so reden, daß man sie von gebohrnen Franzosen und Italiänern kaum unterscheiden kann: allein dis pflegen gemeiniglich Leute von höherer Geburt zu seyn, denen man mit einem Sprachmeisterdienst nicht aufwarten wird; und wenn sie auch von geringerer Herkunft wären, so verschaft ihnen diese seltene Eigenschaft an Höfen (immer wieder den zu Berlin ausgenommen, weil sie in Berlin nicht selten ist) so viel Glück, daß sie sich nicht zu Sprachmeistern abgeben werden.

Ist ein Deutscher gar nicht in dem Lande gewesen, dessen Sprache er lehren will, so ist er noch um vieles untüchtiger. Wer ihn zum Sprachmeister annimmt, und denn einmahl selbst in die Länder kommt, wo die Sprache einheimisch ist, der verstehet so wenig, daß er sich in eine andere Welt gefallen zu seyn scheint. Ist es blos auf das Lesen der Bücher angesehen, und thut man Verzicht auf Reden und Schreiben, so kann man einen solchen Sprachmeister gebrauchen; man lernt sie denn als todte Sprache. Ist aber das die Absicht nicht, so ist der Lernende, betrogen will ich nicht sagen, aber doch nicht auf dem rechten Wege. Die Sache wird noch schlimmer, wenn der Sprachmeister gar ein Ober-

sachse

sachse wäre, denn so hat er bey dem Französischen und Englischen die grösseste Desavantage. Der Niedersachse ist hier immer der glücklichste, der Rheinländer nicht ganz unglücklich: aber der Obersachse spricht selten das Französische, und nie das Englische richtig aus; ist er aufs beste, so setzt er D für Th, (recht wie die Engländer den Auswärtigen auf dem Theater redend einführen,) und sein S im Anfang des Worts vor einem Consonanten ist noch unausstehlicher. Gesetzt, auch diese auf dem Papier nennbaren Fehler legt er ab, so lernt er doch den Accent der Sprache nicht. Ich sage es nochmahls, um nicht unbillig zu scheinen, wer blos Bücher verstehen will, kann mit ihm zufrieden seyn, wenn er nur so bescheiden ist, auch weniger Bezahlung zu nehmen: aber auf der Universität soll Gelegenheit seyn, noch mehr zu lernen, sie soll also, wenn sie nicht eine armseelige Nebenuniversität ist, gebohrne Franzosen, Engländer und Italiäner zu Sprachmeistern haben, ohne es zu hindern, wenn auch ausser ihnen einige Deutsche Sprachmeister Unterricht geben.

Daß bey jenen, sonderlich Franzosen und Italiänern, auf die Provinz viel ankommt, aus der sie gebürtig sind, versteht sich von selbst. Mancher in Deutschland gebohrne Franzose würde ein viel besse-

rer

rer Sprachmeister seyn, als die meisten aus gewissen wegen der Aussprache übel berüchtigten Provinzen Frankreichs.

Eine wichtige Foderung bey einem Sprachmeister ist, daß er nicht von gar zu niedriger Herkunft seyn soll. Die Fehler der Erziehung verbessert einer in seiner Muttersprache nicht leicht völlig: wenigstens hängt ihm noch etwas von der gemeinen Aussprache an, und er müßte als Erwachsener sehr viel Cultur genossen haben, wenn er von Worten und Ausdrücken des niedrigen Volks im Reden frey geworden wäre, und sich in Briefen nicht zu demüthig und doch anständig genug ausdrücken könnte. - - Eben dieser Umstand macht es so schwer, gute Sprachmeister zu bekommen, sonderlich da man ihnen, wenn man sie nicht halb unbrauchbar machen will, den Titel eines Professors nicht wohl geben kann. Bey Bestimmung ihrer Besoldung muß er einigermassen mit in Erwägung kommen.

Seit dem letzten Kriege wird auf diese, und die vorhin erwähnte Eigenschaft nicht genau gesehen: solche, die von der Armee zurückgeblieben oder wiedergekommen sind, sie mögen seyn, aus welcher Provinz und von welcher Herkunft sie wollen, setzen sich als Sprachmeister auf Deutschen Universitäten, deren Geld sie haben kennen lernen. Sie mögen

es

es immerhin thun, denn der Sprachmeister sollen viele seyn, und der gar zu schlechte wird doch nicht lange Scholaren behalten: allein die Obern müssen nur nicht denken, nun sey die Universität versorgt, sondern neben ihnen auch bessere Sprachmeister setzen.

Ein Zufall bietet der Universität oft einen Sprachmeister von guter Geburt an, der in seinem Vaterlande ein Unglück gehabt hat: nur wollte ich nicht gern, daß es eine Affaire d'honneur wäre, die ihn aus Frankreich vertrieben hätte. Hat er nur einiges an sich, das ihm Achtung verschaffen kann, gesetzt, es wäre blos im äussern Ansehen oder Umgang, so ist sehr zu besorgen, daß er seinen Geschmack von Ehre einführen, und eine gefährlichere Art von Duellen, als wir auf den meisten Deutschen Universitäten gewohnt sind, in Mode bringen möchte. Einen so bedenklichen Sprachmeister muß man auf keiner Universität aufnehmen, und ihm nicht einmahl den Aufenthalt gestatten: gesetzt aber, er hätte ihn erschlichen, weil die Ursache, wegen welcher er sein Vaterland verlassen hat, unbekannt war, so muß die Erlaubniß zum Besten der Universität widerrufen, und er weggeschaft werden. Ein Sprachmeister, der irgend beliebt ist, kann zu viel Einfluß in die Gedenkungsart der Studirenden haben:

ben: und das Point d'honneur ist für junge Leute zu gefährlich, als daß man den ihnen zum Privatlehrer lassen könnte, von dem man besorget seyn muß, daß er es einführen, oder zum Favorit-Gegenstand seiner Unterredungen machen wird.

Der anfänglich beste Sprachmeister verliert mit der Zeit viel, und das nicht blos, weil er alt wird und an Kräften abnimmt, sondern noch wegen anderer Ursachen. In dreissig oder vierzig Jahren ändert sich der Geschmack eines Volks und der gute Ton seiner Sprache merklich: (man denke nur an das Deutsche von 1772, und 1742, oder gar 1732) der Mann lebt ausserhalb seines Vaterlandes, und behält die Sprache, wie sie in seiner Jugend war. Dis hat bey todten Sprachen nichts zu bedeuten, denn deren guter Ton ist längstens unveränderlich vestgesetzt: aber lebende sind in steter Abwechselung; und wir wünschen sie so zu lernen, wie sie jetzt eben geredet und geschrieben werden. Auch gewöhnt sich der beste Sprachmeister, der unaufhörlich mit Anfängern, und zwar von einer und eben derselben Nation, mit Deutschen, umgehen, reden, und ihre Ausarbeitungen durchsehen muß, endlich einen guten Theil ihrer Germanismen an, und verliert das genaue Französische, Englische, oder Italiänische Gehör. Seine Aussprache wird, weil er so oft

Anfän-

Anfängern deutlich und langsam vorsprechen muß, zu deutlich, und verliert das Flüchtige und Leichte, das sie vorhin hatte. Was für eine völlig Deutsche Wendung der Rede, ja was für offenbare Germanismen, wird man bisweilen bey Französischen Sprachmeistern gewahr, die anfangs die besten waren, aber unter Anhörung und Corrigirung von lauter Deutschfranzösischen Redensarten alt geworden sind! - - Man muß also von Zeit zu Zeit auch junge Sprachmeister auf die Universität zu ziehen suchen. Der alte Professor ist, so lange ihn die Gabe des Vortrages nicht verläßt, besser, als der junge: aber nicht so der Sprachmeister.

Daß der Sprachmeister viele seyn müssen, wenn die Zahl der Lernenden groß ist, und daß folglich auf einer grossen Universität ihrer mehr erfodert werden, als auf einer kleinen, braucht auch nicht viel Beweis. Im Collegio Eines Professors können hundert Zuhörer eben so viel, vielleicht auch, weil das volle Auditorium den Vortrag belebt, noch mehr lernen, als vier: wären etliche hundert darin, so würde doch jedes Ohr den vollen Schall hören, und dadurch nicht weniger lernen, daß so viel andere eben dem Manne zuhören. Allein bey dem Unterricht in lebenden Sprachen kommt es darauf an, daß jeder lieset, um in der Aussprache corrigirt zu

werden, sich im Reden eine Fertigkeit erwirbt, elaborirt, und seine Ausarbeitungen vom Sprachmeister durchsehen läßt: hier ist die höchste Zahl derer, die Eine Stunde nützlich unter sich theilen können, drey, oder allenfalls vier, und wenn sie Einer allein hat, lernt er mehr, als wenn ihrer drey beysammen sind. Ein fleissiger Sprachmeister kann des Tages acht bis zehn Stunden geben, weil keine Präparation nöthig ist: man kann hieraus, und wenn man die Zahl der Lernenwollenden vergleicht, berechnen, daß eine zahlreiche Universität ziemlich viel Sprachmeistern Unterhalt anbietet, aber auch, daß sie ihrer viele nöthig hat. Darauf muß man aber immer mit rechnen, daß jeder Lernende vom Mittelstande, und der zu bezahlen willig ist, seine eigene Stunde für sich allein haben könne, und nicht genöthiget sey, mit andern zusammen zu treten.

Allein nun ist auch dafür zu sorgen, daß der Unterricht den Lernenden nicht gar zu theuer zu stehen komme: denn dis ist doch mit einer der Hauptzwecke der Universitäten, daß man das Nöthige auf ihnen wohlfeiler zu lernen Gelegenheit habe, als es zu Hause möglich ist. Vor dreissig Jahren pflegte der Preis einer Stunde monathlich, (den Monath zu 16 Stunden gerechnet,) zwey Thaler zu seyn, und zwar so, daß, wenn mehrere in Einer Stunde bey-

sammen waren, der Sprachmeister nicht mehr bekam, sondern sie diese zwey Thaler zusammen schossen. Daß der Preis jetzt auf einen Ducaten, oder drey Thaler (den Louisdor zu 5 Rthlr. gerechnet) gestiegen ist, wird niemand unbillig finden, wenn er nur bedenkt, daß die Preise aller Dinge jetzt anders sind, als vor dreissig Jahren, und man mit drey Thalern schwerlich so weit kommen kann, als damals mit zweenen. Allein höher muß der Preis nicht steigen, oder in die blose Willkühr der Sprachmeister gestellet werden; sonst wird die Ausgabe für Studirende von Mittelstande zu groß. Mit den Collegiis der Professoren, privatis, oder privatissimis, sind die Stunden, die Sprachmeister geben, gar nicht zu vergleichen. Denn nicht zu gedenken, daß Sprachmeister keine Professores sind, oder seyn sollen, und daß sie nichts zu verstehen nöthig haben, als ihre eigene Muttersprache, so wie sie jeder wohlerzogene Mensch verstehen soll; so kosten ihnen ihre Lectionen keine Präparation, und die Hälfte dessen, was man von ihnen verlanget, ist, in ihrer eigenen Muttersprache mit uns zu plaudern. Einem Sprachmeister kosten also zehn Stunden des Tages, in denen er Lectionen giebt, nicht mehr Mühe, als einem Professor drey Collegia, denn dieser muß, wenn er sich auch nicht gerade auf jedes

Collegium zwey Stunden präparirt, (wiewohl mancher noch mehr Zeit anzuwenden nöthig findet) dennoch sonst studiren, um zuzulernen, und er muß während der Stunde seine Gedanken anstrengen. Seine Auditores bleiben auch nicht aus, wie des Sprachmeisters Lehrlinge öfters nicht zu Hause sind, und ihrem Lehrer Ferien machen. Es ist gewiß, daß mancher, sich doch nicht zu Tode arbeitende, Sprachmeister, gar des Tages zwölf Stunden informirt. Saures Brod ist dis: allein das ist es überall auf guten und fleissigen Universitäten, und ich habe wol von Professoren gehört, die ihrer Gesundheit durch zu viele Anstrengung ihrer Kräfte Schaden gethan haben sollen, bisher aber noch nicht von Sprachmeistern.

Doch ich will nur zehn Stunden rechnen. Von denen hätte ein Sprachmeister, den Monath zu einem Ducaten gerechnet, 120 Ducaten; allein für den Ducaten giebt er wöchentlich nur vier Stunden Unterricht, und er pflegt noch des Mittewochens und Sonnabends Stunden zu geben, die ihm, wenn es auch nur des Vormittags geschehe, und er den Nachmittag (den auf fleissigen Universitäten der Professor des Mittewochens nicht frey hat) frey behalten wollte, noch 30 Ducaten einbringen werden. Dis wären zusammen, 150 Ducaten, auf

wohl-

wohlfeilern Universitäten, wo der alte Preis von zwey Thalern geblieben ist, 300 Rthlr. und auf den noch theureren, wo drey Thaler eingeführt sind, 450 Rthlr. Sollte dis nicht für einen Sprachmeister, von dem man nichts verlangt, als, daß er seine Muttersprache verstehet, und an dem es eben der grösseste Mangel ist, wenn dis nicht seine Muttersprache, sondern eine erlernte Sprache wäre, standesmässig genug seyn? Es ist gewiß, daß die meisten Professores auf Universitäten nicht mehr, oder nicht einmahl so viel von ihren Collegiis einzunehmen haben. Kommt noch dazu, daß einigen Sprachmeistern eine Besoldung gegeben wird, so erfodert Billigkeit und Gerechtigkeit noch mehr, daß sie ihre Arbeit nicht vertheuren, und die Obern haben desto mehr Befugniß und Ursache, mit Strenge darauf zu sehen, daß es nicht geschehen könne. - - Aber habe ich nicht zu hoch gerechnet? und wird der Sprachmeister alle die Stunden besetzt bekommen? - - Auf grossen Universitäten gewiß, wenn er nur geschickt ist, und den Preis nicht zu hoch setzt. Die Erfahrung zeiget, daß der gute Sprachmeister noch immer einige abweisen, und ihnen die Anwartschaft auf eine im künftigen halben Jahr ledig werdende Stunde geben muß. - - - Auf einigen Universitäten wird freilich bisweilen für eine Sprache,

die ein vorzüglich verdienter Mann lehret, mehr, und wol gar das doppelte gefodert: selten aber ist dabey die Einnahme des Lehrers grösser, als des für 3 Rthlr. lehrenden Sprachmeisters, weil er wenigere Stunden besetzt bekommt, und nur seine Arbeit weniger.

Auch muß die Aufsicht der Obern, wo möglich, dem vorbeugen, daß die Sprachmeister nicht anstatt der Lectionen Collegia, die besser bezahlt werden, halten, oder zu jeder Unterrichtsstunde eine gewisse Zahl von Zuhörern nach Art eines Privatissimi erfodern, die eine dem Honorario eines Collegii gleiche Summe zusammen bringen. Bey dem Unterricht in lebenden Sprachen kommt alles auf Uebung an, die sich unter mehrere nicht so theilen läßt, daß nicht Einer allein mehr Vortheil haben sollte, als er in Gesellschaft mit zwey oder drey andern haben kann; auch wird in einer solchen Gesellschaft öfters der eine durch den Unfleiß des andern aufgehalten. Sollen die billigen Wünsche der Lernenden und ihrer Eltern erfüllet werden, so muß die Einrichtung so seyn, daß jeder von Mittelstande, wenn er bezahlen will, seine eigene Stunde haben könne: für Aermere könnte ein Collegium gehalten, und darin, nebst dem nöthigen Unterricht in der Grammatic, ein Buch vorexplicirt werden, sie werden aber nur

ver-

verstehen, nicht reden und schreiben lernen. Jenen Vortheil haben sonst die Universitäten gehabt, und ordentlich haben sie ihn noch jetzt: es verdient die Aufmerksamkeit der Obern, daß er nicht nach und nach verlohren werde.

Ein sonderbarer Umstand, den wenig Leser erwartet haben oder für wahrscheinlich halten werden, ist, daß es bisweilen leichter wird, gebohrne Engländer, von gutem Herkommen, und einigem Vermögen, die ihre Sprache mit Feinigkeit reden und schreiben, zu Lehrern zu bekommen, als gebohrne Franzosen oder Italiäner, auch nur von mittelmäßiger Geschicklichkeit. Zwey Ursachen tragen hierzu bey. Der Engländer denkt solider, und ist nicht so titelsüchtig, als der Franzose und Italiäner: der Titel, Professor, ist in seinem Vaterlande sehr selten, und so sehr respectirt, daß es keinem Sprachmeister einfallen würde, ihn zu verlangen, (thäte es einer zu Oxford, so würde ihn jeder für unsinnig halten) er findet sich also auch dadurch nicht beleidiget, daß er nicht Professor, sondern Sprachmeister oder Lector heißt, anstatt daß ein Italiäner, in dessen Vaterlande alles sich gleich Professor nennt, nicht begreifen kann, warum man ihm diesen Titel versaget. Schwerlich hat eine Universität einen distinguirteren Mann zum Sprachmeister gehabt, als Tompson

 war;

war; dessen ganze Lebensart und Anstand einen Mann nicht blos von guter, sondern auch von vornehmer Herkunft verrieth: er stand aber doch zwanzig Jahre lang blos als Sprachmeister auf zwey Universitäten, erst zu Helmstädt, und denn zu Göttingen, (*) 1751 ward er Professor Extraordinarius, und 1762 erhielt er den Rang (nicht den Titel) als Professor Ordinarius: aber keins von beiden auf sein Gesuch, sondern blos aus eigener Bewegung des seine grosse Verdienste erkennenden Curators der Universität, der es für unrecht hielt, ihn andern Lehrern lebender Sprachen nachgehen zu lassen. Ich weiß dis nicht blos aus Tompsons eigenem Munde, sondern, wenn man auch etwan denken könnte, er möchte zu günstig für sich erzählet haben, und sey in seiner eigenen Sache kein Zeuge, so habe ich es mit den Originalien belegt gesehen, und würde in meinem Leben an der Wahrheit der Sache nicht zweifeln können. Und das war der Mann, der die allgemeine Hochachtung in dem Grad erwarb, daß Georg der Dritte, der von ihm gehört hatte, selbst dem Curator der Universität einen für Tompson sehr viel Ehre bringenden Befehl gab. Die andere Ursache ist diese, daß man mit dem Gelde in Deutschland zwey- oder dreymahl so weit kommen

(*) Pütters Gelehrtengeschichte von Göttingen §. 99.

men kann, als in England. Hat ein Engländer 3000 Pfund Sterling, so bringen sie ihm jährlich etwan 90 bis 105 Pfund Zinsen; das ist in England sehr wenig, und in seinem Vaterlande kann man ihn nicht anders als arm nennen, wenn er von gutem Herkommen seyn sollte. Zieht er aber diese Mittel nach Deutschland, so ist er da, bey einem Capital von 18000 Rthlrn., oder wie es nach einem andern Münzfuß heissen würde; von 36000 Gulden, schon ein reicher Mann: sie bringen ihm zu 3 ½ Procent 630 Rthlr. oder zu vieren, 720 Rthlr. Zinsen, und von denen kann er, wenn er als Sprachmeister einige hundert Thaler zuverdient, auch wol noch darneben eine Besoldung hat, viel gemächlicher leben, als in seinem Vaterlande. Man wird daher Englische Sprachmeister finden, die entweder jährliche Zinsen aus England erhalten, oder ganz beträchtliche Capitalien herüber ziehen, und in Deutschland unterbringen.

Mir ist bisweilen eine Speculation eingefallen, ich weiß aber nicht, ob sie practicabel ist, weil ich noch kein Exempel vor mir sehe. In England sind so überaus viel arme Geistliche, die keine eigene Pfarre haben, sondern blos für andere reichere, in der geistlichen Vielweiberey lebende, Besitzer vieler Pfarren gegen einen bedungenen Lohn das Amt ver-

richten: Der Lohn soll schlecht seyn, bisweilen nur 40 Pfund des Jahrs; und doch rühmt man diese Substituten in England so oft als verdiente Männer, daß ich fast denken sollte, es möchte einigen unter ihnen nicht an Cultur fehlen. Die Geistlichen pflegen ohnehin unter Protestanten in der Kenntniß ihrer Muttersprache, vergleichungsweise gegen andere Stände, nicht zurück zu stehn. Ob die Umstände dieser gedungenen Prädicanten wirklich so schlecht sind, als man sie in England selbst beschreibt, und ob es unter ihnen so geschickte und verdiente Männer giebt, als man dort sagt, und in den Englischen Zeitungen oft genug wiederholt, weiß ich wirklich nicht gewiß; denn ich habe nie einen von ihnen gesehen, und die Stimme des Mitleidens pflegt Klagen und Lobsprüche zu übertreiben, sonderlich in England. Gesetzt aber, nur etwas davon ist wahr, so dächte ich, eine Universität, die einen Sprachmeister brauchte, würde leicht einen substituirten Geistlichen, der seine Muttersprache völlig verstände, der Englischen Kirche entziehen, und ihm begreiflich machen können, daß 400, bis (wenn man eine Besoldung dazu legt) 600 Rthlr., und die in Deutschland, besser sind, als 40 Pfund (240 Rthlr.) in England. Freylich für eine Universität, die der König von Großbritannien selbst

gestif-

gestiftet hat, also für Göttingen, ist dieser Vorschlag nicht, denn da wird man vermuthlich leichtere und sicherere Mittel haben: allein andere Universitäten könnten doch den Versuch machen, wenn ihm anders sonst nichts im Wege stehet. Denn hierin bekenne ich nochmahls, weil ich in meinem Leben den Mann nicht gesehen habe, von dem mir so viel erzählt, und so viel in den Englischen Zeitungen geschrieben ist, meine Unwissenheit.

§. 92.

Verlangt eine Universität gute Sprachmeister, so versteht sich von selbst, daß sie wenigstens Einen Lehrer der vorhin genannten Sprachen besolden muß; vielleicht auch, je nachdem die Lernenden zahlreich sind, mehr als Einen. Ganz ohne Besoldung, und blos vom Honorario zu leben, ist eine so gefährliche Sache, daß sie einer, der von mittelmäßigem Herkommen ist, (und daß dis bey einem guten Sprachmeister wesentlicher sey, als bey einem Professor, habe ich schon vorhin erinnert) nicht leicht anders, als aus Verzweifelung, wagen wird. Zur Verzweifelung getriebene Leute von guter Geburt und Gemüthscharacter schickt uns Frankreich seit Ludewigs des Grossen Tode nicht mehr zu, und aus Italien oder England sind sie fast nie zu erhalten,

ten, es müßte denn dort misglückte Liebe, oder in England eine Rebellion uns ein solch Geschenk machen. Ein jeder stelle sich selbst nur in den Platz, und frage sich, ob er diese Lebensart, ohne Hoffnung, jemahls eine Besoldung zu erhalten, erwählen möchte? Bey der ersten langwierigen Krankheit ist er gewiß, in die äusserste Noth zu kommen, und noch dazu aufs künftige, und wenn er wieder gesund wird, seine Kunden verlohren zu haben: wenn er aber auch gewiß wäre, nie krank zu werden, so siehet er doch bey einer möglichen Abnahme der Universität, oder im Alter, einem wahrscheinlichen Elend entgegen. Der Unbesonnene, oder der eigentlich Desperate, oder der ganz gemeine Mensch, dem immer das Honorarium viel Geld ist, mag dis ohne Hoffnung einiger gewissen Besoldung wagen: aber der ist ordentlich nicht der gute Sprachmeister.

Der distinguirte Sprachmeister, der, den man eigentlich auf die Universität berufet, oder ihn setzet, müßte also wol besoldet seyn: und welche Universität ihn gut haben will, muß die Besoldung nicht zu gering ansetzen. Sonderlich ist es doch, wenn der Sprachmeister auf einer Schule besser besoldet ist, als er auf der Universität besoldet werden kann. Ich habe einmahl ein Fragment zu sehen bekommen,

men, das ein Stück von des seel. Gellerts Fabeln und Erzählungen seyn sollte, so er nicht mit hätte drucken lassen: darin erzählte er, daß eine berühmte Universität von einer unberühmten Schule einen Sprachmeister bekommen habe, um ihn aber nicht zu verschlimmern, habe man ihm die Schulbesoldung gelassen. Sie stand gleich hinter der Fabel, der Informator, und war die zweite im dritten Buch, vermuthlich aber ist es des Aergernisses wegen im Druck weggelassen, weil, wie man mir hat versichern wollen, die Geschichte nicht erdichtet war. Ich will es glauben, weil es der Einrichtung der Universitäten ähnlich siehet. Selbst Tompson hatte so wenig Besoldung, daß der König Georg der Dritte unmittelbar und aus eigener Bewegniß befahl, den sehr verdienten Mann, der schon über 70 Jahr war, in der Einnahme zu verbessern. Es kann also wohl seyn, daß auch Gellerts Erzählung wahr ist. Auch kann es seyn, daß eben der Mann, etwan durch einen auswärtigen Ruf von der Universität auf eine Schule, noch mehr Salarium auf der Universität erhalten hat, (denn auch dis sagte Gellert in seiner Erzählung,) und daß er also jetzt gar nicht dabey leidet: allein wenn sie wahr seyn sollte, so zeigt sie doch einen gewissen Fehler bey Einrichtung der Universitäten an, und daß man die

Wichtigkeit des Unterrichts in lebenden Sprachen nicht genug gekannt hat. Dis wäre denn noch ein Ueberbleibsel, entweder von der ersten Einrichtung der Universitäten, da man blos an Facultäts-Gelehrsamkeit dachte, oder vom Anfang unsers Jahrhunderts, da man Französische Sprachmeister leicht haben, und Englische noch eben so leicht entbehren konnte. - - Zu groß muß aber die Besoldung auch nicht seyn, sonst vertheuret sie entweder den Unterricht, weil der stark besoldete Sprachmeister nicht mehr mit drey Thalern für jeden Monath zufrieden seyn, oder, bey unverhältnismässiger Einnahme von seinen mühsamen Lectionen gegen die nicht mühsame Besoldung, sich die Arbeit verringern, und weniger Stunden des Tages Unterricht geben wird: - - wie groß? das kommt auf Umstände und Theurung jedes Orts an, nur keine Professorbesoldung, und doch mehr, als man in andern Städten, wo keine Sprachmeister sind, oder auf den vornehmern Schulen desselben Landes den Sprachmeistern zu geben pflegt. Ist die Universität zahlreich, so sollte noch wol ausser dem vornehmsten Sprachmeister, den ich zur Distinction Lector nennen will, ein und anderer geschickter Sprachmeister, wiewohl geringer, besoldet seyn: selbst eine solche Hoffnung, und da man das Exempel vor sich siehet, lockt gute Sprach-

mei-

meister an den Ort hin, die neben dem ansehnlichen ungewissen Verdienst gern auch etwas gewisses haben möchten. Nur muß man diese kleinen Besoldungen, (etwan von 50 bis 100, im nördlichen Deutschland, Thalern, und im südlichen, Gulden) nicht an Auswärtige geben, die man von neuem hinberuft, sondern an den Bestverdienten an Ort und Stelle; falls anders mehrere ausser dem, der sie wirklich empfängt, gereitzt werden sollen, sich auf der Universität niederzulassen. Billigkeit ist auch hier, wie so oft im menschlichen Leben, die grösseste Klugheit.

§. 93.

Nur gebe man den Lehrern der lebenden Sprachen nie den Titel Professor, (lieber den, Conseiller Intime pour les Affaires de la France, oder, de l'Italie) wenn man nicht der Universität und ihnen selbst schaden will. Ich erkenne es in ganzem Ernst (der vorige Ausdruck war mir nur entfahren) daß sie, wenn sie verdiente Männer, und noch dazu, wie ich sie wünsche, von gutem Herkommen sind, einen gewissen Stempel vom Publico fodern werden, und verdienen, der in Titel oder Rang bestehen muß: den gebe man ihnen, und wenn schlechterdings ein Titel nöthig ist, so sinne man auf einen,

und hüte sich nur vor dem, wegen seiner Folgen so nachtheiligen, Professor. Man kann sie ja Lectores nennen, und noch dazu, wenn es nöthig gefunden wird, dem Lector den Rang eines Professoris Extraordinarii beylegen: oder der Universität in jeder Sprache einen Secretarium geben, der bey gewissen Gelegenheiten eine Beschäftigung und Realität haben könnte. Etwas dergleichen würde ihre Ambition befriedigen, ohne sie aufs künftige von neuem rege zu machen; nur verderbe man sie nicht durch den nachtheiligen Titel, Professor, so sehr sie auch darum anhalten möchten.

Aber kann in den unschuldigen Buchstaben so viel böses stecken? - - Die Erfahrung macht doch schon einen kleinen Verdacht, daß sie gerade in der Ordnung, da sie Professor heissen, nicht zuträglich sind: die Universität, die in lebenden Sprachen Professores hat, pflegt selten in ihnen den Lernenden vortheilhaft zu seyn. Und wie mag das zugehen? Ich will es erzählen.

Einmahl werden schon die übrigen Professores dadurch sehr heruntergesetzt. Denn wenn einer, der sonst kein Verdienst hat, als seine eigene Muttersprache so zu sprechen und zu schreiben, daß man es ausserhalb seines Vaterlandes ganz gut findet, Professor werden kann, so ist es doch wol für die

übri-

übrigen Professoren kein Compliment, und sie werden sich der Gesellschaft nicht sehr zu erfreuen haben? Ja! wenn es etwan der beliebte Schriftsteller aus England, Frankreich oder Italien wäre, dessen Werke im Vaterlande wegen ihrer Schönheit vorzüglichen Beyfall fänden, so möchten sie nicht Ursache zu klagen haben: allein daß der auf unsere Universitäten kommt, um seine Muttersprache zu lehren, davon hat man doch kein Exempel. Würde etwan Junius entdeckt, des Hochverraths überzeugt, sollte an den Galgen kommen, und ginge denn aus England weg, so möchte man ihm zu Ehren eine Ausnahme machen, und ihm auf der Deutschen Universität, wo er sich niederliesse, den Titel als Professor geben, weil ihn die Engländer, und selbst seine Feinde, für ein Muster der Sprache halten: allein ich glaube, keiner von den eben zum voraus gesetzten Umständen wird bey unsern Sprachmeistern eintreffen, und Junius wird sich in England zu wohl befinden, auch vor Verfolgung zu sicher seyn, als daß er den Ruf annähme.

Gemeiniglich macht es auch die Lehrer der lebenden Sprachen selbst misvergnügt, wenn auf noch so vieles Bitten eine Gnade von dieser Art erzeiget wird; nicht einmahl den einzigen ausgenommen, dem sie erzeiget ist. Er wird gewiß wenige Jahre nach-

nachher ein desto heftigerer Misvergnügter seyn, je sehnlicher er vorhin darum gebeten hätte.

Ist einmahl das Beyspiel gegeben, Professoren lebender Sprachen zu machen, so hat man beynahe alle vorzüglich geschickten Sprachmeister, die sich sonst auf der Universität setzen würden, so gut als verbannet. Man muß ihnen, eben deshalb weil sie nicht von den Wissenschaften, sondern nur von ihrer Muttersprache Profession machen, eine gelehrte Vanität und Titelsucht nicht übel nehmen, denn je weniger einer Realität hat, desto höher schätzt er gemeiniglich den Titel: sie sehen, der Titel wird ertheilt, sie glauben ihn eben so gut zu verdienen, als andere, (vielleicht reden sie, weil sie jünger sind, ihre Muttersprache reiner und origineller) und nun können sie nicht ruhig seyn, wenn sie ihn nicht erlangen. Gesetzt, sie hätten auch keine Eitelkeit, so kann man es ihnen nicht verdenken, daß sie, wenn einmahl der Titel, Professor, möglich ist, bey einigem Gefühl der Kenntniß ihrer Muttersprache sich nicht unter den Professor heruntersetzen, und durch den nunmehr unangenehmen Nahmen, Sprachmeister, unterscheiden lassen wollen: und diese Foderung an sie wäre desto unbilliger, weil in lebenden Sprachen ordentlich der der beste Lehrer ist, der die kürzeste Zeit ausserhalb seines Vaterlandes zugebracht hat,

also

also vermuthlich der heute ankommende besser als der funfzig oder sechzigjährige Professor, der nun unser Deutschland schon 20 bis 30 Jahre lang in seiner Muttersprache unterrichtet, selbst aber dabey etwas Deutsch in sie gemenget hat. Allen kann man doch den Titel nicht geben, wenn man nicht die Professores ganz heruntersetzen will. Nun meidet also der eine, sich seiner Geschicklichkeit bewußte, Sprachmeister, die, wie es ihm vorkommt, undankbare Universität: der andere fängt an, um sich diesen Titel zu erwerben, Collegia über Wissenschaften, die er halb und halb oder gut verstehet, zu lesen; das möchte sonst thun, wer wollte und könnte, aber wenn er es thut, so ist der Sprachmeister in ihm der Universität verlohren, den brauchte sie, und den Lehrer der Wissenschaften aus einer fremden Nation hatte sie wahrhaftig nicht nöthig: der dritte giebt sich selbst den Titel als Professor, und läßt sich so nennen, andere Professores sehen das nicht gern, vielleicht bekommt er darüber mit Einem Zank, und muß von der Universität weggejaget werden. Alle diese Fälle wird man sich von Universitäten, wo Sprachmeister den Professortitel einmahl bekommen haben, erinnern: entstünde aber auch keiner von ihnen, so ist doch derjenige geschickte Sprachmeister, der nicht eben so gut den Titel erlangt, mit welchem er einen andern be-

glücket sieht, mismüthig: und um Einen vergnügt zu machen, müßten sich etliche andere, die vielleicht eben so brauchbar sind, das Herz von Titelkummer abnagen lassen.

Es wäre doch noch eine kleine Vergütung gegen den Verdruß der Mehreren, wenn nur der Eine bey dem Titel glücklich wäre. Aber nein! auch das ist er nicht länger, als zu Anfang. Er soll doch hoffentlich wol nur Professor Extraordinarius werden: denn ihn zum Ordinario zu machen, wäre gar zu bedenklich; sonderlich bey der jetzigen Einrichtung der Universitäten, da ein Ordinarius in seiner Reihe auch Rector, oder wie es auf andern heißt, Prorector wird: - - Aber nun gehet die Noth an, wenn etwan ein jüngerer Extraordinarius über ihn kommt und Ordinarius wird: Ich will die Auftritte nicht beschreiben, wie man sie bisweilen wirklich auf Universitäten zu sehen bekommt; sie sind übertriebener, als man es sich vorstellen möchte; eine getreue historische Erzählung könnte manchen Leser sehr vergnügen; aber es geschähe auf anderer Unkosten, und eben darum muß es nicht geschehen. So viel, nun wird ihm sein Professortitel wirklich zur Heruntersetzung und Kränkung: und bey einem andern Titel, der kein solch unmögliches Avancement erfodert hätte, würde er vergnügter gewesen seyn.

Daß

Daß der zum Professor umgeschaffene Sprachmeister nicht mehr auf die Stuben der Studenten gehet, wie andere Sprachmeister, versteht sich von selbst: und so haben doch die Lernenden durch seinen Titel eine Bequemlichkeit verlohren. Doch dis werde nicht gerechnet, denn sie können ja zu ihm gehen, und desto öfter versäumen: aber er erhöhet nun auch den Preis standesmässig, und das ist gerade der wichtige Nachtheil, den sein Titel den Lernenden bringt. Nunmehr muß schon der viel Geld haben, der eine lebende Sprache lernen will: und selbst der Bemittelte, aber doch nicht eigentlich Reiche, muß mit mehreren zusammen treten, um eine Stunde zu bekommen, (nunmehr Collegium genannt) von der er eigentlich nur den Nutzen einer Viertheilstunde hat; denn als Collegium geht sie nicht so genau mit dem Schlage an, die andern müssen doch auch erst zusammen kommen, und der Professor ist noch treu, wenn er drey Viertheilstunden lehret: da aber hier die Hauptsache auf Reden und Correctur des Elaborirten ankommt, so kann man schwerlich, falls vier sind, auf jeden unter ihnen mehr als eine Viertheilstunde Nutzen rechnen, das mit in Anschlag gebracht, was er durch Zuhören lernt. - - Diese Arten von nachgeahmten Collegiis gefallen manchem Professor der lebenden Sprachen schon mehr, als

 eigent-

eigentliche Sprachmeisterstunden, weil sie bequemer sind, und wie Collegia aussehen: er sucht ihnen auch durch allerley tiefe grammaticalische Untersuchungen, oder Anmerkungen, die den Geschmack betreffen, schon mehr die Gestalt oder das Wesentliche eines Collegii zu geben; aber darüber geht die Zeit der Uebung verlohren, die man eigentlich in lebenden Sprachen verlangte. Und endlich, weil doch jeder gern scheinen will, das zu seyn; was er heißt, so läßt sich der Professor wol gar einfallen, wirkliche Collegia über Wissenschaften und Disciplinen zu lesen, über Philosophie, Politik, Historie, oder was es sonst ist, um Obern und Untern zu zeigen, daß er seinen Titel mit Recht trage, und in nichts geringer sey, als andere Professores. Dis ist bey einem auf lebende Sprachen Berufenen wahrer Verlust für die Universität: denn er thut nun nicht, was er sollte, sondern das, wozu man ihn gar nicht nöthig hat. Der Sprachmeister stirbt durch den Professor nach und nach ab, und man kann auf der Universität, vor der sich geschicktere Sprachmeister scheuen, wenn sie nicht eben den Titel erhalten können, die Sprache nicht mehr so gut, als auf einer andern lernen.

Gegen alles dis weiß ich kein anderes Mittel, als, gar keinen Professor lebender Sprachen zu machen.

machen. So bald dis unwiderruflich und ohne Ausnahme vestgesetzt ist, betrübt sich der gern Professor heissen wollende Thore nur mässig, und der erste Kummer ist immer besser, als der zweite.

§. 94.

Ich habe bisher eigentlich von drey lebenden Sprachen geredet. Es ist allerdings zu wünschen, daß man noch in mehreren, im Spanischen, Portugiesischen, Holländischen, (das in Deutschland so wenige Gelehrte verstehen, und es doch bisweilen wegen der Holländischen Bücher zu verstehen wünschen) Schwedischen, Dänischen, und Russischen, (das nach und nach anfängt, wichtige Bücher zu liefern) oder Sclavonischen überhaupt, auf Universitäten Unterricht finden könnte. Allein dieser Unterricht kann von ganz anderer Art, und so wie in den todten Sprachen seyn, weil man diese Sprachen ordentlich nicht lernt, um sie zu reden und zu schreiben, sondern nur, um Bücher zu verstehen. Hier kommt es also nicht darauf an, ob der Lehrer wirklich aus dem Lande gebürtig ist, dessen Sprache man von ihm lernen will; und wenn er sie weder schriebe noch spräche, wird man sie doch von ihm lernen können. Funfzig oder hundert können auch hier aus einerley

Vortrag, wenn die Grammatik erkläret, und ein Buch explicirt wird, eben so viel Nutzen schöpfen, als ein einziger: es sind keine Privatlectionen nöthig, sondern diese Sprachen können in Collegiis gelehret werden, wenn mehrere sind, die sie lernen wollen. Was ich also vorhin von Englischen, Französischen, und Italiänischen Sprachmeistern gesagt habe, gilt hieher nicht: die Anstalten zum Unterricht in diesen Sprachen können ohne Nachtheil der Lernenden eben so seyn, wie bey den todten. Daß sie auf kleinen Universitäten nicht möglich sind, versteht sich von selbst: unter zwey- oder dreyhundert Studenten würden immer zu wenige seyn, die Unterricht verlangten. Allein auf zahlreichen Universitäten sollte billig auch für den Unterricht in diesen Sprachen gesorget seyn. Bisweilen ergiebt sich auf ihnen die Gelegenheit dazu ohne Vorsorge der Obern von selbst.

§. 95.

Wenn eine Universität den Wünschen der Lernenden Genüge leisten, und blühend werden soll, so kommt nicht wenig auf die Wahl der Exercitienmeister an. Von den Leibesübungen selbst will ich unten in einem andern Abschnitte reden. Daß manche Vornehmere bey der Wahl der Universität haupt-

sächs

sächlich, bisweilen auch einzig, darauf sehen, ob die Reitbahn gut bestellet ist, brauche ich nicht zu sagen: hier rede ich nur von denen, die Unterricht geben, Stallmeistern, Fechtmeistern und Tanzmeistern, daß sie ihre Sache verstehen müssen, daß man, eben weil es Leibesübungen sind, nicht mit ihrer Theorie, nicht mit dem alten wohlerfahrnen Tanzmeister zufrieden seyn kann, sondern einen in diesem Seculo gebohrnen nöthig hat, (diese letzte Foderung ist doch im Jahr 1772 nicht übertrieben, ob gleich nicht immer auf sie geachtet wird) versteht sich von selbst. Man kann freilich den altwerdenden Exercitienmeister nicht todtschlagen; allein bey einer Sache, bey der so vieles auf Jugend ankommt, muß er entweder selbst einen jüngeren Gehülfen wählen, oder, wo das nicht angehet, muß ein anderer jüngerer Exercitienmeister gesetzt werden.

Aber das ist nöthiger zu erinnern, daß auf den Gemüthscharacter der Exercitienmeister mit der grössesten Sorgfalt zu sehen ist, wenn man sie wählet: der üble Gemüthscharacter eines Professors kann der Universität zwar nie ganz gleichgültig, aber doch ein mittelmässiges Uebel für sie seyn, das durch seine andern Vorzüge überwogen wird: allein wenn ein Exercitienmeister der Verführer der Jugend wäre, so macht ihn sein täglicher und genauer Um-

gang mit seinen Scholaren, die gemeiniglich noch dazu die Vornehmsten sind, und den Ton geben, im höchsten Grad gefährlich: je geschickter und beliebter er ist, desto grösser ist das Uebel. Säße eben dasselbe böse Herz in einem Professor, so würde ihm doch die Gelegenheit mangeln, alles böse auszurichten, und das Gift auf eine unvermerkte Weise auszubreiten; und vielleicht würde er bey seinem Willen zu verführen nur lächerlich: aber im Exercitienmeister hat es gerade seine gefährlichste Stelle.

Wer auf Universitäten gewesen ist, wird mich hoffentlich verstehen, und dis nicht dahin deuten, als wenn ich lauter im philosophischen oder theologischen Verstande tugendhafte Exercitienmeister verlangte, ich warne nur vor dem Verführer, vor dem, der die Professores verächtlich, und seine Scholaren gegen das academische Gericht misvergnügt macht, bis endlich Tumulte entstehen, der das Point d'Honneur der Duelle heimlich einprediget, Schlägereyen veranlasset, zu allerley andern Ausschweifungen, bey denen er etwas gewinnen kann, Gelegenheit, und den Tanzboden zweydeutig macht, oder sonst die Sitten anderer verschlimmert. Ein Exercitienmeister von dieser Art, sonderlich ein Fechtmeister, würde der Universität so viel Scha-

den

den thun, daß man ihn gar nicht auf ihr dulden kann: und eben dis ist die Ursache, warum man ausser den bestelleten Fecht- und Tanzmeistern keinen andern verstattet, im Fechten und Tanzen Lectionen zu geben. In Wissenschaften kann sich jeder, der die gewöhnlichen Prüfungen aussteht, und promovirt, selbst zum Lehrer setzen; aber nicht in Leibesübungen: und wenn es da anginge, so würde die Universität vielleicht durch Fecht- und Tanzmeister verlohren seyn. Bisweilen giebt es Volontairs, die blos um Erlaubniß anhalten, im Tanzen und Fechten Unterricht zu geben, und gar keine Besoldung verlangen. Vor diesen muß man sich ordentlich schon hüten, und, bis man es anders erfährt, vermuthen, sie seyn Verführer; auch darf man sich auf einzelne Recommendationen nicht verlassen, denn die wissen sie, selbst von Professoren, zu erschleichen, und Professores kennen ohnehin den Gemüthscharacter solcher Leute selten genau. Die Regel ist, ihnen ihr Gesuch abzuschlagen, und die Ausnahme von der Regel möchte im höchsten Grad bedenklich seyn. Kann der Exercitienmeister nicht allen Scholaren vorkommen, wird er zu alt, oder hat er nicht die nöthige Geschicklichkeit, so setze man einen zweiten, oder, wo es nöthig ist, einen dritten, und besolde ihn: nur dem nicht hinlänglich geprüf-

ten

ten Volontair, dessen moralischen Character man noch nicht aus einer Reihe von Jahren kennet, verweigere man die gesuchte Erlaubniß.

Ich bin so mässig im Fodern gewesen, weiter nichts zu verlangen, als, daß die Exercitienmeister keine Verführer seyn sollen: ich rechne es aber nicht unter die der Universität gleichgültigen Dinge, wenn man sie noch um einige Stufen besser finden kann. Sind sie im eigentlichen Verstande tugendhaft, und von einem positiv guten moralischen Character, so sind sie ein überaus grosses Geschenk für die Universität, die so glücklich ist, sie zu erhalten. Wie manche Unruhe können sie hindern, ehe sie zum Ausbruch kommt? wie manche Schlägerey stören, wenn sie auch nicht, wie auf einigen Universitäten eingeführt ist, die unangenehme Pflicht haben, vorseyende Schlägereyen, die ihnen bekannt werden, dem academischen Gericht bekannt zu machen? Wie viel können sie sonst überhaupt, zu Einführung einer guten Denkungsart und Sitten, und zu Abstellung mancher an und vor sich unschuldiger, aber doch oft sehr nachtheilig werdender, Dinge beytragen? Die Studirenden haben zu ihnen ein Zutrauen, das sich der Professor selten in dem Grad erwerben kann: ihr Rath gilt bey ihnen, denn sie halten sie für keine Sittenlehrer von Profession, und nicht

für

für Pedanten, die aus Gelehrsamkeit bey dem Vergnügen oder Moden der Welt sauer sehen: sie gestehen ihnen so gar das Recht zu, bey den Exercitien gewisse Kleidungs- und Sittengesetze, die bald nachher weiter gehen, weil sie nun vornehm lassen, einzuführen; und gemeiniglich gefällt der der Jugend mehr, der ihren Leib bildet, als der sich blos mit dem unsichtbaren Theil des Menschen, dem Herzen und Verstande, beschäftiget. - - Es versteht sich, daß ich hier von einem Exercitienmeister rede, der in seinem Metier völligen Beyfall findet, und einen dazu nicht unglücklich gebildeten Leib hat: auch, daß er seine Moral weder übertreiben, noch völlig so strenge in seinen Discoursen seyn muß, als Philosophie und Wahrheit auf dem Catheder seyn können. Er muß nie der Lehrer der Moral werden, sondern der Confidente, der Freund, bisweilen auch der Verschaffer und Leiter des Vergnügens, der nur abräth, nicht gar zu weit von ihr abzuweichen.

Das bisherige gilt von Exercitienmeistern überhaupt; sonst aber sind sie so von einander verschieden, und zwar das auch in ihrer Verhältniß gegen die Universität, daß noch von jedem besonders geredet werden muß. Wer sich den gemeinschaftlichen Nahmen, der ihnen gegeben wird, Exercitienmei-

meister, verführen lassen wollte, sie für einander gleich zu schätzen, der würde einen lächerlichen Irrthum begehen: und eine Egalität des Ranges und Standes unter ihnen einführen wollen, würde so viel seyn als, es der Universität unmöglich machen, je einen guten Stallmeister zu erhalten. Wenn ich höre, daß einer vom vornehmsten Adel an einem königlichen oder fürstlichen Hofe Stallmeister ist, so verwundere ich mich nicht, denn es ist gar nichts neues: wollte mir aber jemand erzählen, daß einer von dieser Qualität an eben dem Hofe Tanzmeister oder Fechtmeister geworden wäre, so dächte ich, er hätte mich zum Besten. Es ist wirklich sonderbar, wenn bisweilen die übrigen Exercitienmeister auf eine solche Gleichheit Anspruch machen.

§. 96.

Verlangt man, auf der Universität eine Reitbahn zu haben, die dem einheimischen vornehmen Adel ein Genüge leisten, und den auswärtigen dahin ziehen könne: so ist es schlechterdings nothwendig, dem Stallmeister einen distinguirten Rang anzuweisen. Hierin wird bisweilen gefehlt, weil man sich bey Machung der Statuten der Gelehrten bedienen muß, und diese vielleicht hier nicht die richtigen Begriffe haben, oder doch nicht genug für

den Rang eines Mannes sorgen, der nicht zu den Gelehrten gehöret. Der Nahme, Stallmeister, führt sonst überall an Höfen einen ansehnlichen Rang mit sich: und der Stallmeister auf Universitäten müßte wol, wenn man gleiche Geschicklichkeit von ihm fodert, nicht niedriger gesetzt seyn, denn er muß nach der Einrichtung der meisten Reitbahnen noch Eine Eigenschaft haben, die bey einem Stallmeister am Hofe nicht erfodert wird, er muß ein bemittelter Mann seyn. Er soll gemeiniglich die Pferde selbst anschaffen, und dazu gehört ein ansehnliches Capital von etlichen tausend Thalern, das er, wegen der Gefahr, in der es stehet, wenn eine Krankheit in den Stall käme, nicht wohl erborgen kann, sondern eigen und gleichsam übrig haben muß. Will die Universität dem Manne keinen anständigen Rang geben, so erhält sie keinen guten, oder doch nicht den Bemittelten, der im Stande wäre, die Reitbahn hinlänglich mit Pferden zu versehen, und darüber werden die Scholaren leiden. Gesetzt aber, sie erhielte ihn durch einen Glücksfall oder Irrthum von seiner Seite recht so, wie er nur gewünscht werden kann, so wird er durch seinen niedrigen Rang bald ein Feind der Universität, und von der Gesellschaft der Professoren entfernt: dadurch verlieren beide Theile, und man wird wenigstens

stens nicht erwarten können, daß er seinen Einfluß in die Gedenkungsart der Scholaren freundschaftlich für die Professores einrichte.

Es wird etwas schwer zu finden, welchen Rang die Stallmeister auf Universitäten haben, weil gemeiniglich nichts entschieden ist. Selbst in Dreyhaupts Beschreibung des Saalcreises, in der sonst so viel umständliches von der Universität Halle stehet, ist er ausgelassen, vielleicht, weil er auch da streitig war: denn der Stallmeister soll einmahl eine Anfrage, man weiß nicht eigentlich welche, wegen seines Ranges nach Hofe gebracht, und, wie es im Preußischen den über den Rang anfragenden sehr oft ergehet, eine Antwort erhalten haben, die er nicht nöthig fand zu publiciren. In den Göttingischen Statuten ist auch nichts davon erwähnt: doch habe ich zuverlässig gehört, daß die Sache entschieden, und dem jetzigen Stallmeister eben der Rang beygelegt seyn soll, den nach den Statuten ein Professor Extraordinarius hat. Vielleicht ist dis blos persönlich; denn einige kurzens von dort hergekommene erzählen mir auch, daß aus dem königlichen Stall zu Hannover die Bereuter ihm zugeschickt werden, um sich unter ihm mehr zu perfectioniren, welches sonst wol eben nicht gewöhnlich ist. Wäre es nicht blos personel, so wäre es

desto

desto besser, und eine solche Gleichheit scheint der Universität vortheilhaft zu seyn.

Die Besoldung eines Stallmeisters muß, wenn er die Pferde selbst halten soll, sehr ansehnlich seyn, und wenigstens zu Unterhaltung der Pferde und Bedienten, und Verzinsung des in jenen steckenden Capitals hinreichen. Hat er aber das nicht nöthig, und werden ihm die Pferde gehalten, so stehet er ganz ohne Besoldung vielleicht so gut, als der weit über tausend Thaler Salarium habende, denn diesem bleibt doch gemeiniglich für seine Mühe, nach Abzug der Unkosten, weiter nichts übrig, als das Schulgeld der Scholaren, und er risquirt noch dazu, wenn Krankheiten in den Stall kommen, ein sehr grosses Capital. Soll er die Pferde selbst halten, (und freilich ist dis, wenn die Universität nicht in der Residenzstadt angelegt ist, selten anders möglich) so sollte billig das Salarium nicht blos in Gelde, sondern grössesten Theils in Hafer und Heu bestehen, die ihm geliefert würden, doch so, daß er dabey gegen alle Vervortheilung des Lifranten, so wol in Absicht auf Maas als Güte der Naturalien, durch vernünftige und strenge Einrichtungen gesichert wäre. Ist die Besoldung blos in Gelde gesetzt, so werden solche Jahre, als das jetzige ist, in welchem der Hafer zu einem dreymahl

so hohen Preise, als sonst gewöhnlich, gestiegen ist, ihn auf viele Jahre zurücksetzen.

Die Schwierigkeit, an einem Orte, wo kein herrschaftlicher Maarstall ist, die zur Reitbahn nöthigen Pferde auf öffentliche Kosten anzuschaffen, und zu halten, und warum es nöthig ist, daß der Stallmeister sie selbst halte, wird ein jeder, der die Sache kennet, gleich einsehen. Dem Publico würde es wenigstens noch einmahl so viel kosten, als ihm; und doch würde der Stall selten weiter, als nach der eigentlichen Nothdurft, mit einigen jungen zuzureitenden, und andern wenigen alten Schulpferden, sparsam besetzt seyn. Der Stallmeister, dessen Eigenthum die Pferde nicht wären, würde es so genau nicht nehmen, wenn auch eins durch zu viele Arbeit, oder von den Scholaren, beym Ausreiten ruinirt würde; soll er hingegen die Pferde schonen, und einigermassen für sie responsabel seyn, so werden die Scholaren zu wenig lernen, weil die Pferde, um Vorwürfe zu vermeiden, zu viel geschont werden. So gehet es bisweilen, wenn einer in fürstlichen Maarställen reiten lernt: man schont der Pferde mehr, als nöthig ist, und muthet ihnen, sonderlich beym Ausreiten, nicht so viel zu, als ein Stallmeister seinen eigenen Pferden.

Man hat den Vorschlag gehabt, wenn der Landesherr einen sehr ansehnlichen Maarstall hat, aus dem leicht 16 bis 24 Pferde entbehret werden können, diese auf landesherrliche Kosten auf die Universität zu thun, die Bedienten dazu zu geben, und die Reitbahn der Universität zum Filial des Maarstalls zu machen. Dis siehet sehr vortheilhaft aus, und doch ist eine unentbehrliche Bedingung dabey, die der Universität Ursache genug wäre, es zu verbitten, und dem Landesherrn, der die Universität nicht gern verderben wollte, ihr diese Art von Gnade nicht widerfahren zu lassen. Ein Stallmeister, der die Pferde aus dem Maarstall hat, und zwar nicht blos einige, zum Zureiten, sondern alle Pferde, die er auf der Reitbahn gebrauchet, muß nothwendig von dem Maarstall abhängig seyn, und so kann er nicht unter der Gerichtsbarkeit der Universität stehen. Dis ist aber für die Universität zu gefährlich, sonderlich für eine zahlreiche. Denn nichts davon zu erwähnen, daß ein gegen die Universität ungleich gesinneter Stallmeister, der gar nicht unter ihr stände, ihr sehr vielen Schaden thun könnte, und nicht immer berechnen würde, wie fern der Schaden der Universität durch gewisse entferntere Folgen auf ihn selbst zurückfiele: so würden Bereiter, die wegen der Gleichheit des Alters und Stan-

des noch familiärer mit den Studenten sind, und vielleicht auch wol etwas jugendliches mitmachen, sehr viel schädliches anstiften, und bey Schlägereyen oder grösseren Unruhen den Untersuchungen und Anstalten des academischen Magistrats so viel Hindernisse in den Weg legen können, falls sie nicht unter seiner Gerichtsbarkeit vollkommen und ohne Ausnahme ständen, daß auch ein einziger solcher Bereiter, und der Schade, den er brächte, den Vortheil der aufs beste bestellten Reitbahn überwöge. Noch schlimmer als beides, und beynahe ohne Gegenmittel, würde dis seyn, daß die eigentlichen Verführer der Jugend, eben die, welche man von Universitäten wegzuschaffen sucht, sich unter dem Vorwand, die Reitbahn zu besuchen, so lange auf der Universität aufhalten könnten, als sie wollten, und das noch dazu, ohne immatriculirt zu seyn, und unter der academischen Gerichtsbarkeit zu stehen. Dis letztere Uebel trift freilich blos zahlreiche Universitäten: denn die Abörter, auf denen etwan hundert, meistentheils arme, Studenten sind, findet der etwas vornehmere Exercitien-treibende Verführer nicht vortheilhaft genug, sich da zu etabliren. Vor ihm sind sie sicher, ob sie gleich andere schlechter aussehende Arten von Verführern haben.

Das Forum des Stallmeisters ist also einer Universität gar nicht gleichgültig. Es mag seyn, daß nicht jeder hier begangene Irrthum Schaden thut, denn bisweilen kann der nicht unter der Universität stehende Stallmeister so vernünftig, oder honnett und redlich seyn, daß er alles thut, was er zum Besten der Universität thun kann: allein soll dis nicht blos von den zufälligen guten Eigenschaften der einzelnen Person abhängen, und die Universität nicht aufs künftige in recht grosser Gefahr seyn, so muß der Stallmeister selbst, der Bereiter, den er etwan hält, und alle Fremde, die sich an dem Orte aufhalten, um die Reitbahn zu besuchen, unter der Universität stehen, so daß niemand, blos etwan Einheimische oder zur Garnison gehörige ausgenommen, die Reitbahn besuchen darf, ohne immatriculirt zu seyn. Selbst wegen dieser Einheimischen muß die Universität noch gewisse Rechte über die Reitbahn haben, und sie ausschliessen, oder auf besondere Stunden einschränken können, so bald ihrentwegen Verdruß entstände: sie sind als Gäste zu betrachten, die sich der Reitbahn bedienen können, so lange denen, für die sie eigentlich gestiftet ist, kein Nachtheil daraus erwächst: sollten aber etwan die Studenten ihrentwegen zurückstehen müssen, oder sich der Officier mehr Ansehen geben,

 oder

oder mehr Rechte nehmen wollen, als der Student, oder sollten gar die Scholaren von der Garnison mit denen von der Universität in Streit gerathen, so muß die Universität das Eigenthumsrecht über die Reitbahn üben können, wie sie es nöthig findet. Der Fall, da es geschiehet, ist ihrem Ermessen zu überlassen: leicht wird sie sich nicht mit einem so unangenehmen Geschäfte beladen; allein denn wäre doch wol der Fall vorhanden, wenn Studenten keine Stunden bekommen könnten, und doch andere nicht zur Universität gehörige sie bekämen. Denn wenn es eine Universitäts-Reitbahn seyn soll, so ist nichts billiger, als, daß jeder Fremde, er sey auch wer er wolle, jedem Studenten nachstehen muß, wenn Pferde und Stunden für beide zugleich nicht hinreichen.

Am allernothwendigsten ist es aber, dis Recht zu üben, wenn zwischen den Studenten und der Garnison ein Widerwille herrschet, der, wenn er einmahl Platz gefunden hat, viele Jahre hindurch zu dauren, und bey allerhand an und vor sich unbeträchtlichen Veranlassungen in grosse Unruhen auszubrechen pflegt. Die Universität ist glücklich, die von diesen Querellen mit der Garnison nichts weiß; aber es ist ungewiß, wie lange sie dis Glück geniesset, das bisweilen, wo man es am wenigsten

sten denket, durch einen unvermutheten Zufall gestöret wird: auf den Fall muß immer zum voraus gedacht, und der Universität das Recht gegeben seyn, ohne viele Bitten bey der Generalität, oder gar bey Hofe, ihre Reitbahn blos für die Studenten zu behalten, oder doch denen, die nicht Studenten sind, und sich mit ihnen nicht vertragen können, nur die Stunden zu lassen, die nicht mit Studenten besetzt sind. Gewisse dauerhafte Uebel kommen auf Universitäten langsam, und die Zubereitung dazu wird, weil sich niemand die Folgen vorstellet, viele Jahre hindurch unschuldig gemacht: wenn sie denn plötzlich ausbrechen, so ist kein Mittel gegen sie. Man muß sie, wenn man sie auf dieser oder jenen Universität siehet, früh zum voraus befürchten, und das Gegenmittel in seiner Gewalt haben, ehe sie noch da sind. Hieher gehören hauptsächlich die Querellen mit dem Militari. - - Noch besser wäre es freilich, wenn schlechterdings alle, die auf die Reitbahn gingen, immatriculirt seyn müßten: zur Heruntersetzung könnte es keinem Officier gereichen, da unter den Studirenden immer viel Vornehmere, als sie, seyn werden, und das nicht blos der Geburt, sondern auch der Bedienung nach; allein wegen der Jurisdiction könnten Ir-

rungen entstehen, und darum wird dis gemeiniglich nicht erfodert.

Auf einigen Universitäten giebt der Stallmeister auch einen theoretischen Unterricht von der Pferdezucht, Pferdekrankheiten, u. s. f. und liest eine Art von Collegio Privatissimo. Es ist ein wahrer Vorzug der Universität, wenn sie einen Stallmeister hat, der dis thun kann; denn ein Collegium bey einem Professor über eben die Gegenstände wird zu theoretisch seyn, und wenig Nutzen haben, als den, ein paar Pferde früher ums Leben zu bringen: nur ist es nicht möglich, dis von jedem Stallmeister zu fodern, weil es hier nicht blos auf Kenntnisse, sondern auch auf einen wenigstens mittelmässig ordentlichen und deutlichen Vortrag ankommt.

Wenn der Stallmeister alt wird, oder sich die Vornehmen auf der Universität so mehren, daß er nicht allen, die Lectionen verlangen, vorkommen kann: so muß freilich dafür gesorgt werden, daß die Reitbahn nicht darunter leide. Ihm einen Substituten zu setzen, geht alsdenn, wenn die Pferde sein eigen sind, nicht an; der Substitute, oder zweyte Stallmeister, oder wie man ihn sonst nennen wollte, würde ein Stallmeister ohne Pferde, ein wirklich lächerliches Ding seyn. Der Stallmeister muß sich alsdenn selbst einen, und, nachdem

die

die Reitbahn stark besetzt ist, wol den zweyten Bereiter halten. Erfodert dis die Menge der Scholaren, so wird er es vermuthlich seines eigenen Vortheils wegen von selbst thun, und es wird ihm auch nicht schwer werden, auf billige Conditionen einen Bereiter zu finden, weil es eine Recommendation ist, bey einem berühmten Stallmeister gestanden zu haben: macht aber sein Alter diese Hülfe nöthig, so wird rathsam seyn, ihm die Haltung eines Bereiters durch allerley Zuschüsse oder Hoffnung anderweitiger Beförderung, oder, wie es sonst jedesmahl die Umstände des Orts mit sich bringen, zu erleichtern. Immer aber muß der Stallmeister, dessen Eigenthum die Pferde sind, das Recht haben, den Bereiter nach Willkühr abzuschaffen, und einen andern anzunehmen, ohne daß er jemanden von der Ursache, warum er es thut, Rede und Antwort schuldig sey, es wäre denn, daß er wider den Contract mit dem Bereiter handelte. Blos da, wo er etwan sein Versprechen nicht hielte, muß der Bereiter zur Justiz, sonst aber nur zu den Obern eine Zuflucht nehmen können, auch nicht einmahl ihre Vorsprache zu verlangen; denn es ist begreiflich, daß kein vernünftiger Mann einen Bedienten, dem er sein Eigenthum anvertrauen muß, auf Vorsprache seiner eigenen Obern wird haben wollen,

 und

und vielmehr ist schon eine solche zu starke Vorsprache Bewegungsgrund genug, ihn abzuschaffen. -- Daß der Bereiter immatriculirt seyn, und die Jurisdiction der Universität erkennen muß, ist oben gesagt.

Damit das Universitäts-Forum dem Stallmeister nicht zur Beschwerde gereichen möge, welches seyn würde, wenn der academische Magistrat seine Streitigkeiten mit den Stallbedienten nach der gewöhnlichen Gesinde-Ordnung entscheiden wollte: ist nöthig, den Universitätsgesetzen eine eigene, die Reitbahn betreffende, Verordnung beyzufügen, die am besten nach dem, was bey dem herrschaftlichen Maarstall Herkommens ist, eingerichtet werden könnte. Es ist begreiflich, daß er gegen Stallknechte, denen er seine Pferde anvertrauet, mehr Rechte haben muß, als sonst eine Herrschaft gegen ihre Bediente. Das Gerichte wird zweifelhaft seyn, ob es ihm diese geben könne, wenn kein Gesetz vorhanden ist: und er würde in Gefahr stehen, um sein ansehnliches in den Pferden steckendes Capital zu kommen, wenn blos nach den, bisweilen fast allzugelinden, Gesinde-Ordnungen geurtheilet würde, und er z. E. einen seine Pflicht nicht thuenden Stallknecht nicht ausser der Zeit abschaffen könnte. Ein academisches Gericht versteht auch von der

Pfer-

Pferdewartung zu wenig, als daß es, ohne Gesetze, und nach seiner vermeinten Billigkeit, ein acceptabler Richter seyn könnte.

§. 97.

Bey der Wahl eines Fechtmeisters ist ausser seiner Geschicklichkeit, die theoretisch und practisch seyn muß, hauptsächlich darauf zu sehen, daß er keine Grundsätze habe, die Schlägereyen und Duelle befördern: es ist noch besser, wenn er sich wirklich bemühet, sie zu hindern. Die Gesetze pflegen ihm dis zu befehlen, und bisweilen ist es mit in seinen Eid gerücket: eigene Neigung und Wille aber sind wirksamer, als Gesetze, und Eide, sonderlich auf Universitäten, wo ich mich, es aufrichtig zu gestehen, nicht einmahl immer in den Prorector-Eid, und den Eid, den die Graduirten leisten müssen, recht habe finden können, wenn ich Handlungen damit verglich. Das mag nun wol seyn, weil ich in der Auslegungskunst kein Adeptus bin: aber es macht mir doch auch sonst gegen Universitäts-Eide einige Sorge.

Am Gemüthscharacter des Fechtmeisters ist also wirklich einer Universität sehr viel gelegen. Ich habe drey Universitäten gesehen, auf denen der Fechtmeister unter dem Verdacht des Pietismi lag: dis

war

war gewiß kein übler Umstand, da ihn jeder für einen vollkommenen Kenner seines Metiers gelten ließ.

Zwey Fechtboden auf Einer Universität, sind bedenklich. Sie veranlassen gar zu leicht eine Aemulation, die in Schlägereyen ausbricht, bey denen jeder allzuthätlich zu zeigen sucht, daß sein Fechtboden der beste sey. Noch weniger ist es zu erlauben, daß sich Privatfechtmeister aufwerfen; eine Sache, dazu bisweilen alte Renommisten Lust haben, und bey Professoren, denen sie in Verschaffung des Applausus Dienste geleistet haben, oder ihre geheimen Helfer oder Angeber im Prorectorat gewesen sind, (denn oft wählt sich der Prorector, um leichter Ordnung zu halten, insgeheim einen alten Renommisten zum Confidenten) Unterstützung finden: allein ein zum unbesoldeten Privatfechtmeister gewordener Renommist ist äusserst gefährlich; er streuet natürlicher Weise seine Grundsätze aus, und bisweilen sucht er gar Gewinnstes wegen Querellen zu machen, bey denen er den Furchtsamen oder Schwächeren gegen Erkenntlichkeit in Schutz nimmt.

In der That ist auch selten auf Universitäten, selbst die zahlreicheren nicht ausgenommen, für zwey Fechtmeister genug zu thun, nachdem das

Fechten nicht mehr so sehr, als sonst, in der Mode ist. Der Fechtmeister soll doch, wenn er kein gestrandeter Avantürier ist, (und der wäre wirklich sehr gefährlich) von seinem Metier leben können: Billigkeit und Klugheit erfodern, ihm nicht durch Setzung eines zweyten Fechtmeisters ohne Noth seine Einnahmen zu verringern, da er ohnehin gemeiniglich schlecht genug stehet; und wenn diese Stimme der Billigkeit nicht gehört wird, so wird die Universität dabey Schaden leiden. Natürlicher Weise wird entweder der eine von beiden, vielleicht der berühmteste, den man auswärtig kennet, auf eine andere Universität getrieben werden: oder beide werden zum noch grösseren Schaden der Universität bleiben, durch eine Art von Verzweifelung an Brodt ihren guten oder doch noch unbestimmten moralischen Character verschlimmern, und sich durch höchst gefährliche Mittel, denen niemand nachspüren kann, um die Gunst der Lernenden bewerben.

Ich nehme den Fall aus, wenn der Fechtmeister sein Metier nicht verstehet, oder sonst eine gegründete Klage gegen ihn ist. In solchem Fall wird freilich nöthig, ihm unter dem Nahmen eines Vorfechters einen Collegen zu geben, der nicht ganz abhängig von ihm seyn darf, und das Recht haben muß, selbst auf dem Fechtboden Lectionen zu geben.

Eben

Eben dis erfodert, daß ein öffentlicher, niemanden als dem Universitäts-Publico zugehöriger, Fechtboden vorhanden sey; und ich bin erstaunt, zu hören, daß er noch kürzlich auf einer berühmten Universität als unnöthig verkauft seyn soll. Ich möchte wol wissen, wer so einen, in der Zukunft, vielleicht nach zwanzig Jahren, überaus schädlichen, Sparsamkeits-Rath gegeben haben konnte. So bald ein Fechtmeister den Fechtboden in seinem eigenen Hause haben muß, ist es der Billigkeit nach so gut als unmöglich, jemahls wider seinen Willen einen Vorfechter zu setzen. Soll dieser sich einen eigenen Fechtboden miethen, so sind zwey Fechtboden in Einer Stadt, und denn darf man zuverlässig eine Menge Schlägereyen erwarten, bey denen nicht gespielt wird, sondern jeder sein Kunststück anzubringen, und die Supriorität seiner Schule zu zeigen sucht. Auf den Zimmern der Studenten Lectionen zu geben, ist meistentheils wegen des Raums nicht möglich, zum wenigsten lernt da niemand gut fechten: der Hauswirth möchte es auch in einem Lande, wo Gerechtigkeit gilt, nur selten gestatten, weil die meisten Gebäude zu schwach dazu sind, und die darunter oder daneben wohnenden incommodirt werden: aber wenn der auch ganz stille schwiege, so ist der Universität selbst daran gelegen,

daß

daß nicht auf den Stuben gefochten werde. Denn ist dis einmahl durch das Gesetz auctorisirt, und der Hauswirth gewohnt, es zu hören, so entstehen gerade die fürchterlichen Stuben-Duelle, die weit gefährlicher sind, als Schlägereyen im Freyen, weil sie aus Mangel des Raums eher tödtliche Wunden geben.

Wird der Fechtmeister alt, und verlangt aus dieser Ursache, oder um des Contrafechtens willen, einen Vorfechter, so ist es wiederum nicht blos billig, sondern zugleich der Klugheit gemäß, ihm dis auf alle mögliche Weise zu erleichtern, vielleicht auch, für den Vorfechter eine kleine Pension auszuwerfen: nur müssen die Obern, wenn sie den Vorfechter nicht selbst setzen, doch auch dem Fechtmeister die Wahl nicht schlechterdings freystellen, sondern sich von ihm Vorschläge thun lassen, mit Vorbehaltung des Rechts, sie nach Befinden zu genehmigen oder zu verwerfen.

Ueber die gar geringe Besoldung, die bisweilen dem Fechtmeister ausgeworfen ist, und das noch dazu auf theuren im Ruf starker Besoldungen stehenden Universitäten, habe ich mich gewundert. Anfangs habe ich kaum glauben können, was man sagte, weil ich gehört zu haben meinte, daß Fechtmeister auf Ritteracademien oder academischen

Gym-

Gymnasiis besser stånden. Diese Sparsamkeit gehört mit unter die Hauptgattung von Fehler, da man zu sehr auf die einzige Gelehrsamkeit, und zu wenig auf die Leibes-Uebungen siehet, weil man ihren Einfluß in den Flor der Universitåt nicht genug kennet. Blos um des Fechtens willen sind doch bisweilen Bemittelte, die nicht eben tief zu studiren gedachten, lieber auf das Carolinum nach Braunschweig, als auf eine Universitåt gegangen. Die Sparsamkeit ist desto unbilliger angebracht, da man von einem Fechtmeister nicht blos Geschicklichkeit in seinem Metier, sondern auch moralische Qualitåten verlanget, welche man durch die Noth, und allzugrosse Abhånglichkeit von den Scholaren, nicht auf eine vielleicht gar zu harte Probe setzen sollte: und da er genöthiget ist, zu thun, was kein Student vom Stallmeister oder Tanzmeister auch nur verlangen wird, den Aermeren die Lectionen frey zu geben. Wenn ihm kein Vorfechter gehalten wird, so muß er dis wol gar anbieten, um das Contrafechten durch Scholaren, die umsonst gelernt haben, und nicht selten Renommisten werden, versehen zu können. - - Die Universitåt, die einen berühmten Fechtmeister haben will, muß so billig seyn, ihn hinlånglich zu besolden: was auf einigen dem Fechtmeister bestimmet ist, (kaum so viel, als die Zinsen des Capitals betragen,

das

das erfodert würde einen Fechtboden zu bauen, also kaum die wahre ordentlich gerechnete Miethe eines Fechtbodens) wäre etwan für den Vorfechter auszusetzen: und wird der gehalten und besoldet, so hat alsdenn der Fechtmeister auch nicht nöthig, jene oft bedenkliche Gratuitos zum Contrafechten anzunehmen. Denn bedenklich sind sie doch: ein Armer, der nicht bezahlen kann, hat seines Standes wegen gar nicht nöthig, fechten zu lernen, und wenn er es so gern lernen will, so entsteht immer die Frage: studirt er auf einen Fechtmeister, oder auf einen Renommisten? Besser ist es, wenn der Fechtmeister gar nicht nöthig hat, jemanden den Fechtboden frey zu geben, und ihm ein Vorfechter gehalten wird.

Der Fechtmeisterdienst ist eine von den Stellen, die vermuthlich der Curator besser besetzen wird, als die Universität, und der einzelne Kenner wird ihm hierin bessere Rathschläge geben können, als das ganze academische Concilium. Unter Professoren sind selten welche, die das Fechten verstehen, und davon urtheilen können. Wegen des moralischen Characters desjenigen, der Fechtmeister oder Vorfechter werden soll, mögen sie, wenn er auf eben der Universität studirt hat, gute Nachricht geben können: wenn aber ein Gelehrter, der in seinem Leben nicht gefochten hat, dem Curator seine Gedanken

über die eigentliche Fechtmeistergeschicklichkeit eines Mannes recht so mittheilet, als wenn er peritus in arte wäre, so ist es sonderbar, und man würde denken, ich dichtete hier etwas, das nie geschehen könnte, wenn ich nicht dazu setzte, daß es sich doch wol zugetragen hat. Es giebt freilich Ausnahmen; einige Professores verstehen zuweilen das Fechten, allein ihre Stimmen sind nicht die meisten: und wenn andere urtheilen wollen, so geschiehet es leicht partheyisch, oder sie folgen doch nur dem, was sie von Studenten gehöret haben, die vor oder wider einen Fechtmeister eingenommen sind. Der Universität ist es also vortheilhaft, wenn die Besetzung des Fechtmeisterdienstes ein Reservat des Curators ist, doch so, daß er die Universität über den moralischen Character desjenigen, der dazu in Vorschlag kommt, höret.

§. 98.

Der Tanzmeister stehet gemeiniglich, auch die Besoldung nicht mitgerechnet, besser als der Fechtmeister, weil es ihm nicht leicht an Scholaren fehlt; selten kann er allen denen, die es verlangen, Stunden geben. Eben deswegen soll auch billig auf einer zahlreichen Universität mehr als ein Tanzmeister seyn, und zwar nicht blos ein jüngerer neben einem

Eme-

Emerito, sondern zwey oder noch mehrere wirkliche Tanzmeister, und diese ohne alle Abhänglichkeit von einander. Dis dienet unter andern, die eigenmächtige Vertheurung der Stunden zu verhüten, die nicht leicht ein anderer Exercitienmeister, sondern blos der Tanzmeister versucht. Die Gesetze pflegen zwar einen gewissen Preis zu bestimmen, und es ist zu wünschen, daß dis deutlich genug geschehen, und nicht blos gesagt sey, wie viel jeder, der das Tanzen lernen will, monathlich zu geben hat, sondern auch, wie viele Scholaren der Tanzmeister zu Einer Stunde zu erfodern berechtiget ist, und welches der Preis der Stunde sey, wenn ihrer wenigere beysammen wären, oder auch nur ein einziger sie für sich allein haben wollte: denn wo sich die Gesetze hierüber nicht sehr distinct erklärt haben, bleibt zwar vielleicht dem Anschein nach ein ganz mässiger Preis, etwan ein Ducaten des Monaths, allein der Tanzmeister erfodert zu der Einen Stunde so viele, die ihren Ducaten geben, daß der Preis ganz wider die Absicht des Gesetzes übermässig wird. Doch die besten und bestimmtesten Gesetze können hier nicht alles thun: sind so viele, die tanzen lernen wollen, daß der Tanzmeister nicht alle annehmen kann, so werden sich die, denen es um diese Leibesübung zu thun ist, den Preis gefallen lassen müssen, den der

Tanzmeister einzuführen beliebet, weil das Gesetz nie den Nahmen dessen zum voraus nennen kann, dem er Stunden geben soll, oder den er abweisen darf.

In der That verdient der Preis dieser Leibes-Uebung, die nach unsern Sitten so allgemein nothwendig ist, eine nähere Aufmerksamkeit der Universität selbst und ihres Curators. Der Zweck hoher Schulen ist doch, daß ein Studirender Gelegenheit haben soll, das Nöthige ohne gar zu grosse Unkosten, und in mehrerer Vollkommenheit, als in seiner Vaterstadt möglich war, zu lernen. Die Professores pflegen den Preis ihrer Privat-Collegien (bey Privatissimis, deren ein Studirender ohne Schaden entbehren kann, und die nicht mit zur Pflicht der Professoren gehören, ist es eine andere Sache) nicht eigenmächtig zu setzen, der Stallmeister und Fechtmeister erhöhen den ihrigen auch nicht über das in Gesetzen verordnete, sondern erwarten, wenn ja eine Erhöhung nöthig ist, darüber erst Erlaubniß der Oberen: warum sollte der Tanzmeister allein das Recht haben, seine Stunden nach Willkühr zu vertheuren? sonderlich, da er niemanden die Lectionen frey giebt, und das Tanzen, nicht wie die übrigen Leibesübungen nur wenigen, sondern allen, die zur cultivirten Welt gehören wollen, nöthig ist.

Selbst

Selbst der Arme, der studirt, könnte wünschen es zu lernen: ist es nun gleich nicht möglich, seine Wünsche zu erfüllen, so sollte doch der Preis so eingerichtet seyn, daß eine unentbehrliche Leibesübung dem nicht ganz Armen, oder doch wenigstens dem Mittelmässigen, nicht zu hoch kommt. Ich sorge hier nicht einmahl für die eigenen Familien der Professoren, denn was sie zum Unterricht ihrer Söhne, sonderlich aber ihrer Töchter, für Anstalten haben, oder machen wollen, gehet sie selbst an, und nicht das Publicum: ich rede nur blos von der Vorsorge, die sie als Väter der Universität, (denn so nennet man sie doch vom 25sten Jahre an bis zum 90sten) den Studirenden schuldig sind.

Selten höret man, daß die Professores so einmüthig mit dem moralischen Character des Tanzmeisters zufrieden sind, als auf einigen Universitäten mit dem, von Schlägereyen abmahnenden Fechtmeister. Wie das zugehe, und ob die Schuld an der zu strengen Moral der Professoren, oder der zu gelinden der Tanzmeister liegt, und welcher Theil, ins grosse genommen, Unrecht haben mag, weiß ich nicht.

So viel begreife ich wol, daß es zwey moralische Fehler giebt, durch welche ein Tanzmeister der Universität schädlich werden kann: beyde können

ihren Grund in der Gewinnsucht haben, und hierin kommen sie überein, aber darin sind sie sehr verschieden, daß der eine auch ohne Gewinnsucht, blos aus Schwachheit der väterlichen Liebe gegen Töchter, entstehen kann, in welchem letzteren Fall er freilich einigen einzelnen unvorsichtigen jungen Leuten, für welche die Universität sorgen soll, weil sie ihr anbefohlen sind, Nachtheil, und, vielleicht der Universität einen übeln Nahmen bringet, sonst aber dem grösseren Publico der Studirenden nicht schadet. Beide muß man wohl von einander unterscheiden, denn dem letzten kann durch keine Kunst der Gesetze völlig abgeholfen werden, und der authentische Ausleger und zugleich Executor der Gesetze, der Despote, ist zu schwach dazu.

Die eine Klage ist, daß die Tanzmeister zu ihrem eigenen Vortheil Bälle veranstalten, bey denen sie selbst Rechnungsführer sind, ohne einen Controlleur zu haben, (den könnten sie sich zwar auch setzen, aber einer von ihrer Schöpfung möchte so gut seyn als keiner,) und um etwas weniges zu gewinnen, sehr grosse Depensen in Mode bringen, die den Eltern der Studirenden gar nicht gelegen sind, und die Universität nach Ablauf einiger Jahre, (denn im ersten Jahre zeiget sich diese Folge noch nicht, sondern kommt langsam und

dauer-

dauerhaft) in übeln Ruf und Abnahme bringen. Dergleichen Bälle, oder wie sie der Tanzmeister sonst, um etwan dem Buchstaben eines Verbots auszuweichen, nennen möchte, werden auf Universitäten auch bey den unbilligsten Geldbedingungen Beyfall finden, weil einige hundert junge Leute beysammen sind, die lieber mit artigen Demoisellen tanzen, als mit Personen ihres eigenen Geschlechts, und es doch kaum zu erwarten ist, daß sie sie auf dem Tanzboden antreffen, oder Eltern ihre Töchter in Gesellschaft artiger junger Mannspersonen aus der Fremde, werden im Tanzen unterrichten lassen. Sind nun auf einer Universität einige nicht ganz gleichgültige Frauenzimmer von gutem Stande und Erziehung, die der Tanzmeister zu seinen Bällen erhalten kann, so wird er die Geldrechnung machen können, wie er will: er wird freilich, so vortheilhaft er sie auch für sich macht, doch immer nur einen kleinen Theil dessen profitiren, was die Studenten geben, denn es muß nach Proportion etwas auf scheinbare Ausgaben gehen, wenn man daran profitiren will, auf Musik, Lichter, ein bey dem Balle gegebenes Traitement, bey dem die Eltern der Töchter gegenwärtig seyn, und mit tractirt werden müssen, so lange der äussere Wohlstand beobachtet werden soll, und das meiste bringt immer der gar

 nicht

nicht durch seine Hände gehende Aufwand für Kleidungen: allein damit er den einen Thaler bekomme, werden die Studenten, bisweilen auch der Ehre wegen solche, die es nicht einmahl gern thun, zehn Thaler depensiren müssen: und eben dis, daß er nur ein so geringes Procent profitirt, ist für die Eltern der Studenten das schlimmste. Es kann seyn, daß alles auf solchen Bällen sehr anständig zugehet, und der Tanzmeister, der die beste Ordnung hält, (eine Sache, die ziemlich in seinem Vermögen stehet) ist der klügste: aber eben je sicherer sie für die Tugend und den guten Nahmen der Frauenzimmer zu seyn scheinen, für die, es beyläufig zu sagen, nicht die Universität sorgen, sondern dis den Eltern überlassen wird; um desto mehr stehet es in der Willkühr des Tanzmeisters, unter dem Nahmen der Rechnungen so viel Geld zu fodern, als ihm beliebt, und die Studenten geborgt bekommen können; weil auf dem öffentlichen Tanzboden, oder andern Bällen, vielleicht Bürgermädchen zu haben sind, aber Frauenzimmer von besserem Herkommen, und deren Eltern den Wohlstand beobachten wollen, blos seine in keinem Verdacht stehenden Bälle nicht ausschlagen. Der Eigennutz selbst wird also hier vielleicht für Tugend und Wohlstand sorgfältig seyn, oder ihnen wenigstens nichts zuwider thun: aber

ver-

vertheuret wird doch die Universität, und selbst auf die Tugend der den Ball besuchenden Frauenzimmer ein Impost vom Tanzmeister gelegt, den die Eltern der Studirenden bezahlen müssen. Auf die Schönheit, - - das versteht sich von selbst: und man wird auch leicht begreifen, wie es zugehet, daß bisweilen die Unkosten der Universitätsbälle von Jahren zu Jahren mässiger werden, und der Tanzmeister billiger fodert. Es kommt hier viel auf einen gewissen Frühling und Herbst an: einige seiner schönsten Schülerinnen gehen dem Tanzmeister ganz verlohren, andere werden älter, heyrathen, vielleicht einen unbequemen Mann, oder verlieren doch sonst durch die jährlichen Folgen der Heyrath einen Theil ihres Werths für den Tanzboden, und kommen aus der Mode.

Die Meinungen sind sehr getheilt, nicht, ob Professoren oder anderen auf Universitäten wohnhaften angesehenen Leuten erlaubt seyn solle, auf ihre eigenen Kosten Bälle zu geben, und dazu zu bitten, wen sie wollen, (der wäre thöricht, der die menschliche Freyheit so einschränken wollte, auch nur hierüber zu fragen:) sondern ob die Tanzmeister auf Unkosten der Studenten Bälle sollen geben dürfen, zu denen das bessere Frauenzimmer der Stadt eingeladen wird. Selbst die gesetzgebende

Gewalt auf einer und eben derselben Universität ist hier wol in ihrem Urtheil schwankend gewesen, und hat im einen Jahre strenge, beynahe mit zu harten Worten, verboten, was sie im andern Jahre anrieth: und zwar beides in öffentlichen Rescripten. - Man wird es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich nicht urtheile, sondern die Frage in der Ungewißheit lasse: sie wird ohnehin nicht oft vorkommen, denn in vielen Städten hindern die Sitten dergleichen Gelegenheiten zu Unkosten für die Studirenden, und die Etiquette, die mächtiger als Gesetze oder Rath und Ermahnungen ist, erlaubt Frauenzimmern von besserm Stande nicht, auf andere Bälle zu gehen, als die ihre Eltern, oder deren Freunde, auf eigene Unkosten geben. Von solchen Bällen, die freilich auch sonst dem Herkommen unter Vornehmen die gemässesten sind, wird unten zu reden Gelegenheit seyn, hier gehören sie nicht her, weil sie den Tanzmeister weiter nichts angehen, als daß er bisweilen auf Bitte dessen, der sie giebt, mit dabey ist.

Die andere Beschwerde über Tanzmeister entstehet, wenn sie zu allerley Ausschweifungen Anlaß geben, und Frauenzimmer von zweydeutigem Character auf ihren Tanzboden bringen, freilich auch wol, um zu profitiren, bisweilen aber auch

aus

aus Einfalt. Gehet dis weit, und ist die Sache offenbar, so muß freilich vorgebeuget werden, sonderlich wenn gar aus den kleinen Amours Schlägereyen, oder die fast noch fürchterlichern Universitäts-Heyrathen (*) entstehen sollten: allein ganz zu hindern, daß nichts moralisch-böses geschehe, ist nicht möglich, so lange man die menschliche Natur nicht ändert, und der Versuch dazu thöricht, ja, wie unten bey anderer Gelegenheit gezeiget werden soll, gefährlich. Es versteht sich auch von selbst, daß die Universität ordentlich nicht für die Tugend der Frauenzimmer zu sorgen hat, sondern dis den Eltern überlassen kann: sie sorget billig blos für die ihr anvertraueten Studirenden, und erst denn fangen die Sitten des andern Geschlechts an, sie zu interessiren, wenn sie beynahe allgemein und in einem hohen Grad verderbt würden: denn in solchem Fall

(*) Daß ich hier nicht von Heyrathen rede, die auf der Universität versprochen sind, und erst nach dem Abschied von der Universität mit älterlichem Consens, oder von solchen, die ihr eigener Herr sind, vollzogen werden, sondern davon, wenn ein Student auf der Universität selbst getrauet wird, verstehet sich. Diese letzteren machen eine Universität auswärtigen bedenklich: die andern gehen niemand weiter an, als den selbst, der heyrathet.

Fall würden sie freilich auch den der Universität anbefohlenen Studirenden gefährlich werden, und die Anmerkung eintreffen, die Montesquieu über die bey dem anderen Geschlechte aus der Mode kommenden Tugend gemacht hat. Es giebt durch seine Reitze in den Sitten den Ton, und wenn es anfängt, die Tugend zu verachten, so darf sie sich auch unter Mannspersonen nicht recht sehen lassen. Allein eine solche Verdorbenheit der Sitten des andern Geschlechts wird gewiß nicht auf dem Tanzboden, sondern sie muß bey andern Gelegenheiten entstehen: denn der Tanzmeister, der nicht auf äussern Wohlstand sähe, oder Laster beförderte, würde bald das Vertrauen der Eltern und des schönen Geschlechts verlieren, also immer zwar Schaden, aber keinen allgemeinen Schaden thun, sondern nur wenige um ihre Grundsätze der Tugend oder des Wohlstandes bringen können.

Der sechste Abschnitt,

von den Studirenden.

§. 99.

Die Anzahl der Studirenden ist jetzt auf keiner Universität so groß, als sie auf einigen im Anfang dieses Jahrhunderts war. Ich glaube zwar nicht alle Zahlen, die ehemahls auf einigen Universitäten angegeben wurden, z. E. wenn man von drey, vier, ja gar fünf Tausenden redete: man schätzte, ohne gezählt zu haben, und denn kommt einem die Menge immer grösser vor, als sie ist, und aus einem Patriotismo vergrösserte gern ein jeder seine Universität, selbst der von ihr relegirte. Aber das ist doch gewiß, daß mehr als Eine Universität in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts 2000 Studenten, vielleicht auch noch etwas darüber hatte, und ich zweifele, ob jetzt eine völlig auf 1000 kommt.

Die Ursachen dieser Abnahme sind verschieden. Die eine liegt in der vergrösserten Zahl der Universitäten, welche die Studirenden unter sich theilen: daß ich diese allzugrosse Vermehrung nicht für erwünscht, und es selbst den Wissenschaften für vortheilhaft halte, bisweilen auch unbrauchbar werdende Universitäten wieder eingehen zu lassen, habe ich schon im ersten Theil gesagt, ob ich gleich zum voraus sehen konnte, daß nicht alle meiner Meinung seyn, und mich wol gar in den Verdacht einer Partheylichkeit für die grösseren Universitäten ziehen würden.

Die andere Ursache ist wirklich eine für Deutschland erfreuliche Erscheinung: aber auch hier weiß ich, daß es vielen noch befremdender vorkommen wird, wenn ich das erfreulich nenne, was nach einer gewöhnlichen Meinung betrübt, und ein Verfall der Wissenschaften heissen würde. - - In Deutschland studiren jetzt nicht mehr so viele, als in der ersten Hälfte dieses Seculi. - - Und wie kann ich diese Abnahme der Studirenden für erfreulich halten? Ich bitte, mich mit einiger Geduld anzuhören: sie ist mir deswegen erfreulich, weil vorhin die Anzahl übertrieben war.

Man wird mir doch eingestehen, daß der Studirenden in einem Lande zu viel seyn können, nehmlich

lich derjenigen Studirenden, die verlangen, von ihren Studiis zu leben, und vom Staat unterhalten zu werden: denn freilich dagegen würde ich nichts einwenden, wenn noch so viele, die von ihren eigenen Mitteln, oder von einem andern Gewerbe leben, oder in den Krieg gehen wollen, vorher Zeit fänden, zu Aufklärung ihres eigenen Verstandes und Erweiterung ihrer Kenntnisse zu studiren. Von diesen ist gar die Frage nicht, ich rede blos von denen, die das Studiren als eine Lebensart erwählen, und künftig in Bedienungen vom Publico unterhalten seyn wollen. Wird man mir nicht eingestehen, daß zwischen denen, die vom Publico unterhalten seyn wollen, und den eigentlich erwerbenden, die jene unterhalten, eine Proportion seyn müsse? und daß es, dem Publico so wol, als denen, die bey ihm Unterhalt suchen, schädlich sey, wenn diese Proportion zu sehr überstiegen wird? Wohl! wenn man dis zugiebt, so räumt man mir so viel ein, daß der Studirenden zu viel seyn können, und daß der keinen guten Wunsch thut, der ihre Anzahl immer vermehret, und nie vermindert haben wollte. Welches der Maasstab sey, nach dem man beurtheilen kann, ob ein Land zu viel oder zu wenig Studirende hat, davon hernach.

Auch wird man mir das einräumen, daß es schädlich sey, wenn ein Stand dem andern, der ernährte, dem mit seinen Händen ernähren oder vertheidigen sollenden, zu viel Hände entziehet. Auf einem gewissen Gleichgewicht und richtiger Austheilung der Stände und Beschäftigungen, beruhet das Glück und der Reichthum des ganzen Volks: und man begreift ja wohl, daß, wenn in einer Stadt zu viel Schneider und zu wenig Schuster wären, die ersten darben müßten, und die letzten uns schlechte Arbeit für hohen selbst beliebten Preis verkaufen könnten. Eben derjenige, der als Gelehrter überflüssig ist, und sein Brodt nicht findet, wäre vielleicht als Kaufmann, oder Handwerker, oder bey einer Manufactur, seinem Vaterlande nützlich, und dabey für sich weit glücklicher gewesen: und ausser den jetzt genannten Leuten hat der Staat noch zur Vertheidigung Soldaten nöthig, und auch diesem Stande sollen die Hände nicht entzogen werden, um in einem andern Stande überflüssig und unbrauchbar zu seyn. - - Aber so hätte nach meiner Meinung wol mancher, der ehedem unter den Studirenden zu viel war, Soldat, gar Soldat, werden sollen! das ist doch schrecklich! - - Und warum denn? Freilich Gefahr ist beym Soldatenstande, aber die muß doch immer jemand übernehmen:

men: will die ganze Gesellschaft vertheidiget werden, so müssen auch welche seyn, die vertheidigen, und blosse Flucht vor Gefahr wäre wol nicht der beste innere Beruf zum Studiren. Schimpflich wird es doch wol nicht seyn, Soldate zu werden, oder man müßte von dem Stande, der uns alle vertheidigen soll, und von dessen Tapferkeit wir unsere Sicherheit erwarten, sehr wunderlich denken. Wenigstens Studirende sollten so aufgeklärt seyn, diesen Stand, den man recht unterscheidungsweise von der Ehre benennet, nicht pedantisch zu verachten, und tief unter sich herunter zu setzen: auch kann man ihm, wenn wir alle ruhig und sicher leben wollen, nicht die Müssiggänger, die Vagabonden, die Lasterhaften zuweisen, sondern er muß aus dem besten und redlichsten Theil des Volks bestehen; was die Folgen davon sind, wenn der schlechtere Ausschuß der Nation Soldate wird, und der Officier den annehmen muß, der sich angiebt, erfuhr man bey einigen auf die Art zusammengesetzten Corps am Ende des vorigen Krieges, und die Geschichte des dreissigjährigen, aus dem man noch eine schöne Standrede Gustav Adolphs, die er seinen in Deutschland geworbenen Trouppen sehr nachdrücklich hielt, übrig hat, erzählt es gleichfalls. Ueberhaupt schickt es sich nicht zu unserm Ruhm

aufgeklärter Zeiten, die ungelehrten aber dem Staat so wichtigen Stände, selbst die Handwerker, für so tief unter die Gelehrten erniedriget anzusehen; wenigstens in England, wo doch auch die Wissenschaften blühen, geschieht es nicht: und wenn ein Gelehrter gar die Kaufleute für weit unter sich hält, so ist es eigentlich kleinstädtisch, ein kurzer Aufenthalt in Handelsstädten, wo Kaufleute und Gelehrte in einer andern Verhältniß stehen, würde ihn bald von seinem Irrthum zurückbringen, und ihm begreiflich machen, daß selbst ein Gelehrter, ich will noch dazu setzen, ein berühmter Gelehrter, seinen Sohn nicht herunter setzte, wenn er ihn die Kaufmannschaft lernen liesse. - - Was ich bisher gesagt habe, daß nicht Ein Stand über die Proportion zahlreich werden soll, ist sonst allgemein bekannt, und der ganz gewöhnliche Gedanke. Man beschwert sich über die Grösse der stehenden Armeen, vielleicht selbst denn, wenn sie zur Sicherheit des Staats unentbehrlich sind: wir werfen den Catholicken ihre allzugrosse Menge von Geistlichen vor, und wir müssen sagen, daß sie, sonderlich nach dem letzten Kriege, gelehrig genug sind, ihren Fehler zu erkennen, denn sie eifern selbst heftiger dagegen, als Protestanten es je gethan haben. Blos wenn man den Studirenden sagt, eurer sind zu viel, ihr mögt

zwar

zwar selbst bey der Lebensart bleiben, der ihr einmahl gewohnt seyd, aber es wäre zu wünschen, daß künftig wenigere studirten, tragt nichts dazu bey, eure ohnehin überflüssige Zahl zu vermehren, verführet nicht Eltern oder Kinder dazu, sondern rathet ihnen ab, macht es denen Armen nicht gar zu leicht, aus blossem Hochmuth, den sie Liebe zu den Wissenschaften nennen, zu studiren: so sind manche in dem Grad für ihre Lebensart partheyisch, daß man Gefahr läuft, für einen Feind der Gelehrsamkeit, oder gar noch für etwas ärgeres von diesen Einfältigen angesehen zu werden.

Daß dieser Ueberfluß selbst den Studirenden nachtheilig sey, fällt in die Augen. Einer hindert den andern, zu Brodt zu kommen, sie müssen viele Jahre warten, ehe sie eine Bedienung erhalten, inzwischen das Ihrige verzehren, auch wol Schulden machen, oder sich kümmerlich und demüthigend genug durchbringen. Man gebe nur in manchen Ländern Acht, wie lange die Theologen conditioniren, und auf eine Pfarre warten müssen, bisweilen auf eine so schlechte, daß ein Handwerksmann sein Auskommen reichlicher hat, wenn er seine Sache verstehet: oder in Ländern, wo viele Jura studiren, wie lange es währet, bis sie ankommen, und wenn dis auch noch früh genug geschiehet, und sie durch

Geburt, oder Gönner, oder (was am wenigsten vermag einen aus dem Gedränge hervorzuziehen) Verdienste, so glücklich sind, selbst in vornehmere Bedienungen und Justitzcollegia zu kommen, wie lange sie als Supernumerarii ohne Besoldung, und denn etwan auf halbe oder Viertheils-Besoldung dienen müssen, wovon bey den nicht sehr Bemittelten die Folge ist, daß sie tief genug in Schulden gerathen, und kaum einmahl die ihnen nach 10 oder 20 Dienstjahren zufallende völlige Besoldung im Alter für ihr wahres Eigenthum ansehen können. Dieser Zustand ist doch gewiß traurig, und vermuthlich ist er das wirksamste Gegenmittel gegen die allzugrosse Menge von Studirenden gewesen, da Eltern, die ihren Söhnen kein sehr grosses Vermögen hinterlassen konnten, endlich daran dachten, daß sie bey einer andern Lebensart ihr Brodt früher und reichlicher würden haben können, und wenigstens nicht so sehr von den Capricen des Glücks dependiren dürften. Sonderlich hat sich auf die Art die Anzahl derer, die Theologie studiren, in einigen Ländern dergestalt bis zu einem ziemlich richtigen Gleichgewicht gemindert, daß, wenn nicht Auswärtige vordrängen, weil sie in Conditionen brauchbarer sind als die auf elenden Schulen erzogenen Einheimischen, die Theologen bald befördert werden könn-

ten:

ten: wovon die vermuthliche Folge seyn wird, daß, wenn in eben dem Lande jetzt weit mehrere Jura studiren, als befördert werden können, nächstens bey bemerktem Vortheil und Schaden mehr Bemittelte und Vornehme, als sonst gewöhnlich war, Theologie studiren möchten, sonderlich wenn wegen Unterschrift der symbolischen Bücher eine billige Erleichterung gemacht, und die Unterschrift etwan blos auf die Augsburgische Confession eingeschränkt würde, deren wenige dunkele Stellen dem Gewissen der Unterschreibenden zur Schonung avthentisch erklärt werden könnten. Dis würde fortgehen, bis von neuem durch die vielen, die sich vom gegenwärtigen Vortheil gereitzt, zur Theologie und Kirche drängeten, wiederum eine zu grosse Concurrenz und langsame Beförderung entstände, und denn würde es wieder werden, wie es gewesen, und geworden ist. Nur entstehen alle solche Folgen langsam: wenigstens zehn bis zwanzig Jahr nach dem Vortheil oder Schaden, und wenn der eine oder andere bereits dem undenkenden Publico der Väter durch lange Erfahrung sehr in die Augen gefallen ist. Wer ihn frühe bemerkte, hätte Vortheil.

Wem das Glück der Studirenden nicht ganz gleichgültig ist, der muß wünschen, daß ihre Zahl nie wieder so hoch steige, als in der ersten Hälfte

dieses Jahrhunderts, sondern lieber noch ein wenig falle: und nicht der ist ihr Feind, der ihre Zahl bis zum richtigen Gleichgewicht mindern, sondern der noch mehrere zum Studiren einladen und bereden, oder gar durch thörichte Wohlthaten verführen will, da die bisherigen nur kaum langsam befördert werden können. Doch nicht blos ihr Glück, sondern auch ihre Brauchbarkeit für das Publicum verliert bey ihrer Menge, und gehet bisweilen in eine ganz neue Gattung von Schädlichkeit über.

Aus der medicinischen Facultät kann ich eben keine Beweise hernehmen, weil immer wenige Medicinam studiren, vielleicht wenigere, als das Land Aerzte nöthig hat. Und doch wird man, wenn in einer mässigen Stadt zu viel Aerzte beysammen sind, (ein Fall, der sich bisweilen auf Universitäten zuträgt) bemerken, daß keiner unter allen ein recht guter Practicus wird, zu dem die Patienten Vertrauen haben können. Die Ursache ist nicht weit zu suchen: keiner hat genug Patienten, um genug Erfahrung zu bekommen, und ohne viel Erfahrung entsteht nie der gute, noch weniger der vorzügliche heilende, sondern etwan durch Theorie und Untersuchungsgeist, der experimentirende Arzt, den man seine Kunst zum Besten des menschlichen Geschlechts an armen Sündern probiren lassen soll, die doch

ver-

verdient haben, auf eine oder andere Weise durch menschliche Hand wieder zu sterben.

In andern Facultäten, wo der Ueberfluß grösser ist, zeigt sich auch der Schade deutlicher. Der nur selten bemittelte Studiosus Theologiä, der im 22sten oder 23sten Jahre von Universitäten zurück kam, und um die Zeit mehr wußte, als er nach zehn Jahren wissen wird, muß auf viele Jahre den unbequemen Stand eines Haus-Informators annehmen, den ganzen Tag mit Sachen umgehen, die mit seiner künftigen Bestimmung, oder dem, was er auf Universitäten studirt hatte, nicht zusammenhängen, sich die zum eigenen Studiren nöthige Zeit durch die Aufsicht auf Kinder entziehen, und, wenn er nicht in ein vornehmes Haus kommt, glücklich genug schätzen, nach vieler Vorbereitung durch Creuz und Leiden, sich zwischen dem 30sten und 40sten Jahre befördert zu sehen. Ich gestehe es, wenn er zwey oder drey Jahre, und das an einem vornehmen Orte, oder bey einem Prediger in Condition wäre, so würde es ein Vortheil für ihn, und für seine künftige Gemeine seyn; denn an jenem lernt er Conduite, und in des Predigers Hause vielleicht, brauchbar und verständlich predigen: aber wenn er fünf, oder zehn oder noch mehrere Jahre seine ganze Zeit auf Unterricht in Latein, Geographie, Histo-

rie, u. s. f. und Aufsicht auf die Kinder wenden, und sich, ohne Zeit für sich selbst übrig zu behalten, auch wol von Büchern abgesondert, mit lauter Dingen beschäftigen soll, die zu seinem künftigen Hauptzweck nicht gehören, so muß er wieder vergessen, was er auf Universitäten gelernt hatte, und nach zehn Jahren viel untüchtiger ins Amt kommen, als er vor zehn Jahren gewesen seyn würde. Man muß sich bisweilen wundern, wie alle vernünftige Begriffe, die derselbe Mensch auf Universitäten gehabt hatte, bey dem nun eben zum Prediger reifenden Candidaten verschwunden sind: es ist nach der Erfahrung noch weit mehr, als man zum voraus erwartet haben möchte; fast eben so gut, als wenn er nichts gelernt hätte. Auf die Art bekommt denn doch die Kirche durch das lange Warten der Candidaten viel schlechtere Lehrer, als sie bekommen haben würde, wenn ihrer weniger studirten, und früher befördert werden könnten. Alle die Demüthigungen, die mancher in der traurigen Expectanzzeit ausstehen muß, und die vielleicht genug sind, alle edle Gesinnungen von Tugend niederzudrücken, bringe ich nicht einmahl in Anschlag, sondern blos die auf Universitäten erworbenen, und in zehn Jahren bey Beschäftigung mit Latein und Schulsachen verlohren gegangenen theologischen Kenntnissen.

Dis

Dis ist der Schade für die Kirchen: einen andern eben so wichtigen fühlen die Schulen. Wären nicht so viel überflüssige Candidaten des Predigamts, die viele Jahre auf Beförderung warten müßten, so würde nicht jeder, dem es ankommt, einen Hausinformator halten, sondern seinen Sohn in die öffentliche Schule schicken: alsdenn könnten die Schulen durch die Frequenz gut werden. Wenn aber jeder, der sich ein wenig vornehm dünkt, aus Eitelkeit, oder der auf dem Lande wohnende Bemittelte aus Oeconomie einen Hausinformator hält, weil er dem letzteren wohlfeiler zu stehen kommt, und blos der gemeine Haufe den Schulen überlassen wird, so müssen sie schlecht bleiben, wo sie schlecht sind, oder sich, wo sie gut waren, von Zeit zu Zeit verschlimmern. Der Schullehrer, bey dessen Fixo man nur zu oft darauf gerechnet hat, daß er von Bezahlung der Privatlectionen, und vom Vortheil an den Kostgängern einen Zugang haben sollte, steht alsdenn so schlecht, daß selten ein zu etwas anders geschickter Mann das überverdienstliche verleugnungsvolle Werk thut, sich um ein Schulamt zu bewerben: und so bleiben die Schulen in dem, durch die häufigen Haus-Informatores entstandenem Verfall, oder sinken noch tiefer. Und dabey kann nicht einmahl der, der seinen Informator aufs

 reich-

reichlichste besoldet, vielweniger aber der Mittelmann hoffen, (falls er vernünftig seyn will) daß sein Sohn bey Einem Informator so lernen wird, als auf einer öffentlichen Schule möglich gewesen wäre. Die Folge ist, daß die Söhne der Vornehmeren schlecht zubereitet auf die Universität kommen, und entweder sie nicht recht gebrauchen können, oder, welches noch schlimmer ist, sie zu sich herunter ziehen, und Professores gewöhnen, für Schüler und Ununterrichtete zu dociren. Es sey, wie es wolle, so hat das Land Schaden, denn das auf Schulen versäumte kann selten auf der Universität ersetzt werden. Wie glücklich wären Staat und Wissenschaften, wenn die Candidaten so früh befördert würden, daß sie nur wenige Jahre in Condition bleiben dürften? alsdenn würde man sich abgewöhnen müssen, den Söhnen, die über 12 oder 14 Jahre sind, Privat-Informatores zu halten, und die Schulen würden blühen, in denen der Grund zu den Universitäts-Studiis gelegt werden soll. - - In der That habe ich mich öfters, wenn ich dis beyläufig sagen darf, über den ridiculen Gedanken der Eltern gewundert, die einen, der nie auf einen Schulmann, sondern auf einen Prediger studirt hat, im Stande halten, ihren heranwachsenden Sohn in den letzten 5 oder 6 Jahren, die vor der Universitäts-

zeit vorhergehen, in allem nur möglichen zu unterrichten. Er könnte zum Prediger alle mögliche Qualitäten, auch wol eigentliche theologische Gelehrsamkeit besitzen, viel morgenländische Sprachen, viel Kirchenhistorie, und sonst noch mehr verstehen, manches, das dieser und jener Professor Theologiä nicht weiß, ohne so viel Schulstudia zu haben, als ein Rector haben muß, und als wirklich nöthig sind, einen wohlerzogenen jungen Menschen, der in einigen Jahren auf die Universität gehen soll, völlig für sie auszubilden. Doch die Thorheit, oder Simplicität der Eltern würde bald unschädlich werden, wenn es nur nicht so viel lange wartende Candidaten gäbe, als es bisher noch immer gegeben hat.

Sind derer zu viel, die Jura studiren, so entsteht für die Justitz ein doppelter Schade, (von dem gar nicht zu sagen, da andere Bedienungen, zu denen kein Jus, sondern Kenntniß der Oeconomie, der Mathesis u. s. f. nöthig ist, zum grossen Schaden des Landes mit Juristen überschwemmet werden.) Die Vornehmen, die Gönner haben, dringen in Bedienungen und Justitzcollegia, von denen der ausgeschlossen ist, der keinen besondern Gönner hat, wenn er auch der geschickteste wäre: diese Vornehmen werden allenfalls Supernumerarii, weil schon alles besetzt war, und sie ohne Besoldung mit Titel

und

und Anwartschaft zufrieden seyn können, und dadurch werden andere, die nicht ohne Besoldung arbeiten können, noch auf länger ausgeschlossen. Aber wie das Geld, so ist auch die Arbeit: der Nachmittag wird zu Plaisirs angewandt, die Justitz geht, es sehr zurückhaltend auszudrucken, langsamer, als sie bey fleissigen, der Sache kundigen und besoldeten Arbeitern gehen würde, und das Land fühlt die Folgen. Die nicht so ankommen können, oder Geld nöthiger haben als Titel und Rang, setzen sich in zu grosser Menge als Advocaten. Zu wenig Advocaten zu haben, ist freilich ein Schade für das Publicum, und ihr bestes Verhältniß gegen die Anzahl der Bürger ein schweres politisches Problem: denn der Advocate, den man wegen Seltenheit suchen muß, wirft sich in die Brust, wird saumseelig, und theuer, und ein Tyrann im Kleinen gegen die, die etwas gerichtliches zu suchen haben. Der Landesherr, der sie in der besten Absicht zu sehr vermindert, stellet sich gewiß zum voraus nicht vor, was für eine fürchterliche Geissel die nun zu wenigen Advocaten für seine Unterthanen seyn werden. Aber gar zu viele Advocaten, die von den nöthigen Processen nicht leben können, sind auch ein fürchterliches Uebel: sie veranlassen nur Processe, und ziehen die einmahl im Gange seyenden, durch alle mög-

mögliche Künste ins Lange. Sie sind wirklich das, was ein grosser König unserer Zeit in einer eigenhändigen Unterschrift sagte: eine Strafe für die Herzenshärtigkeit der Unterthanen.

§. 100.

Der Maasstab, nach welchem man beurtheilen kann, ob die Anzahl der Studirenden in ihrer rechten Proportion ist, giebt die Beförderung ab.

Kann man die erledigten Bedienungen nicht besetzen, oder muß man sich jeden, der sich anbietet, er sey so schlecht als er wolle, gefallen lassen, weil man keinen bessern hat, so sind der Studirenden zu wenig. Dis war ehedem der Fall, als man durch grosse Prämien das aus Dummheit faule Menschengeschlecht der mittleren Zeiten zum Studiren reitzen, und die Armen durch Stipendia dazu aufwiegeln mußte, ein Umstand, der auch noch eine gute Zeit nach der Auferstehung der Wissenschaften daurete. Wären wir noch in einer solchen Situation, so würde es ein verdienstliches Werk seyn, solche, die nicht studiren wollen, und doch ein gutes Genie zeigen, zum Studiren zu bewegen.

Müssen die von der Universität zurückkommenden lange warten, ehe Staat oder Kirche sie braucht und versorget, wol so lange, daß sie anfangen, et-

was

was von dem erlernten wieder zu vergessen, oder ihre Mittel als Exspectanten aufzehren, und begegnet dis auch solchen, die ihre Zeit wohl angewandt hatten: so sind der Studirenden zu viele, und man muß auf gute Weise davon abschrecken. Wo Examina vor der Beförderung vorhergehen, da kann dis leicht geschehen: man darf nur öffentlich erklären, (und, das muß freilich dazu kommen, es halten) daß es im Examine genauer genommen, und der Mangel der Hülfswissenschaften, die zur Brauchbarkeit und Gründlichkeit in der Brodtwissenschaft nöthig sind, nicht ferner übersehen werden soll, man kann auch, da man sonst bisweilen mit zwey auf der Universität zugebrachten Jahren bey Armen zufrieden ist, strenger auf das beynahe Gesetzmässig hergebrachte triennium dringen, oder gar noch eine längere Zubereitungszeit erfodern. Dis schreckt nicht allein manchen Armen, der aus Hochmuth studirte, und nichts rechtes lernen, sondern nur eine Bedienung haben wollte, vom Studiren ab, und ist zugleich ein Mittel, besser zubereitete Leute zu den Bedienungen zu erhalten. Wo der Studirenden zu wenig sind, und man zu encouragiren Ursache hat, muß man wenig fodern, über manche Mängel hinwegsehen, und mit einem zweyjährigen Aufenthalt auf der Universität zufrieden

seyn, allein bey dem Ueberfluß der Studirenden, und so bald es nützlich ist, den allzugrossen Schwarm, der sich einander selbst im Wege stehet, abzuhalten, treten auch gerade die entgegengesetzten Klugheitsregeln ein, Staat und Kirche soll mehr von den Candidaten fodern, und die Bedingungen der Beförderung schwerer machen.

Werden die wohl zubereiteten Candidaten bald befördert, und hat man derer, die sich um Dienste bewerben, doch genug, daß man wählen, und die untüchtigen abweisen kann: so ist alles im glücklichen Gleichgewichte.

Ich will diese abstracten Sätze noch durch ein paar Beyspiele verständlicher machen. Man hört nicht leicht darüber klagen, daß ein Medicus, der seine Sachen versteht, sein Brodt nicht finden könnte: vielmehr, da es wol nützlich wäre, daß zwischen dem theoretischen Universitäts-Unterricht und der eigenen Praxi noch einige Jahre von subalterner Praxi verfliessen, das ist, daß der künftige Arzt von einem älterem Practico angewiesen, und als Gehülfe geschickt würde, so siehet man, daß der Studente, der eben Doctor geworden ist, bald genug unterkommen, und Gläubige finden kann, die ihn an sich den Versuch machen lassen. Man siehet ferner, daß so viele, die nicht einmahl Latein verstehen,

stehen, also gewiß zu Aerzten schlecht qualificirt sind, (denn die Kenntniß der Lateinischen, und noch überdas einiger lebenden Sprachen, ist gerade dem Medico am unentbehrlichsten) daß halbstudirte, gewesene Apotheckergesellen und Balbirer, die bey Veränderung ihrer Lebensart nie vorhin den unentbehrlichen Grund geleget haben, Kunden, oder gar Physicate erlangen, so bald nur der wenig auf sich habende Nahme, Doctor, sie empfiehlt. Entsteht ein Krieg, und dauret er einige Jahre mit Heftigkeit, so daß die ersten Regimentsfeldscheers darauf gehen, so wird es schwer, Regimentsfeldscheers, die genug Theorie zu ihrem, wirklich Doctor-mässige Studia erfodernden, Amte haben, zu bekommen, und man muß mit solchen zufrieden seyn, die bey einer wohleingerichteten Armee in Friedenszeiten kaum Compagnie-Feldscheers geworden seyn würden. - - Aus dem allen schiene zu folgen, daß die Anzahl der Medicin studirenden nicht zu groß, sondern ehe zu geringe sey: nur daß hier das Publicum nicht eigentlich Arme, sondern Bemittelte zu encouragiren suchen, und wenigstens alle, die nicht genug Latein und lebende Sprachen gelernt haben, also blos ihre Collegia befolgen müssen, ohne sich die wichtigsten neuen Entdeckungen zu Nutze machen, oder in den ältern Büchern fortstudiren zu kön-

können, lieber abschrecken möchte. Wie es das thun soll, da der Doctortitel auf den meisten Universitäten so gütig an die ertheilt wird, die zwey Stunden lang einen Beweis durch abgelesene, die Zeit wegnehmen sollende, Complimente fremder Hände, und denn durch Stammern oder Stillschweigen abgelegt haben, daß sie ihn nicht verdienen, oder wie es mehr Bemittelte zur Medicin reitzen soll, weiß ich freilich nicht: in einigen Gegenden ist es auch nicht nöthig, und wo ein Land grosse Städte hat, giebt sich alles von selbst.

Schon ganz anders siehet es mit der Theologie aus. So lange noch solche, die nicht ungeschickt von Universitäten kommen, und so viel gelernt haben, daß man sie im Examine nicht abweiset, fünf bis zehn Jahre auf Beförderung warten müssen, scheint es gewiß zu seyn, daß zu viele Theologie studiren, und man also keinen dazu aufmuntern, sondern ehe die, die nichts lernen wollen oder können, durch schärfere Examina, und Abweisung, wenn sie im Examine nicht bestehen, abschrecken sollte. Der Nutzen davon würde nicht allein der seyn, daß die Candidaten nicht so viel von den eigentlich zum geistlichen Amt nöthigen Studiis bey ihrem langen Warten verlernten, sondern auch, daß wegen der Aussicht einer baldigen Beförderung mehrere Vor-

nehme ihre Söhne der Theologie widmeten, welches jetzt nur sparsam geschiehet, denn aber gewiß aus Eigennutz der Eltern häufiger geschehen würde, weil doch gemeiniglich die geistlichen Bedienungen einträglicher sind, als die ihnen am Range gleichen juristischen. (Wem dis paradox vorkommt, der erkundige sich nur in den meisten Ländern, ob ein Beysitzer der höheren Justitzcollegien so viel einzunehmen hat, als der dem Range nach weit unter ihm stehende Superintendent, oder wol als mancher Prediger? Die Klagen über die schlechten Einkünfte der Geistlichen sind bey manchen Predigerstellen völlig gegründet, bey andern aber rühren sie nur davon her, daß der ganz unbemittelte Geistliche blos von seiner Bedienung leben muß, dahingegen bey weltlichen Bedienungen häufig mit darauf gerechnet ist, daß der sie verwaltende auch eigene Mittel hat.) Daß dis, selbst zur Ehre des Predigerstandes, zu wünschen wäre, habe ich oft von Geistlichen gehöret, und man klagte, daß es so vielen ganz Armen, die Theologie studirten, an den Mitteln mangele, das Nöthige zu lernen, deswegen man immer im Examine so nachsehen müsse, ferner, daß vielen ihre Erziehung noch im Predigamt nachhinge, und sie herunter setze: Man sähe es dabey als etwas erwünschtes und lobenswürdiges an,

wenn Vornehmere und Bemittelte Theologie studiren. Ob diese Klagen und Wünsche gegründet sind, beurtheile ich hier nicht: sollten sie es aber seyn, so stehet es ziemlich in der Gewalt der Consistorien, diese zu erfüllen, und jenen abzuhelfen. Mehr Foderungen, und strenge Examina, werden die allzugrosse Menge, die sich zum Studio theologico dränget, vermindern.

Allein gleich ändert sich die Sache wieder, so bald ich meinen Maasstab auf gewisse Studirende anlege, die auf Universitäten mit unter dem Nahmen, Studiosi Theologiæ, durchgehen, auch wirklich künftig im Christenthum, Griechischen und Hebräischen Unterricht geben sollen, also freilich Theologie studiren müssen. Ich meine die, die sich zum Schulwesen zubereiten lassen wollen. Ihrer sind offenbar zu wenige, und man muß wol durch Stipendia dazu aufmuntern, recht so, wie ehedem zum Studiren überhaupt. Die Sache ist nicht zu verwundern, und alle Gegenmittel, alle Aufmunterungen, zu schwach, wenn in einem Lande die Schuldienste zu schlecht dotirt sind. So lange dieser Fehler ungebessert bleibt, und so lange die öffentlichen Schulen nicht von mehreren Kindern der Vornehmen frequentirt werden, sondern die vielen Hauspräceptores bleiben, wird nur selten jemand durch

ein kleines Stipendium gereitzet werden, sich zu steter Armuth auf Lebenslang, und (wie es an etlichen Orten ist) zu unbilliger Verachtung zuzubereiten. Bey einigen wenigen wirket die blosse Liebe zum Vaterlande, oder zu den Schulwissenschaften, diesen verdienstlichen Entschluß: bey andern die Furcht vor den symbolischen Büchern, an deren Unterschrift sich jetzt manche, die Theologie studirt haben, stossen. Allein wie geringe wird die Anzahl derer seyn, die so denken? oder so handeln?

Jura studiren in einigen Ländern so viele, daß sie selbst einer unter dem andern erliegen, und die Justitz mit ihnen. In andern sind sie mehr im politischen Gleichgewicht gegen die Bedürfnissen des Landes. Aber die Länder nenne ich nicht: wenn sie auch nirgends wären, so verschlüge es nichts, denn ich will nicht Satyren schreiben, wo ich es irgend vermeiden kann. Ich will auch nicht nach dem strengen Maasstabe verstanden seyn, den Peter der Grosse hatte, als er zu London über die Menge von Advocaten, die er in der Gegend des Tempels gewahr ward, erstaunte, und zwey in seinem grossen Reiche schon für incommode hielt: sondern ganz gern viel Advocaten sehen, auch gern noch halb einmahl so viel, als nöthig sind, aber nur nicht

nicht gar zu viel, nicht drey bis zehnmahl mehr, als dem Publico, bey hinlänglichem Fleiß und Ehrlichkeit in Abkürzung der Processe, genug wären.

§. 101.

Die Ursachen, von denen es herrühret, daß das einemahl zu viele studiren, und ein anderesmahl die Zahl der Studirenden wieder mehr zu dem rechten Gleichgewicht herunter sinkt, kann man nicht allgemein bestimmen. Das wichtigste in unserm Leben, die Wahl unserer künftigen Lebensart, hänget von einem so mannigfaltigen Ungefähr ab, daß sich hier nicht Regeln, sondern blos Exempel von dem Einfluß einzelner Ursachen, geben lassen. National-Vorurtheile sind eine der wirksamsten und kräftigsten. Stellet man sich das Studiren als sehr schwer vor, oder ist es wirklich wegen Mangels der Schulen schwer, oder wegen einer scholastischen Methode ununterhaltend und lastig, wie in den dunkeln Zeiten der ehemahligen Unwissenheit vor dem 15ten Jahrhundert, so studiren zu wenige: eben dis erfolgt, wenn der Staat zu militärisch, und der Studirende zu subaltern, oder doch eben deswegen, weil er sich durch das Studiren beflecket hat, von den vornehmsten Staats-Bedienungen ausgeschlossen ist. Diesen Fall haben wir in Deutschland nirgends;

sondern studirt, eigentlich auf Universitäten studirt zu haben, ist entweder der ordentliche Weg, oder doch eine Empfehlung zu den höchsten Beförderungen. Pedantische Verachtung anderer Stände, oder Abneigung vom Soldatenleben, macht zu viel Studirte. Vielleicht ist die Anzahl der Studirenden in wenig Ländern übertriebener gewesen, als im Preussischen unter dem Könige Friedrich Wilhelm: denn ein grosser Theil der Eltern sahe die Universität, oder auch einige vom Könige vorzüglich begünstigte Schulen, als eine Zuflucht vor den ihnen unangenehmen Werbungen, und dem noch viel weiter gehenden Enrollement, an, liessen ihre Kinder studiren, die sie sonst dem Handwerk bestimmt haben würden, und wenn denn doch die Statur der Söhne zu groß ward, so gingen sie ausser Landes, und suchten als Studirte in der Fremde ihr Brodt, welches sie wegen der guten Einrichtung der Lateinischen Schulen, und weil man sie gern zu Informatoren nahm, ziemlich leicht finden konnten. Nachdem unter dem jetzigen Könige die Art der inländischen Werbung in Friedenszeiten sehr geändert ist, studiren wenigere. Zu viele Universitäten tragen auch das Ihrige bey, die Zahl der Studirenden über die richtige Proportion zu vermehren: den Stadtkindern gefällt das Studentenleben, und der auf der

Universität sehr in die Augen fallende Vorzug des Studenten vor dem Bürger, den Eltern wird es leicht, ihre Söhne studiren zu lassen; und so wird mancher, der sonst ein Handwerk gelernt haben würde, nicht eben aus wahrer Prädilection für die Wissenschaften selbst, was man einen Gelehrten nennet.

Im protestantischen Deutschland muß seit dem letzten Kriege eine Veränderung, der ich noch nicht recht nachspüren kann, vorgegangen seyn, durch welche die Anzahl der Studirenden gemässiget wird. Die verringerte Anzahl der Einwohner ist zwar nicht ganz auszuschliessen, aber sie kann doch nicht die einzige oder die Haupt-Ursache seyn; denn Kinder hat der Krieg eigentlich nicht weggeraffet, und alle, die jetzt auf Universitäten studiren sollten, müßten schon vor Anfang des Krieges gebohren seyn, könnten aber auch wol schwerlich zwischen 1756 und 1762 Kriegesdienste gethan haben. Da wir nun doch überhaupt die Anzahl der Studirenden verringert sehen, so muß eine andere Ursache zum Grunde liegen: vielleicht, daß die Eltern, nachdem der Krieg so viele weggenommen hat, die andere Lebensarten fülleten, für ihre heranwachsenden Söhne bey diesen Lebensarten mehr leeren Platz zum Unterkommen finden, oder, daß man andere Stände mehr

zu schätzen anfängt, oder daß der Luxus auf den Universitäten, und mit ihm die Theurung, gestiegen ist, und es den Eltern zu schwer fällt, ihre Söhne auf Universitäten zu halten. Alle diese Ursachen mögen zusammen etwas wirken, und vielleicht noch eine mächtigere uns unbekannte.

§. 102.

So lange der Studirenden zu viel, oder genug sind, hat der Staat nicht nöthig, die Armen zum Studiren zu reitzen, oder es ihnen zu sehr zu erleichtern. Dis war um eine Zeit nöthig, da sich tief zur Barbarey herunter gesunkene Völker vor dem Studiren als vor einer sehr beschwerlichen Sache scheueten: da mußte man billig jeden Armen, der auch nur aus Verzweifelung, oder was ihn sonst bewegen mochte, diese Lebensart ergriff, auf allerley Weise behülflich seyn, ihm Unterhalt währendes Studirens zu verschaffen, und ihn durch Anfeurung und Erfüllung seiner grössesten Hoffnungen und Ambition zu werben suchen. Allein so bald die Anzahl der Studirenden grösser ist, als die Bedürfnissen des Staats sie erfodern, und der eine nur dem andern im Wege stehet, wird das, was vorhin nöthig gewesen war, schädlich.

Ordentlich ist es ohnehin mehr zu wünschen, daß Reiche oder Mittelmässige, als daß ganz Arme studiren: jene bringen nicht allein mehr äussere Cultur mit, sondern können sich auch die nöthigen Hülfsmittel, etwas rechtes zu lernen, verschaffen, in deren Ermangelung der bey weitem grösseste Theil der Armen, der nicht ausserordentlichen Eifer und Genie hat, alle Schwierigkeiten zu überwinden, eine blosse Last der studirten Welt wird. Ohne die Armen herunter zu setzen, werde ich doch wol glauben dürfen, daß bey gleichem Genie und Fleiß ordentlich, (eine wichtige Ausnahme will ich hernach selbst anführen) der Reiche und der Mittelmässige mehr lernen, und dem Staat oder der Kirche brauchbarer werden wird, als er.

Aber wie manches schöne Genie, (dis ist die Rede, die man gemeiniglich hört) würde den Wissenschaften entzogen, wenn wenigere Arme studirten? Soll denn der, dem nun GOtt seine Gaben verliehen hat, ein Handwerksmann, ein Manufacturier, ein Kaufmann, oder gar ein Soldate werden? und wie, wenn der äusserst Arme nun einen so grossen Trieb zum Studiren hat? soll man ihm denn nicht auf alle Weise behülflich seyn, seine Neigung zu erfüllen? Ich will beide Fragen, die vom Genie, und die andere von der Neigung, be-

sonders untersuchen: nur aber vorher die Leser um diese Billigkeit bitten, sich stets zu erinnern, daß ich gar nicht davon rede, die Armen vom Studiren auszuschliessen, sondern nur, sie nicht dazu anzuwerben, oder es ihnen so zu erleichtern, daß dadurch der Zulauf der Armen zu groß wird.

Also erstlich vom Genie. Die grossen, die ausserordentlichen Genies, sind nur selten: unter 1000, die studiren, wird nicht immer Eins seyn, sonst wären sie ja nicht ausserordentlich: redete man von diesen, so wäre der Einwurf von einem äusserst seltenen Fall hergenommen, und beträfe nicht Regel, sondern Ausnahme. Ich will daher so billig seyn, ihn von guten Genies, ob sie gleich nicht ausserordentlich sind, zu verstehen. Um diese den Wissenschaften zum Geschenk zu bringen, hat man gar nicht nöthig, sie unter den Armen aufzusuchen: sie sind doch gewiß unter ihnen nicht häufiger, als unter dem Mittelstande und den Reichen, die Natur theilt ohne Partheylichkeit für oder wider die Glücksgüter das Genie aus, und so lange der Staat nur immer wenige Gelehrte von Profession nöthig hat, werden unter den nicht eigentlich Armen immer genug gute Genies seyn, die er dem Studiren widmen kann. Von eben der Unpartheylichkeit der Natur ist auch die Folge, daß unter

den Armen verhältnißmässig eben so viel mittelmässige und schlechte Genies sind, als unter dem Mittelstande: sollen nun diese alle gleichfalls zum Studiren eindringen? Sie werden doch den Wissenschaften und dem Staat nur eine unbrauchbare Last seyn: denn bey schlechterer Erziehung und zu wenigen Hülfsmitteln, auch wol zu kurzem Aufenthalt auf Schulen und Universitäten, werden sie nicht einmahl den niedrigen Grad von Brauchbarkeit erreichen, der noch bey mittelmässigen oder schlechten Genies der Begüterteru bisweilen durch längern Fleiß und bessere Zubereitung erhalten wird.

Aber nun die guten, oder selbst die ausnehmenden Genies, sollen die, sagt man, Handwerker, Manufacturiers, Kaufleute, Soldaten werden? Kann man ihnen das ohne Unbilligkeit anrathen, und die Wissenschaften in Gefahr setzen, sie zu verlieren? - - - Und warum dis alles nicht? Diese Stände, die man nicht mit gelehrtem Stolz verachten soll, brauchen ja auch Genies, und geben ihnen Gelegenheit, sich hervorzuthun, ja wol, glücklicher, reicher, und angesehener zu werden, als sie beym Studiren geworden seyn würden. Von Kaufleuten und Manufacturiers weiß dis jeder, der nicht ganz in seine Studirstube eingemaurt gelebet hat. Wie oft entdecket jenen das Genie neue

Zweige

Zweige oder Vortheile der Handlung, durch die sie selbst Capitalisten werden, und, wenn sie neue Wege finden, die Producte ihres Vaterlandes, oder die Arbeiten ihrer armen Mitbürger, vortheilhaft auszuführen, ihr Land mit sich bereichern und glücklich machen. Mir ward einmahl, und das auf einer Universität, der Lebenslauf eines Fabricanten erzählt, der sehr arm in die Stadt gekommen war, aber sich durch sein Genie empor geschwungen hatte, und nicht allein für sich besser stand, als er irgend bey dem Studiren hätte stehen können, sondern auch der Stadt und dem umliegenden Lande auf einige Meilen weit mehr Nahrung schaffete, als vielleicht eine aus vier, oder fünf Professoren bestehende ganze Faculät. Sein Genie wäre für ihn und das Publicum minder vortheilhaft angewandt gewesen, wenn er studiret hätte, und ich fürchte sogar, er würde alsdenn in Gefahr gestanden haben, einigen windigen, der Gelehrsamkeit nicht eben erwünschten, Docenten gleich zu werden, die auch Genie haben. Aber selbst bey Handwerken kann das Genie nicht wenig thun, etwas zu verbessern, und zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen: diejenigen, die die Handwerke von ihrem ersten schlechten Anfang nur zu dem Grad der Vollkommenheit, in dem sie jetzt sind, gebracht

haben,

haben, müssen doch keine einfältige Leute gewesen seyn; sollten sie aber schon den höchsten Grad, der alle weitere Verbesserung ausschließt, erreicht haben? Man müßte sehr unwissend seyn, wenn man dis dächte. Vor dem Kriege muß sich freilich das Genie in Acht nehmen, wenn ein gutes Genie, und, ein Poltron, einerley bedeuten, und der ganze Beruf zum Studiren blos in der Furchtsamkeit bestehet: ist das aber nicht, so ist er gerade die Lebensart, wo sich das Genie in seiner ganzen Grösse zeigen, und eigentlich vom Staube bis zur höchsten Stufe der Ehre empor heben kann. Dis ist der Stand, dem selbst unter dem vornehmsten Adel die grössesten Genies nicht entzogen, nicht von dem Bewunderer der Wissenschaften misgönnet werden sollen: denn der General, der sein Vaterland, das angebohrne oder das gewählte, vertheidiget und schützt, ist ihm doch wol so viel werth, als der Gelehrte, der eine neue Wahrheit erfindet. - - Aber wie, wenn er nun für die ungerechte Sache föchte? Denn wird ihn, dächte ich, die Moral tadeln, und mit dem Genie unter Gelehrten, das einen neuen Irrthum erfindet, oder einen alten vertheidiget, in Eine Classe setzen: und doch wird der General noch immer in den Augen der Welt den ersten Platz haben, und dabey weniger verabscheuet werden.

Doch

Doch nun zur andern Frage: soll man dem äusserst Armen, wenn er einen so grossen Trieb zum Studiren hat, nicht auf alle Weise beförderlich seyn, seine Neigung zu erfüllen? Es kommt hier sehr viel darauf an, woher der Trieb zum Studiren rühren mag: denn wenn er aus dem Wunsch, zu einem höheren Stande zu steigen, als darin der Arme gebohren ist, aus Begeisterung von der Ehre, die er um einige Gelehrte schimmern siehet, aus Abneigung von der schweren Arbeit seiner Eltern, entstehet, so hat sich weder das Publicum, noch der Freund der Wissenschaften darum zu bekümmern: so wenig, als wenn die ungemessene Ambition eines Unterthanen gar einen Thron wünschet, oder, um im bürgerlichen Leben zu bleiben, als wenn in Hamburg mancher Sohn armer Eltern recht grosse Lust hätte, ein reicher Kaufmann zu werden.

Bey angestelleter Untersuchung wird sich gemeiniglich finden, daß die Neigung der Armen zu studiren von dieser Art ist. Stolz, oder doch Ambition, Lust besser zu leben, als ihre Eltern, Scheu vor dieser ihrer Leibesarbeit, auch wol bey solchen, die auf Universitäten gebohren sind, der Wohlgefallen, den sie an dem Burschen-Leben finden, erwecket den ganzen Eifer: oder der Anblick eines

sich

sich auf der Canzel zur Avantage präsentirenden Redners, beschenkt die Kirche mit einem, der nun den Ruf fühlet, aller Augen und Ohren eben so auf sich aufmerksam zu sehen. Man frage nur solche, zu welcher Wissenschaft sie denn eigentlich den grossen Trieb fühlen, und ob sie sie kennen, so wird man meistentheils finden, daß es nicht die Wissenschaften sind, die sie lieben, sondern ihr Glück: denn vielen sind alle Wissenschaften gleich, und andern, die eine einzelne auswählen, ist sie doch so wenig bekannt, daß sie unmöglich eine Prädilection bey ihnen erwecken kann. Die Ambition eines sich fühlenden Genies ist unter diesen Ursachen die beste, und kann bisweilen einen sehr brauchbaren Mann machen, weil sie ihn anfeuret, alles zu thun, was er kann, und diese ist es, die den Wissenschaften manchen durch sie groß gewordenen Armen geschenket hat; nur muß man sie auch nicht durch zu viele geleistete Hülfe in ihrer natürlichen Wirkung stören, denn eben, indem sie den Armen nöthiget, alle seine Kräfte anzuspannen, für andere zu arbeiten, in dem, was er lernt, wider zu informiren, oder der Amanuensis seiner Lehrer zu werden, macht sie ihn zu dem brauchbaren, vielleicht auch zu dem grossen Mann, der er sonst bey etwas gemächlichern Umständen nicht geworden wäre.

Allein nun kommt ein, freilich sehr seltener Fall, der eine besondere Ausnahme verdienet. Bisweilen liebt ein junger Mensch Wissenschaften blos als Wissenschaften, ohne an ihre Belohnungen zu denken, oder sie zu hoffen: ist dis, so wird seine Neigung nicht auf alle Wissenschaften, sondern auf eine einzige gehen, zu der sein Genie eine besondere Determination hat, und diese wird er auch nicht eher lieben, als bis er etwas von ihr kennet, oder wol gar selbst einen Theil von ihr ohne Unterricht erfunden hat. Seine Eltern schicken ihn etwan, ohne ihn dem Studiren gewidmet zu haben, blos zu Verhütung des Müssigganges, in die Schule, und nehmen ihn wieder heraus, aber er behält auch bey anderer Arbeit eine unüberwindliche Lust zu einem gewissen Theil des gelernten: man kennet gar in der Literärgeschichte einen Calefactor, der in der Schule zugehört hatte, und sich plötzlich verrieth, als der Rektor, einen Schüler zu beschämen, sagte: das wüßte ja wol unser Calefactor. Andere haben ohne mündlichen Unterricht einen Theil der Mathesis durch eigenes Nachdenken und Probiren selbst erfunden, wovon man noch in diesem Jahrhundert in England ein ausnehmendes Beyspiel gehabt hat. Dieser Eifer, diese Prädilection, wird sich durch etwas kenntliches auszeichnen, das aber

viel zu mannigfaltig ist, als daß man es unter Regeln bringen könnte. Sie verdient alle Unterstützung. Das zu einer einzelnen besondern Wissenschaft determinirte Genie möchte vielleicht im unrechten Fach gebraucht nur mittelmässig, vielleicht gar stupide, seyn, aber hier wird es etwas vortrefliches leisten. Man soll es also in seine rechte Stelle zu bringen suchen: geschiehet das nicht, so ist es wie eine in unbequemen Erdreich nur kränkelnde und früh verwelkende rare Pflanze, um die es Schade ist, daß kein kunstverständiger Gärtner sie vernünftiger gesetzt hat. Doch gemeiniglich erreicht dis zu etwas gewissem determinirte Genie seinen Zweck auch ungeachtet manches Widerstandes: die Natur ist fast noch eigensinniger, als der Zufall. Nur leistet es alsdenn nicht alles, was es vermuthlich geleistet haben würde, wenn es von Kennern früh entdeckt und unterstützt wäre. - - Von diesem Genie, das eine Abweichung von der Natur ist, die uns Menschen ordentlich nicht so genau determiniret, sondern zu mehrerem gleich geschickt gemacht hat, ist das eigentlich grosse und ausserordentliche Genie noch verschieden. Dis wird vielleicht in allem, wozu es der Zufall bringt, gleich groß seyn; und sich, wenn es auch nicht den Wissenschaften zufällt, in andern Genie erfodern-

den Ständen ausnehmend zeigen. Von diesem allgemein grossen Genie habe ich vorhin schon geredet, und bin nicht so partheyisch für die Wissenschaften, es für sie zum Opfer zu verlangen, und alle andere Anwendung für Kirchenraub zu halten. Aber das zu etwas gewissem von der Natur bestimmte Genie zu etwas anders anzuwenden, als dazu es bestimmt ist, wäre Schade.

§. 103.

Wenn ich auch manchen Leser bisher ein wenig mit mir fortgerissen oder verführt hätte, so wird ihm doch der Einwurf beyfallen: aber wie würde es um die Wissenschaften stehen, wenn nicht so viele Arme studirt hätten? und wie sehr viel grosse Männer sind sie dem ärmsten Stande, und dem niedrigsten Herkommen schuldig? Dieser Einwurf führt mich gerade auf das, wovon ich noch gern reden wollte. Um nicht die ähnliche Wirkung ganz verschiedener Ursachen mit einander zu vermischen, muß man die eine Hälfte des Einwurfs ganz absondern. Freilich würde es schlecht um die Wissenschaften stehen, wenn nicht in gewissen Zeiten der Barbarey, oder auch im Anfang der besseren Zeiten, als noch wenige Reiche Lust zum Studiren hatten, Arme vielleicht aus Verzweifelung an andern

derm Unterkommen, oder durch Præmien angelockt, studirt hätten. Noch im vorigen Jahrhundert sank Deutschland durch den dreyssigjährigen Krieg einigermassen in diese Zeiten zurück. Im achtzehnten aber haben wir den Fall nicht: und für dis Jahrhundert schreibe ich. Genug also davon, ich komme zu dem, was mir wichtiger scheint.

Geleugnet kann es nicht werden, daß, wenn bisweilen ein ganzes Heer von Armen die Universitäten überschwemmet, sich denn durch viel Bücken und Erregung des Mitleidens in die Bedienungen eindringet, und sie mit Untüchtigen besetzt, dabey aber sich selbst und andern durch seine allzugrosse Menge im Wege gestanden hat, früh genug ein Glück zu finden, doch jedem Kenner der Literairgeschichte sehr viel vorzügliche Gelehrte vorkommen, die die tiefste Armuth den Wissenschaften geschenkt hat, und man wird noch jetzt unter lebenden grossen Gelehrten Beyspiele von eben der Art finden. Die Erfahrung ist da! Daß unter tausend Armen mehr grosse Genies seyn sollten, als unter tausend vom Mittelstande oder Reichen, wird kein Vernünftiger sich einbilden: aber er wird doch fragen, wie es zugehe, daß er unter den grossen Gelehrten so manche Arme antrifft? Ihm wird vermuthlich beyfallen, daß der Armen überhaupt mehr sind, als der Rei-

 chen,

chen, und daß unter tausend Armen, die studirt haben, mehr gute Genies gewesen seyn müssen, als unter zehn oder funfzig Reichen: folglich, daß um eine Zeit, da sehr viele Arme studirten, sich auch immer mehr Arme als Reiche hervorthun mußten. Dis ist etwas, vielleicht auch die Hauptantwort, aber doch nicht alles.

Jeder Glücksstand, der reiche, der mittelmässige, und der ganz arme, hat seine eigenen Vortheile für ein vorzügliches Genie, und es kommt nur darauf an, daß sie gebraucht werden. Ich will dismahl von den Armen anfangen: doch mit der Bitte, daß man mich blos von guten oder vorzüglichen Genies verstehe. Denn die mittelmässigen oder schlechten werden, wenn sie auf einen Armen fallen, für die Wissenschaften ganz sehr unbrauchbar, und eine blose Last des sie künftig in Bedienungen unterhalten sollenden Staats oder Kirche, weil sie die Hülfsmittel nicht haben, den Mangel der Natur durch erworbene Geschicklichkeit zu ersetzen.

Der Arme, der mit einem vorzüglichen Genie, auch Tugend, Fleiß, und (eine hier sehr wichtige Eigenschaft) Bescheidenheit verbindet, wird alle seine Kräfte gebrauchen, weil er sich auf nichts, als auf das, was er wirklich lernt, verlassen kann: Tugend und Bescheidenheit habe ich mit genannt; denn

denn das gute Genie, dem diese mangeln, verläßt sich vielleicht auf Windbeuteley, oder andere Künste. Der Arme muß sich dabey früh in diejenigen schicken lernen, bey denen er durch Information oder sonst seinen Unterhalt verdient, und sich an eine Ordnung gewöhnen, welches letztere, so wichtig es auch im ganzen künftigen Leben ist, der von eigenen Mitteln studirende junge Mensch gemeiniglich etwas später lernt. Eben dis, daß er informirt, oder einem Gelehrten als Amanuensis dient, für ihn abschreibt, excerpirt, oder zu andern Arbeiten bezahlt wird, giebt ihm früh eine gewisse practische Brauchbarkeit, sonderlich da er sich gefallen lassen muß, getadelt zu werden, und genöthiget ist, Fehler abzulegen, wenn er die ihm zur Subsistenz nöthige Arbeit nicht verlieren will. Durch das Informiren bekommt er früh eine gewisse Anlage zum guten Vortrag, wird gewohnt, auf das zu merken, was dem Lehrling mangeln oder dunkel seyn könnte, und alles auf das leichteste und faßlichste einzukleiden. Dabey nimmt er durch alle diese ihm sauer vorkommende Arbeit in den Wissenschaften selbst zu: informirt er, so trifft das, docendo discimus, ein, keine bessere Repetition des Gelernten ist ausfindig zu machen, als wenn man es bald darauf wieder lehret: und fast

noch vortheilhafter ist es, wenn ein Gelehrter ihn bey einer Arbeit zum Handlanger gebraucht. In Einer Stunde solches gelehrten Herrendienstes lernt er mehr, als in fünf oder sechs, in denen er Collegia besucht, und oft das, was sich in Collegiis gar nicht lernen läßt. Der Bemittelte könnte freilich eben die Vortheile haben, wenn er eben die Arbeiten und gelehrte Handreichungen umsonst thäte: allein er kennet gemeiniglich diese Vortheile nicht, hält auch wol die Sache für zu niedrig, und blos Armen zu überlassen schicklich; sonderlich aber ist er gegen den Tadel seiner Arbeit, den er zu hören nicht nöthig hat, zu empfindlich, und giebt sie lieber auf, als daß er sich Vorwürfe machen lassen sollte, oder wer ihn umsonst zur Arbeit gebraucht, ist nicht indiscret genug, ihm die Fehler deutlich zu sagen, sondern macht lieber unter höflichem Vorwand eine Aenderung, und bezahlt den Armen.

Dis ist die Ursache des grossen Vorsprungs, den bisweilen arme Studirende vor dem vom Glück besser bedachten haben, und der den nicht untersuchenden verleitet, so zu reden, als wären die vorzüglichen Genies fast nur unter den Armen. Doch sind immer sehr wenige unter der grossen Anzahl von Armen, die sich diesen Vortheil der Armuth völlig zu Nutze machen, weil dazu nicht blos

Genie,

Genie, sondern auch gewisse moralische Eigenschaften erfodert werden: Bemittelte könnten ihn auch haben, aber bey ihnen gehört schon mehr Bescheidenheit, mehr Treue, eine übernommene Arbeit nach dem besten Vermögen zu thun, und mehr philosophische Verleugnung dazu, als bey den Armen, die die Noth zum Nützlichen treibt: und - - - nun kommt das Wichtigste, denen Armen selbst und dem Publico gehet dieser grosse Vortheil der Armuth verlohren, wenn man ihnen durch Beneficia das Studiren so erleichtert, daß sie ohne dergleichen Arbeit auf der Universität subsistiren können. Mir ist daher der Gedanke öfters beygefallen, ob es nicht nützlich wäre, den armen einen Theil der Stipendien so zu geben, daß sie sie einigermassen durch Arbeit verdienen müßten. Ich rede gar nicht von solchen Stipendiis, an die eine gewisse Stadt, oder Landschaft, oder Familie, ein Recht hat; die sollen dem nie entzogen, oder mit einer Bedingung beladen werden, dem sie gehören, sind auch gemeiniglich nicht eigentlich für Arme gestiftet: allein diejenigen Freytisch-Stellen oder Stipendia, die nach Willkühr und Gnade der Oberen oder Patronen, und dis nicht selten auf Recommendation der Professoren vergeben werden, würden vermuthlich noch besser angewandt seyn, wenn der Hof, oder wer

sonst darüber zu sagen hat, einige Professores aussuchte, diesen eine, zwey, oder noch mehr Freytisch-Stellen auf ein Jahr lang zu vergeben erlaubte, und zwar so, daß sie eine Arbeit dafür fodern könnten, z. E. Information ihrer Kinder Eine Stunde lang des Tages, Abschreiben, Nachschreiben dessen, was sie dictiren wollen, oder sonst eine mit dem Studiren etwas zu thun habende und ihm aufhelfende Arbeit. Sie würden gewiß alsdenn den besten aussuchen, und aus Eigennutz diese Beneficia viel treuer und richtiger vergeben, als geschiehet, wenn andere ihren Recommendationen folgen: und die Armen geniessen eine doppelte Wohlthat, den Freytisch, und die beste Art der Zubereitung, besser, als der Reiche sie für Geld erkaufen kann. Erfahrungen von dem, was ich auf Universitäten, zwar sehr einzeln, gesehen habe, wenn etwan mit diesem oder jenem Amte das Recht, eine Freytisch-Stelle zu vergeben, als ein Emolument verknüpft war, haben diesen Gedanken bestätiget. Nur müßte der Professor nicht seine Verwandte mit dem ihm auf diese Weise geschenkten Freytisch begünstigen, sonst übersiehet er, vielleicht mit Schaden seiner eigenen Kinder, ihre Untüchtigkeit. Auch müssen sie ihm nie auf immer, nie als ein Theil seines Salarii, anvertrauet werden,

den, sondern blos von Jahren zu Jahren, mit dem völligen Recht, diese Gefälligkeit gegen ihn ohne Anzeige einiger Ursache zu discontinuiren. Dis wird ihn aufmerksam machen, die Beneficia so zu vergeben, daß nichts dagegen zu erinnern seyn möge: und thäte er das nicht, so ist nichts leichter, als das nächste Jahr stille zu schweigen, und ihm weiter keine Freytisch-Stellen oder Beneficien zu schenken.

Der Versuch hiervon ist noch auf keiner Universität, daß ich es wüßte, in einigem Umfange gemacht. Sub- & obreptitie von den Aufsehern der Freytische geschehene Vergebungen, einen Auditor oder Freund zu verpflichten, für die keine Arbeit gefodert wird, sondern etwan ein geduldiges Ohr, und dankbare Bezahlung des Collegii, gehören hier nicht her: ich glaube aber, die Universität, die ihn machte, würde Vortheil davon haben, und bald unter ihren Armen einige vorzüglich brauchbare ziehen, die ihr zum Ruhm, und dem Lande zum Nutzen gereichten. Umgekehrt habe wol die Klage gehört, daß selbst zu viel Güte in Austheilung der Freytische und Stipendien es auf einer Universität, (wer sollte dis von einer Universität denken?) schwer gemacht hat, nicht gute, sondern nur erträgliche Informatores zu bekommen: und alsdenn

 ist

ist den Armen selbst geschadet, und unrecht angewandte Güte hat sie gerade des grossen und einzigen Vortheils der Armuth beraubet. Wird es ihnen leicht, ohne Arbeit und Pflicht Beneficia zu erhalten, so wollen sie, wenn sie fleissig sind, nichts thun, als Collegia hören, oder sie machen sich so theuer, oder thun gar ihre Arbeit so zur Hälfte, und vergessen, unter dem Vorwande ihrer höheren Pflicht gegen sich selbst, dergestalt die Lehre von Pactis, daß sich jeder vor ihnen scheuen muß. Alsdenn geschiehet es wol, daß mittelmässig Begüterte gerade an die Stelle der Armen treten, aus vernünftiger Ueberlegung des Vortheils diese Art von Arbeiten suchen, sie wohlfeiler oder gar umsonst verrichten, auch wegen besserer Erziehung mehr Begriff von der Verbindlichkeit eines Pacti haben, und ihr Versprechen aus Ehrliebe erfüllen. Dis ist in Absicht auf die Bemittelten eine sehr erwünschte, dem Publico viel versprechende, Erscheinung, nur ist sie doch selten: die Armen hingegen verlieren alsdenn selbst durch die Wohlthaten, und das Publicum hat mit Antheil an ihrem Verlust.

Was ich hier geschrieben habe, ist keine Zurücknehmung meiner Klagen über die allzuvielen Haus-Informatores: was für eine Ausnahme zu

machen

machen sey, ist schon im ersten Theil S. 153. gesagt.

Der Vortheil des Mittelstandes ist: er bringet Erziehung, vielleicht auch mehr Schul-Zubereitung auf die Universität mit; er kann die gehörige Zeit auf ihr bleiben, und sich zugleich die nöthigsten Hülfsmittel an Büchern und Unterricht verschaffen; er ist noch nicht zu stolz, und verläßt sich nicht auf Capitalien, von denen er leben, oder auf Geburt, durch die er auch ohne Verdienste Beförderung haben kann, fühlt also mit dem Armen einigermassen gleiche Nothwendigkeit, etwas rechtes zu lernen, und sich Verdienste zu erwerben: er gehet auf der Mittelstrasse, die überhaupt im menschlichen Leben die sicherste ist, und am häufigsten zum Zweck führet. In der That wird das Publicum diesem Mittelstande die meisten zu Bedienungen hinlänglich auf Universitäten zubereiteten, und die gelehrte Welt die meisten so wol solide und brauchbare, als grosse Gelehrten zu danken haben.

Der Reiche, der Genie hat, wird es nur selten aus blosser Liebe zu den Wissenschaften völlig so anwenden, als der Arme und Mittelmässige. Thut er es aber, so hat er alsdenn gewisse Vortheile vor ihnen zum voraus, so wie er ihnen in anderm Betracht nachstehet: und er kann den Wissenschaften

man-

manches leisten, das jene wol unterlassen müssen. Der Vorzug ist, nicht daß sie Privatissima halten können, gewiß nicht der, denn die meisten Privatissima sind ein Schade für den, der sie hört und theuer bezahlet, man hört und lernt in ihnen gemeiniglich weniger als in Privatis, sondern, daß sie bisweilen mehr andere Kenntnissen zum Studiren mitbringen, wodurch gelehrte Kenntnisse brauchbarer und intuitiver werden; und daß sie Reisen anstellen, auf ihnen nicht blos (das thut auch wol der Mittelmässige) Bibliotheken und Gelehrte besuchen, sondern ihren Geschmack am Schönen bilden, ja bisweilen auf eigene Kosten recht grosse und neue Entdeckungen machen können. Ein Armer oder Mittelmässiger hätte z. E. schon unterlassen müssen, nach Palmyra und Baalbek zu reisen, auf einmahl eine ganze Menge von Finsternissen zu zerstreuen, und dabey in Griechenland und Kleinasien solche Anmerkungen über den Homer zu sammlen, als nach dem Zeugniß der Göttingischen Anzeigen vom Jahr 1770 Woods Essay on the original Genious of Homer seyn soll.

Die Desavantagen, unter denen die Reichen, wenigstens in Deutschland, liegen, sind: selten bringen sie so viel Schulstudia auf die Universität mit, als sie sollten, und sind also hier zurück, weil

sie

sie zu wenig auf öffentliche Schulen, oder doch nur auf gewisse galante Gymnasia gehen: selten haben sie die Lateinische Sprache in ihrer Gewalt, und von der Griechischen, ohne deren Kenntniß es doch niemand in der Gelehrsamkeit weit bringen kann, lernen sie fast niemahls so viel, daß sie ihnen ein alltägliches und gemächliches Handwerkszeug werden könnte, (dis ist in England anders, und eben daher kommt es, daß man unter den Reichen und Vornehmen in England mehr wahre Gelehrte findet als in Deutschland; ja überhaupt giebt dieser Umstand der Englischen Literatür manchen Vorzug:) sind sie auf Universitäten auch noch so fleissig, so gehet doch ihr Fleiß zu oft nur blos auf das Jus, denn dis hat nun einmahl die Mode so hergebracht, und sie lernen andere Wissenschaften zu wenig kennen, als daß sie nur wüßten, was man aus ihnen nöthig habe, oder ihre Denkungsart genug erweiterten: und von ihren Lehrern wird ihnen zu sehr geschmeichelt, als daß sie eigene Mängel einsehen lernten: Bey dem allen können sie brauchbare, auch nach ihrer Art gelehrte Männer werden, allein selten wird in Deutschland der sehr reiche und vornehme ein grosser Gelehrter, so gern er es auch vielleicht wollte, und so viel leichter es ihm, wenn nur diese Hindernisse nicht wären, seyn möchte. Er muß

oft

oft viel mehr Mühe anwenden, der eingeschränkte seine Sachen wohl im Gedächtniß behaltende Gelehrte zu werden, als nöthig gewesen wäre, ihn bey den Mitteln, die ihm das Glück gegeben hat, zum schöpferischen Gelehrten zu machen, der sich in Nebenstunden zur Erhöhung verewigte. In der That, man könnte wünschen, mehr wahre Gelehrten unter den Reichen zu sehen: reiche Gelehrte giebt es zwar, aber meistentheils sind sie erst reich geworden, und ich rede hier von denen, die von Eltern her reich waren. Allein es müßte etwas in der ganzen Art des Studirens geändert werden, wenn unter den Reich-gebohrnen mehr grosse Genies mit der Hälfte des Fleisses, den sie jetzt anwenden, grosse Gelehrte werden sollten. Die Rathschläge stånden hier doch nicht am rechten Ort: und es ist der Welt und ihnen immer genug, wenn sie so viel auf Universitäten lernen, als nöthig ist, um brauchbar zu werden. Vielleicht würden sie mich einen Pedanten nennen, wenn ich sie zu etwas mehr durch meinen Rath machen wollte.

Auf diese Art ist es immer am erwünschtesten, wenn die Studirenden aus allen drey Güter-Ständen, Armen, Mittelmässigen, und Reichen, gemischet sind. Mangelten die Armen ganz, und könnte man sie, wie wol versucht ist, aber immer ver-

vergeblich versucht werden wird, durch Gesetze vom Studiren abhalten, so würde wirklich den Wissenschaften durch diese gar zu güldene Zeit das entgehen, was Jupiter,

curis acuens mortalia corda

zuwege bringen mußte: auch würde die dem Publico so nützliche Aemulation der Reichern aufhören, und sie würden mit viel wenigerem bey sich zufrieden seyn, wenn keine Gefahr wäre, daß Aermere ihnen vordringen, und sich durch gar zu kenntlichen Vorzug der Brauchbarkeit über sie erheben möchten, wie noch im vorigen Jahrhundert so häufig an fürstlichen Höfen geschahe. Nur sollen der Armen auch nicht zu viel, sie sollen Ausnahmen, nicht aber der Stamm der Studirenden seyn: und das schreibe ich nicht als Feind der Armen, sondern als ihr Freund. Wer wird unglücklicher, wie sie selbst, wenn ihrer mehrere studiren, als befördert werden können? Einem Bemittelten ist dis schon unangenehm, aber für den eigentlich Armen, der schlechterdings keine Beyhülfe von eigenen Mitteln haben kann, von Jahren zu Jahren im langen Exspectanten-Stande das gelernte wieder vergißt, und alle auf Universitäten nie geträumten Demüthigungen ausstehen lernen muß, ein Uebel fast zur Verzweifelung. Der ist unbarmherzig, der ihn

durch

durch Ermahnen oder zu viel Erleichterungen des Studirens hineinstürzt, da der Arme sonst sein Brodt früh, und hinlänglich, vielleicht auch reichlich, hätte finden können, und Mitleiden ist es, ihn früh zu warnen, auch demjenigen Armen, der kein so vorzügliches Genie hat, daß er sich wahrscheinlicher Weise künftig helfen kann, die Hülfe zu verweigern, die man ihm nicht eigentlich schuldig ist, und die ihn vermuthlich auf einem anfangs angenehmen Wege zum Elend führet.

§. 104.

Man hat oft den frommen Wunsch geäussert, der nie zur Erfüllung kommen wird, daß die Genies ausgesucht, und nur die besten zum Studiren zugelassen werden möchten. Fromm und gut gemeint mag er seyn, aber es gehet ihm, wie andern seiner Art, er ist nicht practicabel, und wer ihn thut, übersicht vermuthlich nicht den fürchterlichen Despotismus, um den er bittet.

Ich wäre in der That noch zweifelhaft, ob blos die besten Genies studiren sollten; so gern ich auch die dummen ausschliessen möchte, wenn es nur mit ihrem guten Willen, und ohne Despotismus geschehen könnte. Die grösseren Genies haben auch ihre Fehler: die mittelmässigen sind gemeiniglich

lich die brauchbarsten, und unter 1000 Studikenden verlangt man gewiß 900 brauchbare, das ist, die zu ihren künftigen Aemtern hinlänglich zubereitet sind, und ist, ohne sich eben um die noch alsdenn übrig bleibenden 99 und ihre Bestimmung zu bekümmern, sehr zufrieden, wenn unter den 1000 ein einziges ausnehmendes Genie ist, das die Gränzen der Wissenschaften erweitert. Auch dis Erweitern geschieht noch seltener; nicht Einer aus Tausend Studirenden thut es, oder unsere Zunahme müßte merklicher gewesen seyn, als man sie wirklich nach einem unpartheyischen Ueberschlag findet. Vielleicht bin ich partheyisch, es sey nun aus Sympathie gegen die mittelmässigen Genies, oder weil ich nie Gelegenheit gehabt habe, den Wissenschaften mit einer neuen Erfindung zu dienen: aber mir kommt es doch vor, als wenn im menschlichen Leben die mittelmässigen Genies die brauchbarsten wären; die möchte ich also, sonderlich wenn sie schon etwas über die Mitte hinaus auf der guten Seite sind, nicht gern vom Studiren ausgeschlossen sehen. Allein ich mag mich hierin irren, so sehe ich doch überall ein Gericht über die Genies, das solche, die keine Stipendia suchen, sondern auf eigene Kosten studiren wollen, vom Studiren ausschliessen könnte,

te, für eine wunderliche und despotische Sache an.

Wer soll über das Genie desjenigen, der zum Studiren und zur Universität zugelassen werden kann, urtheilen? Ich werfe die Frage nicht blos bey einem grossen Lande von Millionen, sondern auch bey einem mittelmässigen von Hunderttausenden auf. Wer zu diesem Amt gewählet wird, der ist gewiß ein Despote: denn es kommt alles auf sein inneres Ermessen an. Die Genies haben keinen solchen Maasstab, den man ihnen sichtbarlich appliciren, und dadurch den Richter, der falsch, nach Affecten, oder bestochen, geurtheilet hätte, seines Irrthums überführen könnte. Das grösseste Genie kann, sonderlich wenn es Bescheidenheit hat, (eine Schwachheit, die gemeiniglich den grossen Genies etwas anhänget) in der Prüfungsstunde sehr wenig Glanz von sich gegeben haben. Ein solcher Despote nun, der blos nach eigenem Ermessen und Vorkommen über eine unsichtbare Sache urtheilen soll, wird der nicht, an unzählige Irrthümer des Verstandes, die er begehen könnte, nicht zu gedenken, bald feil seyn, und das Genie nach Gunst oder Gelde schätzen? oder kann man eine niedrigere Sclaverey erdenken, als wenn ich, da ich von niemanden Geld und Beyhülfe zum Studiren fodere, mein

mein oder meiner Kinder Genie, und Bestimmung, die Freyheit, ob ich auf eigene Kosten studiren darf oder nicht, der Schätzung und Willkühr eines Mannes, der nie gestraft werden kann, weil es unmöglich ist, ihn eines vorsätzlich unrichtigen Ausspruchs zu überzeugen, unterwerfen soll? Sclaven, recht verworfene Sclaven, sind werth, die Erfinder oder Advocaten eines solchen Projects zu seyn. Doch die Erfinder haben es wol so übel nicht gemeint, und nur die Folgen nicht übersehen.

Despotismus und Bestechungen oder Genie-Accise nicht mehr zu nennen, wer soll es seyn, der die Genies prüfet? Es gehöret gewiß lange Zeit dazu, denn an dem einen Tage versteckt sich selbst das grosse Genie, und macht wol eine ganz einfältige Gebährde, dagegen nimmt sich Dummheit, mit Impertinenz verknüpft, bisweilen am besten aus. Langer Umgang, oder Zufälle, sind es, die das Genie verrathen, bey der eigentlich angestelleten Prüfung irret das gemeine Auge, und der Klügere bleibt unentschlossen, beides, aus Mangel des Maasstabes für das Unsichtbare.

Ein Mann auf der Universität soll doch also wol das Genie nicht prüfen? nicht etwan der Prorector, oder Decanus bey dem Ueberbleibsel der Deposition? sonst würde die Probe ziemlich ge-

schwind vor sich gehen müssen! Doch auch wol kein allgemeiner Land-Genie-Richter? Hoffentlich auch nicht der Rector auf Schulen? Man verlangt ohnehin wenig Geld gemeiniglich so viel von ihm, und er soll in mehr Dingen Unterricht geben, als ich hier eben nennen kann: soll er nun über das auch noch ein solcher Kenner des menschlichen Genies seyn? bey dem allen noch dazu ehrlich, und ungeachtet seines schlechten Gehalts gegen Douceurs unüberwindlich? Viel wäre es, wenn man mehr als einmahl für so wenig Geld so viel Wunder von Einsichten, und so viel Redlichkeit in ihm beysammen haben könnte!

Doch noch ein Einwurf, zwar kein so wichtiger als der vorige, aber der mir interessanter vorkommt, weil er gerade aus einer Anmerkung über das menschliche Genie entstanden ist, die die Erfahrung mir so oft aufgedrungen hat. - - - Wer einige Zeit in der Welt gelebt hat, wird sich wol erinnern, daß aus Kindern viel gemacht, und ihr Genie bewundert ist, und daß sie wirklich manchen Funken sehen liessen, die viel versprachen; und daß doch nachher alles dis gleichsam verschwunden ist, und die gelehrte Welt nichts von ihnen weiß. Wären sie etwan durch Ausschweifungen der Jugend verdorben, so gehörten sie nicht hieher, und

nicht unter diese Erfahrung: aber nein! sie lebten und studirten ganz ordentlich, nur, das in der Kindheit feurige Genie sank im Jünglinge und in dem Manne immer mehr herunter. Nirgends kann man dis mehr bemerken, als bey dem Uebergang von Schulen auf Universitäten. Beynahe keinem, auch nicht dem uneigennützigsten Zeugniß eines Rectors kann man sicher trauen. Er pflegt bisweilen einige Genies als recht vorzüglich mit einer Empfehlung zu begleiten; er hat sie wol gar zuerst zum Studiren aufgemuntert, da sie vorhin zu etwas anders bestimmet waren, und, das ist noch uneigennütziger, selbst auf der Schule Geld an sie gewandt: (von dem allen habe ich Beyspiele im Gedächtniß:) oder der Haus-Informator hat den gleichfalls nicht zum Studiren destinirten Sohn, der nur sonst in einer Bedienung gebraucht werden sollte, von den Eltern als ein vorzügliches Geschenk für die Wissenschaften erbeten: und so bald die Leute auf die Universität kamen, fand man das grosse Genie nicht mehr an ihnen; und wenn man sie nachher im Amte siehet, sind sie wol noch tiefer herab gesunken. Ehrliche Männer hatten sich an ihnen geirret, auch wol einsichtsvolle Männer, so gar solche, deren Schriften jetzt eben das Publicum hoch schätzt, und ihnen in diesem Stück nichts wei-

ter als Gerechtigkeit widerfahren läßt: aber wundern muß man sich, wie sie sich so haben irren können, da doch Einsicht und Wille keine Anklage verdienen. In der That ich habe auf Universitäten noch nicht eine einzige Probe erlebt, da das vom Rector als groß beschriebene Genie sich wirklich völlig so groß zeigte: andere mögen sie erlebt haben, die länger auf Universitäten gewesen sind, und mehr Recommendations-Briefe gesehen haben, ich rede nur von meiner, freilich sehr eingeschränkten, Erfahrung. - - Umgekehrt, wird man sehen, daß das bisweilen sehr grosse Männer auch von der Seite des Genies werden, an denen auf Schulen niemand etwas vorzügliches bemerkt, sondern die jedermann zu den mittelmässigen, oder wol gar, weil sie keine Aufmerksamkeit auf einen langweiligen Vortrag hatten, oder damahls wirklich schlechter waren, zu den schlechten Genies gezählet hatte.

Hieraus schiene zu folgen: entweder, daß sich der beste Kenner bey Kindern und Knaben leicht betrügen kann: oder, daß bisweilen das Genie blos in den Kinderjahren lebhaft, und, wenn man es so nennen will, groß ist, im Jünglinge aber schon altert; oder umgekehrt, daß es bey dem Jünglinge erst erwachet. Wie oft der eine oder der

andere Fall zur Auflösung dieses Räthsels, das uns die Erfahrung sehr häufig vorleget, anzuwenden ist, kann ich nicht bestimmen. Mannigmahl mag sich wol der ehrliche Lehrer veste Memorie und starre Aufmerksamkeit eines nicht hinlänglich muntern Jungens, so eines Träumers, der, anstatt herum zu springen, zuhört, als Genie vorstellen. Bey andern Genies mögen gewisse vortheilhafte oder degradirende Entwickelungen vorgehen. Ich weiß es nicht! ich sage nur, was man häufig bemerkt. So viel bleibt immer gewiß, daß man auch Genies hat, die sich früh groß, ja verwunderns-würdig, gezeiget haben, und sich immer gleich geblieben sind: allein das scheint auch gewiß zu seyn, daß der Schluß vom Genie vor dem funfzehnten Jahr auf das nach dem zwanzigsten oder dreyssigsten Jahr unsicher sey. Selbst das veränderte Gesichte zeigt bisweilen diese Metamorphose an. Einen der grössesten Regenten und Helden, dessen Gesichte jeder noch aus Münzen kennet, habe ich in einer, wie es scheint treuen Abbildung, die in seinem achten Jahr gemacht war, gesehen: treu mußte sie seyn, denn einige kenntliche Züge erkannte man noch im alten Gesicht des grossen Mannes. Aber in dieser kindlichen Abbildung sahe er so aus, daß der Contrast der Thaten, die damahls niemand hoffen

konnte, beym ersten Anblick mein, auch anderer, Erstaunen erregte: und vermuthlich hätte ihn ein Genie-Richter damahls nicht für das erkannt, wofür ihn nach seinem Tode die ganze Welt erkennet.

§. 105.

Eher könnte man wünschen, daß ein Richter über die Schulstudia derer, die Studirens-wegen die Universität beziehen, (denn von dem, der blos Exercitia treiben, oder dem Officier, der Philosophie, Historie und Mathesis lernen will, rede ich hier nicht) gesetzt wäre, der sie vor der Inscription prüfete, ob sie das allernothwendigste, sonderlich so viel Latein, als zum nützlichen Aufenthalt auf Universitäten schlechterdings erfoderlich ist, gelernt haben? Dis ist eine Sache, die sich prüfen läßt, und das noch dazu in ziemlich kurzer Zeit. In der That ist auch in den Statuten mancher vor dem achtzehnten Jahrhundert gestifteten Universitäten die Anstalt hiezu gemacht, und verordnet, daß der Decanus der philosophischen Facultät die examiniren soll, die sich bey ihm zur Deposition nach altem Gebrauch melden müssen, und er hat das Recht, sie, wenn sie zu schlecht bestehen, abzuweisen.

Die

Die Sache hat doch auch ihre Schwierigkeit, und ist deswegen selbst auf den Universitäten, deren Gesetze sie verordneten, fast ausser Uebung gekommen, auf den neuesten aber nicht eingeführt, und wol gar die wegen des pedantischen Nahmens und Ursprungs verhaßte Deposition abgeschaft. Nicht jeder Professor hat so viel Schulstudia, daß er diese Prüfung nützlich unternehmen kann, oder sie ihm leicht wird: zum Examiniren eines andern gehört mehr Kenntniß, als einem etwan für sich selbst genug ist; und wirklich, dem geschiehet hart, bisweilen groß Unrecht, der sich von einem selbst zu wenig wissenden examiniren lassen soll; denn dieser weiß die Fragen nicht zu variiren, und wenn etwan die eine nicht beantwortet würde, eine andere vorzulegen, vielleicht fragt er gar nach vergessenen Anfangsgründen, oder will nur die Antwort haben, die er im Gemüth hatte, und wer nicht eben so sagt, oder einen Author eben so verdeutscht, der ist ihm ein Unwissender. Wie oft sieht man dis in Consistoriis, wenn der Candidate nicht gerade das gelernt hat, was der Examinante fraget, und unwissend heissen muß, ob gleich noch wol eine Entschuldigung, die er selbst nicht machen darf, für ihn gefunden werden könnte? Wie viel härter wäre dis für einen von Schulen kommenden, der noch

gar nicht in der Welt gewesen ist, und sich nicht zu helfen weiß? - - Ein Examinator, der die Schulstudia in zu grosser Vollkommenheit verstehet, wird zu viel fodern, oder es wird ihm zu verdrieslich seyn, Anfänger, die zu weit von ihm entfernt sind, zu examiniren, er wird also Nichts thun. - - Die Zeit ist auch auf einer zahlreichen Universität, die vielleicht des Jahrs 600 bis 800 neue Ankömmlinge einschreibet, (*) zu kurz: dis sind zwar nicht lauter von Schulen kommende, allein man stelle sich nur einen Decanum vor, bey dem sich in den drey ersten Wochen des halben Jahrs 200 ganz neue Universitätsbürger meldeten, vielleicht an Einem Tage zwanzig! wie soll er im Stande seyn, zu prüfen? sonderlich da dis nur seine Nebenarbeit ist. - - Gegen Vornehme, die der Prüfung mannigmahl am meisten bedürften, wird er ohnehin Nachsicht haben, um sich nicht Feinde zu machen: auch wol überall nicht Lust haben, ein so mühsames ihm von den Gesetzen gegebenes Recht zu gebrauchen. - - Doch die Hauptsache ist, man hat bey den Universitäten häufig eine cameralistische Nebenabsicht, und sucht so viel Ausländer, als

(*) Dreyhaupts Beschreibung des Saalcreises Th. 2. S. 29. 30. Die Anzahl der zu Halle inscribirten ging so gar im Jahr 1742 über 800.

als möglich ist, hinzuziehen: deren Profectus zu untersuchen hat man schon weniger Recht, und selbst durch den Versuch würden sie abgeschreckt werden.

Ob die Statuten der alten Universitäten, oder die jetzige Gewohnheit, besser ist, ob die Profectus der neuen Ankömmlinge geprüfet werden sollen, oder nicht, läßt sich nicht so allgemein sagen. Ausländer zu prüfen, ehe man sie zur Universität zuliesse, wäre zu viel ungebetene Sorgfalt: für seine eigenen Unterthanen könnte der Landesherr eine solche Anstalt machen, nur müßte die Prüfung nicht zu strenge seyn, und der Examinator nicht zu viel fodern: auch würde der stets abwechselnde Decanus der philosophischen Facultät nicht die rechte Person dazu seyn, sondern es müßte ein einziger zu diesem Geschäfte bestellet werden; am besten einer, der nicht Professor ist, denn der adroite Professor würde es anwenden, Auditores zu werben, und der nicht so adroite, oder der zu ehrliche, zu viel Haß und Verachtung bekommen.

Dis würde freilich dazu beytragen, manchen durch eigene Schuld untüchtigen vom Studiren abzuhalten, oder zur Schule zurück zu schicken; andere aber zu nöthigen, daß sie auf Schulen fleissig seyn, sich gehörig vorbereiten, und nicht zu

früh

früh zur Universität eilen, eine jetzt einreissende Gewohnheit, die, wenn sie so weiter fortgehet, den Wissenschaften, und den Universitäten selbst nachtheilig werden muß, ohne den Kindern nützlich zu seyn, die mit so grosser Gefahr für ihre Sitten zu früh an den Ort der Freyheit, und wo viel Verführung ist, geschickt werden. In der That, Kinder gehören nicht auf Universitäten, und sind auch den wahren Studenten nicht eben angenehm.

Doch das wichtigste ist, die Ausbesserung der Landesschulen selbst: aber hiervon hernach.

§. 106.

Die Zeit, die der Lernende auf Universitäten zubringet, hat das Herkommen ungefähr auf drey Jahre gebracht, und in gewissen Fällen ist sie so gesetzmässig, daß wirklich Zeugnisse wegen des sogenannten triennii erfodert werden. Wer ein solches, wenig sagendes Zeugniß, nicht nöthig hat, der bricht nach Willkühr noch wol ein Jahr ab; einige wenige legen eins zu: das erstere geschiehet viel häufiger, und es ist so weit gekommen, daß manche noch mehr als ein Jahr abbrechen, ein Misbrauch, welcher ordentlich keinem, der Bedienungen sucht, übersehen werden sollte, so lange der Landesherr noch irgend Bediente finden kann, die die rechtmässige,

und in der That noch kurze Zeit zu ihrer Zubereitung angewandt haben. - -

Wirklich scheinen, sonderlich bey dem jetzt wachsenden Umfang der Wissenschaften, drey Jahre für einen, der nicht blos aus Eigennutz für das Brodt studiren, sondern sich auch durch Wissenschaft cultiviren, und zum Dienst der Welt hinlänglich zubereiten will, selbst auf der fleissigsten Universität zu wenig zu seyn. Ich will zwar nicht die auf Englischen Universitäten gewöhnlichen sieben Jahre vorschlagen, (sie sind ohnehin unser Muster nicht, und von ganz anderer Einrichtung) allein vier Jahr wünschte ich dem, der etwas rechtes lernen will: und zwar nicht solche vier Jahre, da er etwan zwey auf einer Zwangs-Universität zubringen muß, und denn noch, weil er auf ihr zu wenig Gelegenheit fand, das zu lernen, was er wünschte, zwey Jahre lang auf eine auswärtige gehet, sondern vier wahre Jahre des Studirens auf der oder den besten Universitäten, die er zu wählen weiß, zugebracht. Ich will keinem Leser damit beschwerlich fallen, meinen Wunsch durch langweilige Herzählung der Collegien zu rechtfertigen; sie können es selbst an meiner Stelle thun, wenn sie die Lectionsverzeichnisse einer blühenden Universität, etwan Göttingen, von zwey oder drey Jahren vor sich nehmen, sich die Collegia auszeichnen,

nen, die ihrem Urtheil nach der Theologe, der Juriste, der Mediciner, hören sollte, und denn fragen, ob sie sich bequem, und ohne ihn zu überhäufen, in drey Jahre vertheilen lassen? - - Dis Ueberhäufen mit Collegiis geschiehet freilich nicht selten von fleissigen, die in drey oder noch weniger Jahren so viel lernen wollen, als in vier Jahren möglich war: sie pflegen aber dabey weniger, sonderlich zum künftigen practischen Gebrauch des menschlichen Lebens, zu lernen, als der mittelmässig fleissige; denn sie studiren sich obtus, (man vergebe mir das aus Höflichkeit gesetzte Lateinische Wort, Deutsch mag ich es nicht sagen) überhäufen ihr Gedächtniß, so daß ihnen nichts zur rechten Zeit beyfällt, und verlieren den grossen, den mit nichts zu vergleichenden Vortheil, denken zu lernen, sonderlich wenn sie noch dazu in Collegiis die Zeit, die unschätzbare Zeit, die nie wieder kommt, fast blos zum Schreiben anwenden. Wie weit diese, allerhand narcotische Zufälle und Betäubungen für das Genie zuwege bringende Krankheit des übermässigen Fleisses auf einigen Universitäten gehet, wie unheilbar sie ist, und wie wenig selbst die Erinnerungen und Rathschläge der Professoren dagegen ausrichten, kann sich der nicht vorstellen, der nie eine Universität, auf der sie grassirt, gesehen hat; denn andere Universitäten, ich

geste-

gestehe es, auch die grössere Hälfte, sind von der Epidemie frey, beynahe allzufrey.

Die Schwierigkeit, die die meisten abhält, drey volle Jahre oder darüber auf Universitäten zu bleiben, brauche ich nicht zu nennen: der längere Aufenthalt übersteigt bey der jetzigen Theurung und Luxu entweder ihr Vermögen, oder doch den guten Willen ihrer Eltern. Eben deswegen wäre sehr zu wünschen, daß der Luxus auf Universitäten gemässiget werden könnte: und es würde ein wahres Verdienst um die Wissenschaften selbst seyn, etwas dazu beyzutragen. Doch davon unten im Abschnitt von der Universitätspolicey. Einige, aber nicht alle, könnten sich den längern Aufenthalt erleichtern, wenn sie Information oder Repetition der Collegien mit Anfängern, die Vermögen haben, übernähmen. Zwey Stunden Arbeit von dieser Art haben nicht den nachtheiligen Einfluß, als zwey Stunden Collegia zu viel: denn die Abwechselung, und die mit dem Unterricht anderer verknüpfte Handlung, ist dem menschlichen Gemüth angemessener, als das stete Einerley von Zuhören und Nachschreiben, andere Vortheile, die schon oben genannt sind, nicht zu wiederholen. Ein guter Wunsch könnte es auch seyn, daß die Beneficia, es seyn nun Stipendia oder Freytische, lieber sol-

chen,

chen, die noch ein Jahr länger auf Universitäten bleiben wollten, gegeben würden, als dem noch im ersten oder zweyten Jahr seyenden: immer von den Beneficien verstanden, an die keiner ein Recht hat, denn Rechte müssen niemanden genommen oder belästiget werden, nicht einmahl denn, wenn es zu seinem Nutzen gereicht. - - Was nicht möglich ist, will ich nicht anrathen, aber wo die Mittel es erlauben, wäre es doch wol zu wünschen, daß der Universität, (am besten, mit einer Abwechselung, zwey Universitäten) anstatt des triennii ein quadriennium gewidmet würde, und als Erzählung darf ich hinzusetzen, daß es jetzt auf einigen Universitäten schon ziemlich Mode wird. Allein zwey Jahre sind für ordentliche Genies so offenbar zu wenig, daß, wer nicht länger studiren kann, es lieber gar unterlassen möchte, und ohne einige Härte bey verspürtem Mangel im Examine abgewiesen, und bedeutet werden kann, wenn das Publicum ihn dereinst lebenslang unterhalten soll, auch vorher das Nöthige anzuwenden, daß er zum Dienst des Publici tüchtig werde.

§. 107.

Ich weiß nicht, ob ich mich von dem, was die Gewohnheit mit sich bringt, so weit entfernen

darf,

darf, den Einfall hier zu wiederholen, der mir im ersten Theil entwischet ist. Auf unsern Universitäten studiren nur Anfänger, die sich zu einem Amte tüchtig machen wollen. Wie wäre es aber, wenn auch Männer, die schon in Aemtern sind, ja wenn wahre Gelehrte, die ein gewisses ihnen mangelndes einzelnes Stück seltenerer Wissenschaften nachholen wollten, eine Universität besuchten, auf der es erlernt werden könnte? Die Sache wäre neu, oder möchte wegen der Kosten, und weil man eine Bedienung nicht wohl auf ein halbes Jahr verlassen kann, immer nur selten bleiben: aber heruntersetzend oder lächerlich könnte sie niemanden vorkommen, der nicht ein grosser Pedant wäre. Die Lehrbegierde der Alten hat in diesem Stück noch etwas vor der Lehrbegierde der Neueren zum voraus: wiewohl auch die Umstände verschieden waren. - - Und doch, da ich mich besinne, fallen mir wirklich einige Beyspiele von der Art ein, die ich auf Universitäten gesehen habe. Sie sind noch dazu glücklich gerathen.

§. 108.

So viel von Studirenden im protestantischen Deutschland überhaupt. Aber nun muß ich noch etwas von der Verhältniß der Studirenden gegen

die einzelne Universität, auf der sie studiren, reden.

Ihre verminderte Anzahl überhaupt war für Deutschland vortheilhaft: allein der einzelnen Universität ist zu wünschen, und das nicht blos aus Cameral-Absichten, sondern wirklich um ihrer mehreren Brauchbarkeit und der Wissenschaften willen, daß sie recht viel gelehrte Bürger haben möge. Ist die Anzahl der Studirenden sehr schwach, so kommen oft nicht die nöthigsten Collegia zu Stande, und darüber wird eine allzukleine Universität zu ihrem Zweck sehr unbrauchbar, und ein Zeitverlust für den, der auf ihr studiren muß: an die Auswahl unter mehreren Docenten ist ohnehin nicht zu gedenken, wenn die Anzahl der Zuhörer zu geringe ist, als daß Collegia gleicher Art von zwey oder drey Professoren zugleich zu Stande gebracht werden könnten. - - Auf einer etwas stärkeren Universität werden etwan die Brodt-Collegia gelesen, doch schon nicht mit der Aemulation, als wo mehrere Docenten eine ansehnliche Anzahl von Zuhörern unter sich theilen: allein gewisse Collegia, die nicht für den grossen Haufen sind, und nur von wenigen, welche es in den Wissenschaften weiter bringen wollen, gesuchet werden, werden nur selten zu Stande kommen. Gesetzt, die Universität hätte

zu

zu ihnen die vortreflichsten Docenten, so fehlt es an einer hinlänglichen Anzahl solcher, die das nicht alltägliche, das nicht unmittelbar Brodt gebende, lernen wollen: und dieser Mangel der Gelegenheit, Unterricht zu geben, macht auch bisweilen, daß selbst Professores in diesen seltenern Stücken der Gelehrsamkeit nicht so weit oder glücklich fortarbeiten, als sie auf einer Universität, wo sie mehr Aufmunterung fänden, gethan haben würden. Je ärmer die geringe Zahl von Studirenden ist, und je mehr sie deßhalb nach Hause eilen muß, desto schwerer wird es seyn, auf einer kleinen Universität diese nicht alltäglichen Collegia zu Stande zu bringen, und der Wißbegierde dessen, der mehr lernen will, alles das zu verschaffen, was er auf einer zahlreichern Universität finden kann. Diese hat also hierin, wenn auch die Docenten beider Universitäten gleich gut wären, (ein Postulatum, das man nur selten annehmen kann) vor der schwachen sehr grosse Vorzüge zum voraus. Keine Universität in Deutschland ist jetzt sehr zahlreich: man nehme aber nur von ein Paar der zahlreichsten den Lectionscatalogus; zeichne sich die Collegia aus, und stelle die Frage an: könnte wol die Hälfte dieser Collegien auf einer kleinen, zwischen 100 und 400 Studenten habenden, Universität zu Stande kommen?

men? (im Lectionscatalogo könnten sie stehen, und angeboten werden, aber davon rede ich nicht:) und wird von den zu Stande kommenden allgemeinern Collegiis auch wol nur die Hälfte bey zwey oder drey Docenten zugleich zu Stande kommen, so daß dem Zuhörer die Auswahl bleibt, durch welche die Aemulation der Lehrenden beunruhiget und belebet wird?

Von einer der jetzt ziemlich zahlreichen Universitäten werden die, die darauf studiret haben, wissen, daß, als sie noch schwach war, manche Collegia, die jetzt gewöhnlich sind, gar nicht gelesen wurden, und daß sie auch in der Zeit, da sie auf ein paar Jahre schwach ward, weiter nichts als eine Zierde des Lectionscatalogi waren, weil sich, zum grossen Verdruß derer, die hingekommen waren, mehr zu lernen, keine hinlängliche Anzahl gleichgesinneter fand. Manche verschwanden auch gar aus dem gedruckten Verzeichniß. - - - Gesetzt, dis alles wäre nirgends geschehen: so ist es doch ganz natürlich, daß es bey solchen Umständen geschehen müßte.

Wie groß die Anzahl der Studirenden zu Erhaltung dieser Absicht seyn sollte, läßt sich nicht mit Ziefern bestimmen. Freilich tragen hundert fleissige, und zugleich bemittelte, welche die hinläng-

liche

liche Zeit auf der Universität bleiben können, wol so viel zu ihr bey, als 200 oder 300 unfleissige, oder doch so arme, daß sie genöthiget sind, gleich nach Anhörung der Brodtcollegien wegzueilen. Das ist indessen wol gewiß, daß eine Universität von 100 oder 150 Studenten, sie habe auch noch so geschickte Lehrer, sehr wenig Gelegenheit verschaffen kann, etwas rechtes zu lernen, es müßte denn etwan in einem sehr einzelnen Stück seyn, um dessentwillen allein beynahe alle hingekommen wären, weil es einen sonst nirgends anzutreffenden und unparallelisirten Lehrer hätte, oder in Privatissimis, die nur dem Mittelstande zu theuer sind: - - daß bey 200 bis 400 Lernenden diese Gelegenheit auch noch sehr mittelmässig seyn müßte, es wäre denn, daß Eine Facultät vorzüglich und beynahe allein blühete, und den grösseren Theil dieser 200 oder 400 hätte, (wäre es die medicinische Facultät, so könnten auch 100 genug seyn, ihr den Vortheil zu geben:) - - daß mit 500 oder 600 schon die Brauchbarkeit der Universität wächst, und bey 700 oder 800 viel kenntlicher wird, sonderlich wenn unter ihnen viele sind, die mit der Begierde, mehr als gewöhnlich zu lernen, auch die Mittel zum etwas längeren Aufenthalt auf der Universität verbinden: - - und doch scheint mir noch im-

mer etwas zu fehlen, wo nicht tausend voll sind. Ob jetzt, indem ich dis schreibe, eine Universität diese Zahl erreicht oder übersteiget, kann ich nicht sagen: es wäre auch nach dem, was ich eben von der Beschaffenheit der Studirenden gesagt habe, gar wohl möglich, daß 1000, ja daß 1500 zu dem Zweck, von dem ich rede, weniger beytragen, als 600, wenn sie nehmlich nur die Universität hindurchfliegen wollen, um bald in ein Amt zu kommen, oder unfleissig sind. - - Auch das begreife ich wohl, daß, wenn eine Universität es bis zu 2000, aber (nach billigem Rabat von zwanzig Procent) fleissigen gelehrten Mitbürgern brächte, sie in unsern Zeiten etwas ausnehmendes leisten könnte. So beglückt ist jetzt keine: und daran sind zum Theil die steten Geburten neuer Universitäten ohne Todesfälle, schuld.

Aber haben nicht die kleinen Universitäten in Absicht auf Disciplin und ordentliche Lebensart einen Vorzug vor den grösseren? - - Dis sollte man anfangs hoffen, allein die Erfahrung bestätiget es nicht. Auf ihnen pflegt (mit einigen Ausnahmen) die Disciplin noch wol schlechter zu seyn, als auf den grösseren: und sind auf der Universität die Sitten verderbt, so ist es auf der kleinern viel schwerer, sich vor Verführung zu hüten, als auf

der

der zahlreichern. Die Ursache ist leicht zu begreifen. Auf einer kleinen Universität kennet sich alles, und es stehet weniger in des Einen Willkühr, sich ohne Ungelegenheit von schädlichem Umgange, oder bösen Gewohnheiten, und Unruhen, die etwan entstehen, auszuschliessen: auf der grossen kann jeder, wie in der grossen Stadt, für sich leben, und sich den Umgang nach eigenem Belieben aussuchen. Die Vertraulichkeit wird auch unter den wenigen grösser, als es vortheilhaft ist, sonderlich wenn unter ihnen viele von solcher Herkunft sind, daß es ihnen an guter Erziehung mangelt. Dazu kommt noch, daß man auf kleinen Universitäten den Studenten oft mehr nachsiehet, aus Furcht, sie zu verlieren, und die anderwärts relegirten nicht ungern annimmt, denen auf einigen grössern so gar die Inscription verweigert wird. - - Ich will hier gar nicht der partheyische oder bewundernde Lobredner der berühmteren Universitäten seyn; sondern gestehe offenherzig, daß es auch unter ihnen einige gegeben hat und giebt, auf denen die Disciplin in grösserem Verfall ist, als auf den kleinern: ich widerspreche dieser unangenehmen Anmerkung nicht, wenn sie gemacht wird, aber das Uebel ist nicht von der Anzahl der Studirenden, sondern von ganz andern Ursachen herzuleiten, von denen ich künftig

zu reden Gelegenheit haben werde. Ordentlich aber siehet man doch auf den grossen Universitäten mehr Disciplin als auf den kleinen, und wenigstens ist es auf ihnen dem wohlgesinneten leichter, der Verführung auszuweichen, sonderlich wenn keine Landsmannschaften geduldet werden. Leipzig ist doch von Anfang dieses Jahrhunderts bis jetzt, wegen der glücklichen Lage, immer eine von den zahlreichen Universitäten, zuweilen auch die zahlreichste unter allen gewesen: und doch hat es immer wegen der guten Disciplin einen vorzüglichen Ruhm gehabt, der auch gewiß zu seinem Flor nicht wenig beygetragen hat. Die Eine Unruhe, die gleichfalls wegen der Lage der Stadt so sehr bekannt in Deutschland geworden ist, war doch, bey Zusammenkunft so mancher Umständen, ohne die sie nicht entstanden seyn möchte, nur Eine; und hat in der Disciplin keine weitere Folgen gehabt, und das, ungeachtet Leipzig ohne Garnison ist, die sonst, wenn sie nur nicht selbst verhaßt ist, am meisten Respect einzuprägen pflegt. Eine Zahl von 1000 Studirenden, auch wol von 2000, muß also wol der Disciplin an und für sich nicht nachtheilig seyn. - - Was die Folge seyn würde, wenn eine Universität viertausend, fünftausend, oder noch mehr Studenten hätte? ob es da auch so leicht

seyn

seyn würde, Ordnung zu erhalten? darüber wollen wir uns vors erste den Kopf nicht zerbrechen, bis einmahl Gefahr ist, daß eine so stark anwachsen möchte.

§. 109.

Einen sehr grossen Vortheil giebt es der Universität, wenn ihre meisten Lernenden auf Schulen wohl zubereitet sind, also, weil doch die Landeskinder gemeiniglich einen grossen Theil ausmachen, wenn die Schulen im Lande wohl eingerichtet sind. Wären die sämmtlichen Studenten zu sehr auf Schulen versäumet, so müßte die Universität nothwendig mit der Zeit zur Lateinischen Schule heruntersinken: wäre der grössere Theil, oder doch die Hälfte versäumt, so muß der Professor sich, zum Nachtheil und mit Zeitverlust der besser zubereiteten, in manchen Stücken zu den schwächeren herunterlassen. Vor einem Auditorio hingegen, bey dessen grössesten Theil er den nöthigen Schul-Unterricht zum voraus setzen kann, läßt sich mit wenigern Worten und in kürzerer Zeit viel mehr sagen, und ein Collegium, wie es sich für eine gute Universität schicket, lesen. Auch mit dem Disputiren will es gemeiniglich auf der Universität nicht recht fort, wenn die Landesschulen zu schlecht bestellet sind, weil

zu wenige Latein anders als stammern oder ablesen können: und es giebt wirklich Universitäten, auf denen man das öffentliche Disputiren lieber abstellen, oder doch zur Ehre der berühmten hohen Schule verordnen möchte, daß kein Fremder, kein Durchreisender, kein auf andern Universitäten gewesener, in die Disputationen kommen dürfte. Doch vom Disputiren will ich noch in einem andern Abschnitt reden, insonderheit von den Ursachen der unerwarteten Erscheinung, daß es auf einigen sonst vorzüglichen Universitäten so überaus schlecht ist.

Wenn aber auch die Universität, als Universität betrachtet, durch die schlechten Schulen des Landes nicht litte, weil sie etwan so viel auf besseren Schulen erzogene Ausländer hat, daß sich die Docenten nach diesen richten können, falls sie wollen; so wird sie doch dem Lande, das sie erhält, nicht so nützlich, als sie ihm hätte werden können, wenn es ihr besser zubereitete Lernende zuschickte. Die gar zu schlechten werden wirklich auf ihr versäumet, weil zu viel bessere da sind. Dis trift sonderlich bey Theologen und Medicinern zu: denn der Juriste kann, wenn er blos practisch seyn will, noch ehe zurechte kommen, ohne die Schulstudia in einer Vollkommenheit mitzubringen, des Griechischen kann er ohnehin ganz entbehren, wenn er nicht zum Ver-

gnügen und Cultur seiner selbst, sondern nur, um ein Amt verwalten zu können, studirt. Allein dieser Mangel der Schulstudien ist schon dem Mediciner, in noch höherem Grad dem Theologen, und im höchsten demjenigen, den der Eigensinn des Glücks selbst einmahl wieder auf die Schule werfen will; nachtheilig.

Ich erinnere mich hier eines Problems, das mir schon vor drittehalb Jahren durch Vermittelung meines Herrn Verlegers zur Beantwortung vorgeleget ist. Ein Gelehrter, der selbst die Avantüre hatte, für den Verfasser des Raisonnements gehalten zu werden, und dem dis Problem auf einer Reise vorgeleget war, versprach, es durch den Verleger an die Person zu bringen, deren Antwort der Fragende verlangte: doch es ist besser, ich setze den Brief, nur mit Auslassung der Nahmen und Neben-Umstände, aus denen der Ort errathen werden könnte, hieher.

„ Ewre HochEdl. erlauben, daß ich Ihnen eine
„ Mühe verursache, da ich gern durch Ihre Vermit-
„ telung etwas an den Verfasser des Raisonnements
„ über die prot. Univers. ausrichten wollte. Als
„ ich vor ein paar Monathen nach . . . . . reise-
„ te, hatte ich die Ehre, dem Herrn . . . . . ,
„ einem sehr Einsichts-vollen Manne, aufzuwarten.

„ Er

„ Er hielt mich durchaus, ich weiß nicht weswegen,
„ für den Verfasser des Raisonnements, und äusser-
„ te: Eine Frage möchte er nur noch von dem Ver-
„ fasser beantwortet sehen, über die er und andere
„ zu . . . . ., sonderlich . . . . . ., so oft nach-
„ gedacht hätten. Von der vorzüglichen Uni-
„ versität, die das Land habe, verspüre man zwar
„ den Nutzen an den Landeskindern, die Jura stu-
„ dirten, deren so manche im Examine ausnehmend
„ beständen, aber eben der Nutze wolle sich bey den
„ Theologen nicht zeigen, (Ewr. HochEdl. müssen
„ hierbey wissen, daß Herr . . . . . auch mit in
„ dem Consistorio sitzt, und dabey von der Theolo-
„ gie eine bey Politicis ungewöhnliche Kenntniß,
„ und einen sehr feinen Geschmack hat:) sie könnten
„ gemeiniglich nicht predigen, wenn sie von Univer-
„ sitäten kämen, und misfielen bey Machung des
„ Versuchs, auch beständen sie im Examine so
„ schlecht, so wol in Dogmatik, als in Sprachen,
„ daß man die Ursache gar nicht begreifen könne.
„ Denn es scheine doch, daß das theologische Fach
„ gut besetzt sey: (eine Sache, darin ich dem
„ Herrn . . . . deſto mehr Beyfall gab, weil Aus-
„ wärtige, die auf dieser Universität studirt haben,
„ recht vorzüglich gerathen, und zum Theil als be-
„ liebte Prediger, zum Theil als Gelehrte, bekannt

„ sind,

„ sind, ...) der Verfasser des Raison=
„ nements habe von den Vortheilen geredet, die
„ eine einheimische Universität dem Lande bringe:
„ er hätte gewünscht, daß er auch hieran gedacht
„ hätte, oder noch denken möchte. Ich versicherte
„ ihm, mit wie grossem Recht? das kann niemand
„ besser wissen, als Ewre HochEdlen Selbst, daß
„ ich der Verfasser des Buchs nicht sey, zu dem ich
„ mich sonst gegen ihn so vortheilhaft als Vater
„ hätte bekennen können: sagte aber, es sollte mir
„ gar nicht schwer fallen, durch den Verleger Seine
„ Frage an den Auctor zu bringen, denn ob ich gleich
„ auch den Herrn Verleger nicht kennete, so würde
„ doch derjenige Buchführer, der meine Kleinigkei=
„ ten verlegt, meinen Brief auf der Leipziger Messe
„ derjenigen Handlung einliefern können, von der
„ er das Raisonnement bekäme. Ich bediene mich
„ dieser Freyheit, und bitte, Dero Herrn Auctor
„ meine Geschichte, und das Problem des
„ Herrn . . . . . bekannt zu machen. . . . . . .
„ Ich bin von seiner Discretion versichert, daß er
„ keinen unangenehmen Gebrauch davon machen,
„ dem Publico nicht Nahmen nennen, alles, was
„ den Ort verriethe, in der Beantwortung weglassen,
„ und nur überhaupt, mich seiner eigenen Redens=
„ art zu bedienen, uns sagen wolle, wie ein solches
„ Phä=

„ Phänomen zu erklären sey, wenn allenfalls die
„ Universität im Mond läge. . . . . “

So weit der Brief. Ich habe in der That die Ehre, den Herrn . . . . . . auf dessen Veranlassung er geschrieben ist, schon seit vielen Jahren zu kennen; er wird mich auch kennen, so bald ich meinen Nahmen auf dem Titelblatt des letzten Theils, (das ist nunmehr der vierte, weil ich nicht alles in den dritten bringen kann) setze: ich habe auch von dem Consistorio, von dem er redet, die Meinung, daß darin mit Einsicht und Güte examinirt werde, und glaube, wenn die Candidaten so schlecht bestehen, so liege die Schuld an den Candidaten, und nicht, wie ich bey einer andern Gelegenheit sagte, an den Examinanten. In der That wäre es mir auch, da ich die Universität gesehen habe, wunderbar, wenn die Landeskinder, bey der Art zu studiren, die sie haben, besser beständen. Doch liegt die Schuld nicht eigentlich an ihrem Willen; sondern an den im ganzen Lande überaus schlechten, oder, wenn man etwan Eine bis zwey Ausnahmen machen soll, kaum mittelmässigen Schulen. Ich nenne sie so, vergleichungsweise, nicht gegen die alten Zeiten der Dunkelheit, sondern gegen die meisten Theile Deutschlandes, wie sie jetzund sind, aus denen ich blos das Preussische und Chursächsische zum Bey-

spiel

spiel guter Schulen anführen will, um nicht durch Erzählung mehrerer Länder die kenntlich zu machen, in denen der Mangel ist. - - Die Landeskinder gehen also grossentheils schlecht zubereitet, und nicht fähig, die Universität zu nutzen, auf eben die Universität, auf der Auswärtige so viel profitiren. - - Dieser Mangel der Schulen hat nun bey den Theologen einen ganz andern Einfluß, als bey den Juristen. Denn nicht zu erwähnen, daß unter den Jura studirenden sich sehr viel Vornehme finden, die niemahls auf den schlechten Schulen gewesen sind, sondern für sehr viel Geld und Hoffnung künftiger Beförderung ausgesuchte Haus-Information genossen haben, die freilich schlechter ist als gute, aber doch besser als schlechte Schulen: so kommt bey einem auch nur zur Landprediger-stelle brauchbaren Studioso Theologiä viel mehr auf Schulstudia an, als bey einem practischen und brauchbaren Juristen. Das Griechische ist dem Theologen schlechterdings nothwendig, und bringet er das gar nicht, oder zu wenig davon auf die Universität mit, so kann er in den wichtigsten Collegiis nicht den rechten Nutzen haben, und muß allenfalls, wenn er noch weise ist, die Zeit erst darauf wenden, zu lernen, was er auf Schulen gelernt haben sollte: ist er aber nicht so weise, so schreibt er sich

Colle-

Collegia über das Neue Testament nach, von denen er vor vieler Beschäftigung der Hand und aus Unkunde der Sprache nichts fassen kann. Das Hebräische muß alsdenn ohnehin liegen bleiben, oder so späte angefangen werden, daß, sonderlich bey eben solcher Methode, es ein Wunder wäre, wenn es nicht ganz vergeblich gelernt würde. - - Der Juriste hingegen kann im Examine vortreflich bestehen, und auch wirklich zu einer Bedienung im hohen Grad brauchbar seyn, ohne ein Wort Griechisch zu verstehen, ob ich ihm gleich als Menschen, der nicht blos seines Amts warten, sondern auch seine Kenntnisse erweitern und sich nützlich amusiren will, recht sehr gönnete, diese Sprache auf Schulen, und zwar das in ziemlicher Vollkommenheit, gelernt zu haben. - - Selbst die Mängel des Lateinischen sind dem Theologen nachtheiliger, als dem Juristen, und das ungeachtet des Lateinischen Corporis juris. Er hat überall diejenigen ersten philologischen und grammaticalischen Kenntnissen nöthig, die wir nach unserer Einrichtung der Schulen bey dem Lateinischen, und bey Lesung der classischen Schriftsteller bekommen sollen: diese werden in Collegiis zum voraus gesetzt, oder nur kurz berühret, hat er sie nun nicht, so versteht er entweder die Collegia nicht, oder er thut noch das

schlim-

schlimmere, und merkt sich das ihm neue als etwas recht rares auf, wodurch wiederum das auf einigen Universitäten so eingerissene, und allen Nutzen des Unterrichts hindernde, unendliche Nachschreiben entstehet. Er bedenkt noch wol dabey, daß er etliche Jahre hindurch sein Brodt als Informator erwerben soll, er lernt nun auf der Universität etwas Latein nach; die Zeit, die er darauf wendet, kann er nicht auf die Collegia wenden, aus denen er künftig im Consistorio examinirt werden soll; und noch schlimmer, wenn er beides thut, und sich mit Collegiis überhäuft. Er soll künftig reden: auch hierzu war ihm eine Fertigkeit sich ordentlich und deutlich auszudrücken nöthig, wozu in der Schule der Grund geleget wird. Freilich ist hier der Schul-Unterricht gemeiniglich zu affectirt, und gehet mehr auf das Lateinische als auf das Deutsche, aber wer doch vorher, ehe er auf Universitäten kam, nie etwas hat ordentlich zusammensetzen lernen, der ist noch schlechter daran. Von der Universalhistorie, ohne die man aus Mangel des Leitfadens in der Kirchenhistorie schwerlich zurechte kommen kann, will ich nicht einmahl sagen. Die Theologie, selbst die des Landpredigers, der im Stande seyn will, sein Amt zu thun, den gemeinsten ärmsten Mann, der Gewissens- oder Glaubens-

zweifel hat, aus der Bibel zurechte zu weisen, andächtigen Verführern, die sich gern des gewissenhaften Theils der Gemeinen bemächtigen, zur Antwort zu kommen, und ihrem Betrug oder Schwärmerey zu steuren, also wirklich Seelsorger zu seyn, oder dem Amtmann und dem Adlichen seinen Zweifel gegen die Wahrheit der Religion zu benehmen, und ihm zu sagen, worauf sie gegründet ist: kann ohne gewisse Schulstudia nicht seyn, weil sie aus einem alten, in zwey todten Sprachen geschriebenen Buche, als aus der einzigen Erkenntnißquelle genommen werden muß, und in ihr gar keine Verjährung, kein Herkommen, kein Usus modernus, sondern blos der wahre grammaticalische Wortverstand des alten Buchs, und Philosophie, gilt. Wer nun diese Schulstudia nicht mitbringt, vielleicht nicht so viel, als auf einem eigentlichen Gymnasio erfodert würde, um ihn anzunehmen, wie soll der, ohne die Universitäts-Jahre erst von neuem zu Schuljahren zu machen, auf ihr brauchbar werden? - - Hart, wird man sagen, sind die Foderungen! daß doch der arme Theologus so viel lernen muß! Aber wollte man von ihnen nachlassen, selbst nur in Absicht auf den Landgeistlichen, und blos mit einer Fertigkeit über ein Evangelium zu reden, und zu ermahnen, zu-

frieden

frieden seyn, so wäre es besser, daß man gar unstudirte Prediger nähme, etwan Handwerkspurschen von gutem Herzen, die den Catechismus verstünden; sie würden sich mehr zu gemeinen Leuten herablassen können, und unter zehntausend Handwerkspurschen würden vermuthlich von Natur mehr Redner seyn, als unter tausend Halbstudirten. Nur dem Gewissenhaften in der Gemeine, der Unterricht verlanget, und jedem, der nicht einen Ermahner von geläufiger Sprache, sondern einen Lehrer und eigentlich sogenannten Seelsorger verlangt, würde schlecht damit gedienet seyn.

Zu dem den Theologen am meisten nachtheiligen Mangel guter Schulen jenes Landes kommt noch auf eben der Universität ein doppelter ihnen, und zwar den Fleissigsten unter ihnen, eigenthümlicher Fehler, der wiederum so ziemlich bey den Landeskindern stehen bleibt, ohne die Ausländer völlig in gleicher Maasse anzugreifen. Sie sind beide schon beyläufig genannt, weil sie grossentheils in der unzulänglichen Zubereitung auf Schulen ihren Grund haben, wiewohl auch noch andere Ursachen von ihnen vorhanden sind.

Einmahl haben die Theologen auf der, und noch auf manchen andern Universitäten, einen so grossen Trieb, in Collegiis nachzuschreiben, daß darüber

der ganze Vortheil eines mündlichen Vortrages, also der Zweck, weswegen man eine Universität mit vielen Kosten besucht verlohren gehet. Kaum die Hälfte des gesagten kann gehöret werden, wenn einer blos als Nachschreiber ein Collegium besucht, und wol eben das, was im unangesehenen und ungelesenen Handbuch mit viel besseren Worten stand, sich mit selbst gewählten schlechteren aufzeichnet: denken kann er gar nicht, und doch hat in theologischen Disciplinen, Dogmatik so wol als Moral, bey denen nichts auf die Auctorität des Lehrers, sondern alles auf Beweise ankommt, das Gedächtniß wenig, und der Verstand alles zu thun. Wäre das blose Schreiben zum Gelehrt-werden genug, so müßten die Mönche der mittleren Zeit zum Theil sehr gelehrte Leute geworden seyn, die in den Klöstern Bücher, auch die besten classischen Auctores, zum Verkauf abschrieben. Geschiehet dis übermässige Nachschreiben gar in philologischen Collegiis, so ist es unmöglich, daß der unglückliche Fleissige etwas von der Sprache lernt, weil er nicht Zeit hat, in seinem Buche nachzulesen, wenn explicirt wird. Es ist möglich, daß er bey dem grössesten dreyjährigen Eifer seiner Finger doch nicht eine einzige Periode expliciren lernt, und höchstens nur vom Nachschreiben einige verschie-

schiedene Auslegungen im Gedächtniß behält, ohne zu wissen, welche nach seines Lehrers Meinung, (denn er selbst hat gar keine Meinung) die beste war. Ich möchte wissen, ob man nicht gerade das, was ich hier blos der Natur der Sache nach vermuthe, da ich etlichemahl das eifrige Nachschreiben mit Verwunderung und Mitleid angesehen habe, in Consistoriis beym Examine so findet. Der Candidat thäte alsdenn wohl; zu bitten, man möge seinen Coffre hochgeneigt herein holen lassen, in dem stände alles, wornach gefraget würde. - - Von diesem, den ganzen Aufenthalt auf der Universität unnütz machenden Fehler sind die Juristen, sonderlich die Bemittelten, die Hausinformatores gehabt haben, bey denen sie nicht zum Nachschreiben gewöhnt wurden, meistentheils frey: sie bedienen sich mehr des Handbuchs, über das gelesen wird, und wollen es wirklich erklären hören, eine Anmerkung, die nicht im Handbuch stehet, etwas, das der Professor dictirt, zeichnen sie sich bey, sonst aber siehet man im juristischen Auditorio nicht so viel beschäftigte Federn, die den ganzen Discours nachzuschreiben suchten, einige wenige, sonderlich solche, die das Collegium verkaufen wollen, ausgenommen. Verlangt etwan der Bemittelte den ganzen Discours, so läßt er ihn sich vor Geld nach-

schreiben, und ist glücklicher Weise zu commode, sich durch eigenes Nachschreiben die nie wiederkommende Zeit des mündlichen Unterrichts zu verderben. - - - Ist es nun zu verwundern, wenn der mittelmässig fleissige Juriste, vielleicht sonderlich der Vornehme, der gewiß den Discours nicht nachschrieb, gut im Examine bestehet, und der seiner Art nach fleissige Theologe, schlecht, da der letzte so gut als gar nicht auf der Universität gewesen ist?

Will ein Consistorium besser bestehende Candidaten haben, so muß es diesem Fehler vorzubeugen suchen. Wie? das kann ich hier nicht sagen, denn es kommt viel auf die besondern Umstände des Landes an. Professores sollten auch das Ihrige thun, und ihren Zuhörern den Schaden des unrecht angewandten Fleisses begreiflich zu machen suchen: allein wenn einmahl das Nachschreiben unter einer Landsmannschaft Mode ist, so läßt sich der Zuhörer von Sammlung eines Schatzes auf sein ganzes künftiges Leben nicht abhalten. Häufig mag auch wol das Vorurtheil von Schulen mit auf die Universität gebracht werden, weil man gewahr wird, daß es nicht bey allen Landsmannschaften gleich ist.

Zum andern überhäufen sich fleissige Studiosi Theologiä, sonderlich die Armen, auf eben der Universität, von der gefragt wird, zu sehr mit Collegiis, als daß sie ein einziges von ihnen nutzen könnten. Sie können nur kurze Zeit auf der Universität bleiben, und wollen in zwey oder drittehalb Jahren hören, wozu 3 oder 4 Jahre erfodert würden: sie wissen, daß sie nicht sogleich befördert werden, sondern durch Informiren ihr Brodt erwerben, auch ihr Glück machen müssen, und nun soll auf der Universität nachgeholt werden, was auf der Schule versäumt war: überhaupt ist hierin das Schicksal des Theologen hart, daß er sich noch ausser seinem eigentlichen Zweck zum Informator im Lateinischen, und wer weiß worin sonst, zubereiten muß, und wenn daraus keine Ueberhäufung entstehen soll, so müßte er länger als andere auf Universitäten bleiben: sie stehen zugleich in den Gedanken, es sey zu ihrer Beförderung nöthig oder doch nützlich, bey allen Professoren ihrer Facultät Collegia gehört zu haben, und da ein Theologe leicht die Hälfte seiner Collegien bey Professoren aus der philosophischen Facultät zu hören hat, so vermehrt dis die Ueberhäufung, welche immer grösser wird, je mehr sie Vorschriften haben, oder sich doch zu haben einbilden, Collegia zu hören;

 denn

denn zu diesen vorgeschriebenen kommen nun noch die, die sie aus eigenem Triebe wählen: Werbungen derer, die es nöthig finden, kommen immer noch dazu, und sind gemeiniglich desto wirksamer, je weniger Kenntnisse einer von Schulen mitgebracht hat.

Hier liesse sich nun freilich viel auf die Frage sagen, wie es angefangen werden soll, daß eine Landes-Universität bey den Theologen eben den Nutzen schaffe, den man bey den Juristen wahrnimmt: nur ist es nicht so leicht, es in Uebung zu bringen. Z. E. sie sollen lange genug auf Universitäten bleiben: nur, wer giebt ihnen das Geld?-- Wohl! so sollen sie eigene Mittel haben! Ganz gern hätten sie auch die; nur müssen noch erst die Beförderungen geschwinder werden, ehe genug bemittelte in eben dem Lande gereitzt werden, Theologie zu studiren; denn weil die Schulen schlecht sind, so suchen die Vornehmsten zu Informatoren fast immer Ausländer, und die dringen auch in der Beförderung zu den guten Aemtern den Landeskindern vor: - - sie sollten nicht schlechterdings genöthiget seyn, sich zu Informatoren, also in der That zu zwey Aemtern zugleich, dem geistlichen, und dem Schulamt, zuzubereiten: nur, wovon sollen sie leben, bis sie zum Predigtamt befördert wer-

werden? Vielleicht wäre es gut, die wohlbestehenden gleich zu befördern, und die schlechten gerade noch einmahl zur Universität zurück zu weisen? - - es soll von ihnen nie gefodert werden, bey allen Professoren, oder auch nur bey diesem und jenem, Collegia gehört zu haben, man soll nicht fragen, bey wem sie gehört, und von wem sie Testimonia (die ohnehin nicht viel werth sind) haben, sondern blos, was sie gelernt haben; fällt Eine Ursache der Ueberhäufung mit Collegiis weg: dis allein stände etwan im Vermögen eines Consistorii: - - sie sollen vom allzuvielen Nachschreiben abgewöhnt werden! Aber wie soll man das anfangen? Erinnerungen der Professoren helfen gegen Vorurtheile und Gewohnheit nicht genug: die Professores sind auch nicht alle einerley Meinung, sondern mancher freuet sich, wenn alle seine Worte aufgelesen werden. Baumgarten, ein sehr gelehrter Mann, selbst der berühmte Baumgarten, zog durch seinen dem Dictiren ähnlichen Vortrag solche, wie er, zu. Vielleicht wäre auch hier das kräftigste Gegenmittel, solche fleissige Untüchtigen ein paarmahl im Examine abzuweisen, und sie zu bedeuten, noch ein Jahr auf die Universität zu gehen, und zu hören. Hätte man ihre nachgeschriebenen Collegia mit im Examine, so könnte man es

noch mit mehrerer Zuverlässigkeit thun: ja vielleicht könnte man alsdenn schon vor dem Examine eine vorläufige Aestimation anstellen; so viel das Geschriebene über ein gewisses Mittelgewicht beträgt, ist etwan der Kopf leichter.

Doch das schwerste ist immer, die Mängel der Schulen zu heben. Dis gehet oft über das Vermögen des Consistorii und des Fürsten selbst, wenn keine despotische Macht (ein Nahme, bey dem mir bange wird, selbst bey dem löblichsten Gebrauch von ihr) im Lande ist. Die Schulen hängen gemeiniglich nicht vom Consistorio, sondern von den Magistraten der Städte ab, und oft stehet es auch nicht in deren Vermögen, sie zu bessern, wenn zu wenig Geld vorhanden, oder wegen Mittelmässigkeit der Städte die Frequenz zu klein ist. Etwas kann vielleicht der Landesherr thun, eine einzige gute Schule, nach den in andern Provinzen gewöhnlichen und brauchbar befundenen Modellen, anlegen: wenn doch nur Herr Professor Schlözer, und Herr Professor Basedow, die über Schulsachen streiten, sich in dem einen Punkt, in dem sie gewiß einig sind, vereinigten, den Mäcenaten kräftiger, als ich die Gabe habe, zuzurufen: Denkt nicht blos an Universitäten, sondern sucht Ehre in Verbesserung oder Gründung guter

Schu-

Schulen; sonst führt ihr ein Gebäude ohne Grund auf, und wenn ihr am besten reussirt, so arbeitet ihr für Ausländer, die gute Schulen haben, und nur wenig für das Land, dessen Mäcenaten ihr seyd. Das wäre etwan der Satz, über den beide ganz einmüthig schreiben könnten: mein Ausdruck hat die Energie nicht dazu, es recht zu thun.

§. 110.

Was den äussern Glücksstand der Studirenden anlanget, so ist bey denen von mittelmässigem Vermögen nie eine Gefahr für die Universität, also immer zu wünschen, daß ihrer die meisten seyn, und sie den Stamm der Universität ausmachen mögen.

Vermehrt sich die Anzahl der Reichen über die Maasse, so ist dis freilich für die Einwohner des Ortes jetzt vortheilhaft, allein durch Vermehrung des Luxus, den vielleicht andere nachahmen müssen, wird die Universität theuer, und der Arme nebst dem Mittelmässigen abgeschreckt. Für diesen Verlust wäre die grössere Anzahl der Reichen noch kein Aequivalent, denn sie ist nicht von langer Dauer: auf einer blos aus Reichen und Vornehmen bestehenden Universität wird bald der

Fleiß

Fleiß abnehmen, weil zu viele unter ihnen nicht nöthig finden, viel zu lernen, und ohnehin schon der Beförderung gewiß sind; alsdenn wird die Universität verblühen, und selbst die Reichen von dem Ruhm einer andern fleissigern und gelehrteren Universität angelocket werden. Auch ist immer bey weitem die grössere Anzahl der in Deutschland Studirenden nur von den mittelmässig begüterten, daher eine Universität, von der sie sich weggewöhnen, bald aufhören wird, zahlreich zu seyn. Für die eigentlich Armen bringen zwar die Reichen auch das Gegenmittel der Theurung mit sich, da sie ihnen für Privat-Unterricht, selbst im Lateinischen, und Repetition der Collegien, etwas zu verdienen geben: allein dis ist nicht für die Mittelmässigen, die sich schon gemeiniglich zu gut schätzen, für Geld Handlanger der Reichen zu werden, und sich alles damit verknüpfte gefallen zu lassen. - - Wäre eine Universität sehr zahlreich, etwan so, wie wir einige im Anfang dieses Seculi hatten, über 2000, so macht eine noch so grosse Anzahl der Reichen den Ort nicht theuer, denn weil man sich einander nicht kennet, richtet sich niemand nach des andern Luxu, und jeder kann, recht wie in der grossen Stadt, leben, wie er will.

Arme, die weiter nichts als das Unglück haben, arm zu seyn, und diese in gemässigter Anzahl, können einer einzelnen Universität nie bedenklich seyn: allein eine überwiegende Anzahl Armer, die zugleich von niedrigem Herkommen sind, macht die Disciplin sehr schwer, die bey dem Mittelstande und Reichen, wenn anders der Hof und die Professoren es ernstlich wollen, und nicht selbst am Verfall der Disciplin schuld sind, leicht zu erhalten ist. Der grössere Theil derer, die von niedrigem Stande sind, hat eine schlechte Erziehung gehabt: er hat nicht die Empfindlichkeit gegen Strafen, wegen welcher bey Vornehmen geringe Strafen viel wirken; (oft ein Consilium abeundi, oder gar die auf einigen Universitäten gewöhnliche Unterschrift des Consilii abeundi auf den Fall eines neuen Verbrechens, mehr, als bey jenen die öffentlichste mit allen academischen Schimpfwörtern angefüllete und gedruckt ins Vaterland geschickte Relegation:) und daher findet man, daß auf den Universitäten, nach denen sich die Armen vorzüglich wenden, harte Strafen gebraucht werden müssen, und doch nicht viel ausrichten. -- Ist der Arme einmahl lasterhaft und böse, so ist er viel gefährlicher, als der begüterte Lasterhafte: er wird gern der Verführer, eben um sich als Verführer zu nähren, wenn er nehmlich so viel äusseres

seres in der Person hat, daß er den Ton geben kann, vor allen Dingen aber das Fechten in Vollkommenheit verstehet, (denn ohne dis würde er als Verführer nicht lange fortkommen, und zu wenig Respect finden,) oder er läßt sich bey Unruhen von Reichen bezahlen, das zu thun, was sie selbst nicht thun wollen. Sonderlich auf einigen catholischen Universitäten soll dis letzte gebräuchlich seyn: wenigstens habe ich gehört, daß reichere Catholiquen, die auf protestantischen Universitäten studirten, hier einen Unterscheid anmerkten. Doch auch der Augspurgischen Confession zugethane verstehen bisweilen etwas von diesem Kunststück. Ehedem, als Jena und Halle noch sehr stark waren, sind bey den Tumulten die Aermsten oft vorzüglich interessirt gewesen, in Halle sonderlich solche, die den Armen-Tisch auf dem Waysenhause, an welchem alle Jahr nur Einmahl Fleisch gegessen wird, genossen: und selbst aus den Relegationspatenten, von denen eine Sammlung ein recht curieuses Stück für die Historie Literaria ist, siehet man den Antheil, den gerade die allerärmsten an Tumulten, oder Stiftung anderer gefährlichen Händel gehabt haben. Der Reiche ist von Natur nicht besser als der Arme, und sein Gemüth kann eben so lasterhaft, eben so heimtückisch und scha-

den-

denfroh seyn: allein er hat zu viel zu verlieren, als daß er hingehen könnte, wohin er wollte; und selbst sein Vermögen, seine Ehre, seine Hoffnungen, sind dem Publico für die Mittelmässigkeit seiner Vergehen Bürge: der Arme hingegen von niedrigem Herkommen, trägt alles das Seinige recht philosophisch bey sich, selbst seine Hoffnungen, und sein Vaterland, sind da, wo er sich hinwendet. Hat er Lust, das schlimmste zu thun, so halten ihn jene Betrachtungen nicht davon zurück. Dis alles soll der tugendhafte Arme nie entgelten: allein der lasterhafte ist der Universität sehr gefährlich, und sie muß ihn um ihrer eigenen Sicherheit willen früh genug zu entfernen suchen, wenn sie den an Gemüthe ihm gleichen Bemittelten, eben deshalb weil seine Güter und Hoffnungen Geissel für ihn sind, noch duldet. Unter einer sehr grossen Menge von Armen werden immer etliche dieser höchstgefährlichen seyn, andere aber auch aus Mangel der Erziehung thun, was der von besseren Herkommen nicht leicht thut: und eben darum ist es auf Universitäten, auf denen sehr viel Arme sind, immer so schwer gewesen, die Disciplin zu erhalten, wenn auch die Professores allen möglichen Eifer bewiesen haben.

Auch in die Art des Studirens kann die allzugrosse Anzahl der Armen einen nachtheiligen Einfluß haben: ich nenne sie aber allzugroß, wenn der Armen so viele sind, daß sie den Ton geben, und von ihnen die Ehre des Applausus abhänget.

Unter ihnen sind freilich einige wenige recht ausgesuchte, die eben deswegen, weil sie ihre Hoffnung auf nichts als auf vorzügliche Geschicklichkeit setzen können, und durch Information oder andere Arbeit selbst zugelernt haben, den allerbesten Ton geben würden: aber der ausgesucht guten sind in Allen Ständen immer nur die wenigsten. Der grössere Haufe der Armen hingegen wollte gern so bald mit dem Studiren fertig werden, als nur möglich ist, und eilet, wer kann sich darüber wundern? von dem kostbaren Aufenthalt auf der Universität nach Hause. Giebt er nun den Ton, so wird er die, nicht blos den Wissenschaften, sondern auch der bürgerlichen Brauchbarkeit der Studirenden, nachtheilige Gewohnheit einführen, blos die Brodtcollegia zu hören, und auch solche, die die Mittel hätten, länger auf Universitäten zu bleiben, werden sich gewöhnen, mit ihnen allein zufrieden zu seyn. Die Collegia, die der Wißbegierige in manchem reichern Lectionscatalogo mit so vielem Vergnügen lieset, werden nun selten, oder gar nicht,

nicht, zu Stande kommen, es wäre denn wie Privatissima, und das heißt eben so viel als, sehr theuer. Die Erfahrung stimmet hiermit überein: allein ich mag nicht gern einzelne Universitäten nennen, wenn von Fehlern die Rede ist. Auch wird der grosse Haufe der Armen, der aus Mangel der Vorbereitung mit wenigen Kenntnissen auf die Universität kommt, den Applausum sehr unglücklich vergeben, wenn dis von ihm abhängt: wol nicht nach den gelehrten Verdiensten der Docenten, sondern nach der Hoffnung, Beneficia durch sie zu erlangen, oder nach der Unentgeldlichkeit der Collegien, (das heißt aber alsdenn nicht einmahl, daß die Professores sie Armen auf ihre Bitte frey geben, denn zu bitten wird auf solchen Universitäten mancher zu stolz, sondern daß sie sie aus Selbst-Erkenntniß gar nicht von dem bezahlt verlangen, der es nicht von freyen Stücken thut, und es sich schon für viel Ehre schätzen, ihn zum Zuhörer zu haben,) oder nach ihrer Gabe, freundlich und zutraulich mit dem Armen zu thun. Hiernach fragt der Reichere nicht so viel, daß er sich durch diese Confidence einnehmen lassen sollte, Collegia bey jemanden zu hören, und eher macht sie ihm, wenn er schon etwas die Welt kennet, ein Mistrauen: allein dem vom niedrigsten Herkommen ist es neu

und schmeichelhaft, wenn ein Professor so corda mit ihm ist, viel Stunden mit ihm familiär zubringet, ihm allerley Geheimnisse ins Ohr saget, und wol gar, wie man es auf Universitäten nennet, etwas fidel wird. Durch diese selten von Herzen gehende Art des Umganges gewinnet auch der ungeschickte Lehrer das Vertrauen des grossen Haufens der Armen sicherer, als der Gelehrte durch die wahre Treue, mit der er seine Zeit anwendet, zu studiren und gut zu lesen: denn sollte es nicht den in seiner Vaterstadt für nichts geachteten innigst rühren, den Mann, gegen den sein Bürgermeister oder Amtmann ihm so klein ist, zum vertrauten Freunde zu haben. Den Gil Blas hat er wol nicht gelesen, und weiß nicht, was der gleich bey der ersten Ausflucht für eine Avantüre hatte. Sind nun der Armen, die sich durch solche Künste in die Collegia ziehen lassen, so viele, daß nach und nach das Publicum glaubt, das müsse doch wol der grosse Mann seyn, über dessen Schwelle täglich so viel Füsse gehen, so wird sein Applausus auf der Universität allgemein, so wenig er es verdienen mochte.

Von dem sectirischen Hang, den die Universitäten, auf welchen die Armen den grössesten Haufen ausmachen, so leicht bekommen, will ich das nicht

wieder=

wiederholen, was ich im zweyten Theil gegen das Ende des 51sten Abschnitts gesagt habe. Ich redete dort nur von Sectirerey, so fern sie aus Geldabsichten oder Dankbarkeit der Armen entsteht. Allein wenn auch nichts von der Art einträte, so kann es doch nicht fehlen, daß nicht dem grossen Haufen der Armen, der sehr unzubereitet auf die Universität kommt, alles, was er nun hört, neu und wunderbar scheinen sollte: giebt sich nun der Lehrer, der gern blinde Anhänger haben wollte, das Ansehen, als sey das wirklich neu, was er nur mit neuen und dunklern Kunstwörtern sagt, oder ist er gar so einfältig, es selbst für neu zu halten, so entsteht bald aus Anstarrung des Unbekannten die sectirische Abgötterey, dis grosse Uebel der Universitäten. Sonderbar ist es doch, daß die einzige Universität, auf der am wenigsten Arme studiren, weil sie durch den Ruf der Theurung abgeschrecket werden, Göttingen, wenn man etwan die Theologie studirenden in dem ersten Decennio ausnimmt, frey von sectirischer Verehrung einzelner Lehrer gewesen ist. Einige haben mehr Beyfall gehabt, als die andern, auch vielleicht einige unverdienter Weise, aber nicht den blinden bewundernden Zulauf, der auf so manchen Universitäten gewöhnlich ist.

Alles dis zusammen genommen scheint es für eine einzelne Universität am vortheilhaftesten, wenn ihre grösseste Anzahl aus mittelmässig Begüterten bestehet, die eigentlich Reichen in der Anzahl die nächsten, und der Armen die wenigsten sind. Sollte der grössere Haufen der Armen sie fliehen, so verliert sie nichts dabey: diejenigen ausgesuchten Armen aber, die sie nicht durch Beneficien, sondern blos durch einen vorzüglichen Ruf der Gelegenheit, etwas zu lernen, an sich locket, werden ihr wichtig seyn. Arme von dieser Art werden, wie schon vorhin gesagt, den Reichen dadurch nützlich, daß sie ihnen nachhelfen, wenn sie vorhin bey allzugemächlicher oder vornehmer Erziehung versäumt waren: sie geben das Exempel des Fleisses, und helfen ihn einheimisch machen: sie sind auch so weit entfernt, gleich dem vorhin beschriebenen grossen Haufen der Armen, den Geschmack zu verderben, daß sie vielmehr am ersten den Geschmack an solider Gelehrsamkeit einführen werden: und wenn sie bey Anstrengung aller ihrer Kräfte auch vorzüglich gerathen, so bringen sie der Universität, die sie blos aus Liebe zu den Wissenschaften besuchten, auch desto mehr Ehre.

§. 111.

Das Studiren der Stadtkinder, nehmlich derer, deren Eltern nicht Professores, sondern Bürger sind, ist nicht die Sache, die eine Universität sehr encouragiren soll. Jedes Stadtkind hat hierin die Freyheit, zu thun, was es will, das versteht sich von selbst; allein die Universität hat sich über ihren Zulauf nicht zu freuen, oder ihnen, wie wol bisweilen verlanget worden ist, allerley besondere Wohlthaten vor fremden Studirenden zum voraus einzuräumen. Unter ihnen misrathen gemeiniglich mehrere, als unter den Fremden, weil sie von Kindheit auf die nicht ganz erbauliche Lebensart auf der Universität gesehen haben, und wol mehr durch die Vorstellung der sogenannten academischen Freyheit, als durch die Liebe zu den Wissenschaften, bewogen sind, zu studiren. Sie werden alsdenn Verführer der Fremden, und desto gefährlichere Verführer, je schwerer es wird, sie von der Universität zu entfernen: denn das bringt doch die natürliche Billigkeit mit sich, daß ein Stadtkind nicht ohne ein sehr grosses Verbrechen von dem Orte, an dem es Bürgerrechte hat, relegirt werden kann. Begehen sie das nicht so, daß man sie deutlich zu überführen im Stande ist,

(und davor pflegt sich ein der Universitäten kundiger Verführer mehr zu hüten, als der Verführte) so bleiben sie zehn und mehrere Jahre der Universität gefährlich, die der misrathene Fremde doch selten länger als drey oder vier Jahre beunruhiget.

§. 112.

Man pflegt jetzt auf einigen Universitäten die Studirenden halbjährig zu zählen, und ein Verzeichniß von ihnen zu machen, welches ihre Nahmen, Vaterland, Logis, und Studium enthält: vielleicht wäre es nicht übel, auch noch bey jedem anzumerken, wie lange er schon auf der Universität gewesen ist.

Daß dergleichen Verzeichniß dem academischen Magistrat, der doch billig alle seine jetzigen Bürger nach Nahmen und Wohnung kennen sollte, nützlich ist, habe ich nicht nöthig zu sagen. Der Curator kann daraus über die Zu- und Abnahme der Universität manche ihm wichtige Anmerkungen machen, auch insonderheit sehen, welche Facultät an Lernenden stärker oder schwächer ist, welche Landsmannschaften sich von der Universität weggewöhnen, und denn den Ursachen nachforschen. Auf die Art kann manchem, was der Universität mit

der Zeit schädlich werden würde, früh genug vorgebeuget werden. Ob zu wenig Zimmer für Studenten in der Stadt sind, (eine Klage, die oft unbillig geführet wird) oder ob der Stuben zu viel sind, und ihrer viele leer stehen, ob also ein neuer Anbau der Stadt nützlich und durch Prämien zu encouragiren, oder ob er schädlich ist, und der Bürgerschaft Capital so wol als Nutzung wegen des Leerstehens der Hälfte oder des dritten Theils der Zimmer verringert, wird er gleichfalls aus diesem Verzeichniß urtheilen können, wenn ihm die Zahl der zum Vermiethen bestimmten Zimmer beygefüget, und bemerket wird, wie viel ihrer besetzt und noch unbesetzt sind. Selbst des Auges der Landesherren ist dis Verzeichniß nicht unwürdig. Sie oder ihre Geheimten Raths-Stuben können daraus die Verhältniß des Geldvortheils, den ihre Universität dem Lande bringet, gegen die Unkosten, die sie darauf wenden, einigermassen berechnen; bey der einen willig gemacht werden, noch mehr an die Universität zu wenden, und wegen der andern überlegen, ob es etwan vortheilhafter wäre, sie eingehen zu lassen, wenn sie eben so wenig zur Aufnahme der Wissenschaften, als zur Bereicherung des Landes beytragen sollte. Wählen in einem Lande zu viele einerley Gattung von Studien, z. E.

mehrere, als man künftig befördern kann, hier die Theologie, oder dort das Jus, so machen diese Verzeichnisse dem Landesherren die Disproportion sichtbar, und es ist möglich, ohne allen Zwang und Einschränkung der natürlichen Freyheit, dem Fehler der Unterthanen einigermassen vorzubeugen. Wird von Zeit zu Zeit blos Nachrichts-weise bekannt gemacht, welche Gattung von Studien deshalb weniger Aussicht zu baldiger Beförderung giebt, weil sie von allzuvielen gewählet wird, so lassen sich doch gewiß einige Eltern, die ihre Söhne gern bald befördert haben möchten, belehren. Umgekehrt, legten sich auf einen Theil der Wissenschaften zu wenige Landeskinder, wenigere, als nach Proportion der Aemter, die besetzt werden sollen, erfoderlich sind; so kann untersucht werden, woher dis kommt? ob etwan bisher die Auswärtigen bey Beförderungen dieser Art den Landeskindern zu sehr vorgedrungen, und diese durch verminderte Hoffnung der Beförderung abgeschrecket sind? oder was sonst gerade in diesem Lande bey der und der Art der Studien unangenehmes ist?

Würden diese Verzeichnisse öffentlich bekannt gemacht, und das von mehreren Universitäten, so könnten sie einem Schriftsteller, der über die

Universitäten philosophiren will, zu mancher wichtigen Anmerkung helfen. Hätte man sie gar von allen Universitäten, so würde von der Proportion der Studirenden zu andern Ständen etwas genaueres gesagt, und untersucht werden können, ob der Studirenden noch zu viele, oder in einigen Ländern zu wenige sind, oder ob ihre Zahl sich dem richtigen Gleichgewicht gegen Grösse und Bedürfnissen der Länder genähert habe? Curieux könnte mancher Leser seyn, zu wissen, wie viel jetzt im ganzen protestantischen Deutschland studiren? In der That habe ich mir unter dem Schreiben mehr als Einmahl ein solches Verzeichniß von allen Universitäten gewünscht, aber auch dabey begriffen, daß der Wunsch ins Unmögliche fällt. Auf vielen Universitäten macht man gar keins, und auf den allzukleinen würde man wol nicht rathsam finden, es bekannt zu machen: auch auf den zahlreichern hält man es geheim, und ist, wenn viele Ausländer auf ihnen studiret, beynahe dazu genöthiget, damit sie nicht avocirt werden mögen. Den Nutzen hat man indessen doch von den auf Universitäten vorgenommenen Zählungen gehabt, daß man sich nicht mehr so viele Tausenden auf mancher einzelnen Universität vorstellet, und die Anzahl nicht mehr

 so

so patriotisch verdoppelt, als vor 40 oder 50 Jahren zu geschehen pflegte. Eine mittelmässige Schätzung von der Stärke einer Universität wird man aus der Mittelzahl der jährlich immatriculirten machen können, wenn man diese mit zwey oder drittehalb multiplicirt: doch leidet diese Aestimation auch ihre Ausnahmen.

Der

Der siebente Abschnitt,

von den Collegiis.

§. 113.

Die Eintheilung der Collegien in Publica, Privata, und Privatissima, ist bekannt genug: ich will aber doch, weil ich von allen dreyen besondern reden muß, vorher eine Beschreibung von ihnen geben, wie ich gefunden habe, daß man ihren Unterscheid bestimmet.

Publica sind, Collegia, die Professores blos von Pflicht wegen unentgeldlich lesen: zu ihnen hat eben deswegen, weil sie Publica heissen, ein jeder Student den freyen Zutrit; der ihm, so lange er keine Hinderung im Collegio macht, nicht gewehret werden kann. Thäte ein Privatdocent eben das, und läse ein Collegium umsonst, so heißt es doch in der Universitätssprache kein publicum: auf einigen Universitäten, wo die Privatdocenten entweder aus

Her-

Herkommen, oder um Auditores zu gewinnen, ein unentgeldliches Collegium halten, wird es nicht gelitten, daß sie in den Anschlag setzen, publice leget, sondern es muß heissen, gratis leget. Dis wäre ein Unterscheid in Redensarten: doch ist auch wirklich einer in der Sache, und ein Einfluß dieser zwey Gattungen unentgeldlicher Collegien in das Beste der Universität. Der Professor liest sein Publicum aus Pflicht, und wählt oft die Materie dazu, in der er sonst wenige Zuhörer finden würde; darüber hat, wenn er anders gut lieset, der Lehrbegierige Gelegenheit, etwas zu hören, das auf der Universität vermisset werden würde, wenn es keine Publica gäbe. Der Privatdocent liest es aus Eigennutz, um Zuhörer, die noch kein Zutrauen zu ihm haben, an sich zu gewöhnen, oder einem andern das für Geld gelesene Collegium zu verderben, und sich des Applausus zu bemächtigen; er wählt also gern ein Collegium, das viele hören müssen. Dis mag ihm vortheilhaft seyn; allein das Beste der Universität ist nicht dabey interessirt: denn wer den meisten Zulauf in Collegiis hat, das ist, wenn beide Docenten völlig gleich gut sind, der Universität einerley, und wäre der Privatdocent, der dis Mittel zur Erlangung des Beyfalls für nöthig erachtet, seiner Sache nicht ge-

wachsen,

wachsen, so ist es noch dazu für die Studenten ein Schade, durch die kleine Geldersparung verführt zu werden. Doch auf wenigen Universitäten sind die Privatdocenten so freygebig: man hat also nur selten die Freude, zwischen dem Decano und ihnen einen Streit über publice und gratis zu erleben. Der Unterscheid der Publicorum, daß sie im öffentlichen Auditorio gelesen werden, ist auf den meisten Universitäten durch lange Verjährung abgekommen, und auf den neuesten nicht eingeführt: wirklich zu den meisten Publicis möchte auch das öffentliche Auditorium etwas zu räumlich seyn. Der vorige König von Preussen wollte zwar, weil er vernahm, daß sich viele Professores ganz vom Publico dispensirten, diesen Unterscheid zu Halle wieder einführen, und das mit grosser Strenge: er gab die Auditoria dazu auf der Residenz, und das Holz zur Heitzung her, und Ludwig nannte von da an die Collegia publica im Lectionsverzeichniß, lectiones palatinas: allein so strenge es auch vom Könige, der sonst nicht viel Spaas verstand, befohlen war, und so allgemein es einige Zeit befolget ward, so bald unterblieb es doch wieder, und diente nur andern Landesherren zur Lehre, eine etwas gleichgültige, und dem Docenten beschwerliche Sache nicht zu befehlen, die Friedrich

Wil=

Wilhelm nicht durchtreiben konnte. Eben so verjährt, und in der That unbequem, ist es auch, jedem Professor eine gewisse Stunde zum Publico zu bestimmen, in der kein anderes Publicum eben der Facultät gelesen werden dürfe: den Studirenden hilft dis nichts, und den Professoren wird die Einschränkung zur Last.

Privata heissen, die für Bezahlung gelesen, und öffentlich angeschlagen werden. Diese sind die gewöhnlichsten, und auf ihrer Anzahl und Einrichtung beruhet das Beste und die Brauchbarkeit der Universität, denn ein Professor ist nur zu Einem Publico, das noch dazu wöchentlich nicht mehr als zwey oder drey Stunden gelesen wird, verbunden.

Privatissima nennet man, die ein einziger, oder ganz wenige Studenten blos für sich bey dem Professor bedingen, und zu denen andere Studenten, wenn sie auch bezahlen wollen, nicht das geringste Recht haben, und nicht blos vom Professore, sondern auch von den Zuhörern selbst, die die Stunde für sich allein haben wollen, ausgeschlossen werden können. - - Dis sind Privatissima im eigentlichsten Verstande, man hat aber auch welche dem Nahmen nach, wenn die Gesetz-gebende Gewalt einem Professor aus besondern Absichten erlaubt, ein zu einer andern Facultät gehöriges Collegium ohne öffentlichen

chen Anschlag privatissime zu lesen; oder wenn jemand dis heimlich und ohne Erlaubniß thut. In jenem Falle ist es der Sache nach einem Privato sehr ähnlich: in diesem aber ein Winkelcollegium, das zu hindern nachtheilig seyn möchte. Von diesen blos sogenannten Privatissimis, in denen die Zahl der Zuhörer zuweilen stärker ist, als in einem Privato, rede ich nicht weiter, sondern erkläre mich, den Nahmen, Privatissimum, von nun an im eigentlichen Verstande zu gebrauchen.

§. 114.

Die Publica sind gemeiniglich in nichts besser, als Privata; also keine wichtige Sache, für welche die Sorgfalt des Curators, oder gar des Landesherren selbst, sehr zu eifern hätte. Daß sie umsonst gelesen werden, wöchentlich etwan zwey Stunden, für die doch niemand ein grosses Honorarium fodern könnte, ist eine Kleinigkeit: der Reiche fragt nach einem so unbeträchtlichen Geldvortheil gar nichts, und den Armen interessirt er auch nicht sehr, denn Arme, die darum bitten, pflegen doch die eigentlich unentbehrlichen Privata ziemlich leicht frey zu erhalten. Ich habe fast gar nicht davon gehört, daß sich jemand, auch nur ein Armer, darüber gefreuet hätte, daß publice

gele=

gelesen ward, ob sich gleich bisweilen welche, wenn ein angeschlagenes Publicum bey bemerktem mehreren Zulauf in ein Privatum verwandelt, oder ein Collegium, von dem sie vermeint hatten, es würde ein Publicum seyn, als ein Privatum angeschlagen ward, über das wahre oder vermeinte Unrecht entrüsteten.

In der That glaube ich daher, es sey kein so gar grosses Unglück, wenn etwan ein Professor unterläßt, publice zu lesen. Unrecht mag es seyn, sonderlich für den besoldeten Professor, der es heimlich unterläßt, d. i. im gedruckten Lectionscatalogo ein Publicum ankündiget, und, damit keine Auditores kommen mögen, es nachher nicht am schwarzen Brett anschläget, und keine Stunde bestimmet. Auf einigen Universitäten kann dis Unrecht noch anstössiger werden, wenn im Professor-Eide ausdrücklich auf Haltung des Publici geschworen wird. Freilich sollte alsdenn jedesmahl ein Publicum, und zwar mit Bestimmung der Stunde, angeboten, und wenn sich eine hinlängliche Anzahl von Zuhörern findet, es wirklich gelesen, und wenigstens dis nicht heimlich ohne Vorwissen der Obern unterlassen werden. Eine gelindere Moral, als diese, kann niemand verlangen, wenn von Erfüllung eines Diensteides die Rede ist: und man-

cher

cher Casuist, würde sie noch wol etwas schärfer setzen, z. E. fodern, daß das Publicum auch für ganz wenige, für zwey oder drey gelesen würde. Doch das scheint auf Deutschen Universitäten die Meinung der Obern nicht zu seyn; obgleich zu Paris die Verpflichtung des Professors so weit gehet, daß er publice lesen muß, wenn sich auch nur ein einziger einfände. – – Doch hier mag Recht oder Pflicht seyn, was da will, (denn ein Universitätsrecht zu schreiben habe ich nicht unternommen) so sündiget der Professor, der hier seines Eides vergißt, mehr gegen sein Gewissen, als gegen das Beste der Universität, und es ist eben nicht nöthig, daß der Curator den grössesten Ernst gebrauche, ihn zu seiner Pflicht anzuhalten, obgleich eine Erinnerung nicht schaden, auch mit Recht nicht übel genommen werden kann. Nur müssen sich die Obern die Sache nicht so vorstellen, als wenn das Heil der Universität davon abhinge, oder die Armen da, wo keine Publica gelesen werden, nach Unterricht schmachteten.

Der grösseste Nutzen der Publicorum, den sie aber nur auf wenigen Universitäten schaffen, ist, daß bisweilen ein Professor Collegia, die privatim aus Mangel der Bezahlung nicht zu Stande kommen würden, weil sie nur für wenige, oder noch

nicht in der Mode sind, publice lieset; um seine Pflicht angenehm für sich, und so, daß er selbst etwas dabey denken und untersuchen kann, zu erfüllen. Er macht sich für sein unentgeldliches Collegium dadurch bezahlt, daß er einmahl völlig von dem ewigen Einerley der halben Jahre abgehet; vielleicht gar etwas neues zu erfinden, oder doch das alte genauer zu prüfen suchet. Er hat also selbst Vortheil von dem Publico, der der Universität und der gelehrten Welt nicht gleichgültig ist: aber davon will ich nicht reden, er heisse Eigennutz! Nur durch diesen einer Universität so vortheilhaften Eigennutz geschiehet es, daß bisweilen recht auserlesene Materien in Publicis abgehandelt werden, welche den wenigen Zuhörern, die einmahl mehr als das gewöhnliche lernen wollten, überaus erwünscht sind: daß der Professor, der die eine oder zwey wöchentliche Stunden zu Untersuchungen bestimmet, und einen Fleiß auf sein Publicum wendet, der bey einem täglichen Privato nicht möglich wäre, seine Zuhörer übend anführet, wie sie etwas untersuchen sollen: oder daß er neue Collegia, die nicht in der Mode und doch nützlich, vielleicht auch gar im eigentlichen Verstande nöthig waren, in Gang bringt. Ist dieser Geschmack auf einer Universität glücklicher Weise eingeführet, so

sind ihr die Publica wichtig, es wäre Schade, wenn sich die Lehrer nach und nach gewöhnten, sie zu unterlassen, und wer dazu das Exempel giebt, verdient schon eine Anmerkung. In der That wünschte ich einer Universität, die blühen soll, lauter Publica von der Art: sie machen den erwünschten Uebergang von der, zum Unterricht der Jugend so unentbehrlichen, steten Wiederholung eben derselben Sachen, bey der es möglich wäre, daß ein Professor in seinem ganzen Lesen nicht einen Schrit weiter käme, als er im vorigen halben Jahre gegangen ist, zu den einem Gelehrten so anständigen Versuchen, etwas neues zu entdecken, oder doch den Geschmack der Lernenden zu verbessern. Es kann seyn, daß ein solches Publicum sehr stark, und sehr schwach besetzt, und doch gleich nützlich ist: hier hilft es den wenigen, die weiter gehen wollen, als der grössere Haufe nöthig findet, und an diesen wenigen ist den Wissenschaften mehr gelegen, als an jenen vielen; und dort bringt es neue Kenntnisse in den Umlauf, deren Nutzen man einsehen lernt, und künftig Privatcollegia darüber verlanget. - - Fast wünschte ich, daß solche Publica ganz von dem Professor concipirt würden; eine Sache, die aus Mangel der Zeit bey Privatis nicht möglich ist, allein die Zeit

zur vollständigeren Präparation auf eine oder zwey wöchentliche Stunden läßt sich eher finden.

Die ältern Statuten mancher Universitäten enthalten zum Theil recht das Gegentheil von dem, was ich hier, dem neueren Herkommen gemässer, sage. Sie wollen, in den Publicis soll das tractirt werden, was allen nothwendig ist, (*) bestimmen auch wol, freilich nach dem ursprünglichen Herkommen der Universitäten, jeder Professor solle das Collegium, von dem er die Nominal-Profession hat, publice lesen, z. E. der Professor der Pandecten, die Pandecten, der Professor der Institutionen, die Institutionen, u. s. f. - - Für die Wissenschaften ist dis nicht vortheilhaft: denn wenn man diese Collegia umsonst hören kann, und nur die bezahlen muß, in denen etwas weiter gegangen wird, so ist die natürliche Folge, daß sich der Lernende aus Sparsamkeit, oder weil er sonst viel

(*) In Dreyhaupts Beschreibung des Saalcraises Th. 2. S. 91. heißt es ausdrücklich in den Statuten der theologischen Facultät zu Halle: *in lectionibus publicis non tractentur rariora, et quae paucis prosunt, sed quae faciunt ad erudiendos et aedificandos complures.*

viel Ausgaben hat, mit jenen Brodtcollegiis begnüget, und ausser ihnen nichts höret, und so wenig und so compendiarisch gelehrt wird, als nur irgend möglich ist. Wenn hingegen umgekehrt, die allernothwendigsten Collegia für Bezahlung, hingegen die, in denen etwas mehr gelernt wird, publice gelesen werden, so reitzt dis doch manchen, über die allerersten Gränzen der Anfangsgründe hinaus zu gehen, weil es ihm kein Geld kostet; ja bisweilen macht es ihm dis im eigentlichen Verstande möglich, indem gewisse Collegia, die nur wenige hören wollen, nicht anders als so, daß sie Privatissima wären, das ist, zu theuer für ihn, zu Stande kommen würden. Jene in manchen alten Statuten verordneten Publica würden zwar, wenn man anders erhalten könnte, daß sie auch gut gelesen würden, eine gar merkliche Geldersparung für den grösseren Haufen der Studirenden seyn, der eben nicht Lust hätte, viel zu lernen, und der vielleicht nun alles publice hören könnte; nur wohl mit einverstanden, daß die öffentliche Casse desto stärkere Besoldungen geben muß, je weniger die Professores von Collegiis verdienen, wenn der Landesherr seine Universität mit geschickten und berühmten Lehrern besetzen will: hingegen diese, nach dem Modell einiger jetzigen Universitäten be-

 schrie-

schriebenen, Publica sind eine Wohlthat für den bessern Theil, der mehr zu lernen wünschet. Lebten wir noch in Zeiten, da es nöthig wäre, die Armen zum Studiren zu reitzen, weil es etwan an Studirten mangelte, in solchen Zeiten, als die waren, in denen zuerst Universitäten angeleget wurden, und aus denen sich ihre erste Einrichtung herschreibet, so würde auf die Menge zu sehen seyn: da wir aber in diesem Seculo noch nie Ursache gehabt haben, zu klagen, daß zu wenige studiren; so scheinen die Publica, die den wenigen Fleissigern und Lehrbegierigern einen so ausnehmenden Vortheil verschaffen, jetzt besser zu seyn, als jene alten und Statuten-mässigen. Die Zeiten der Barbaren, oder der Kindheit der Wissenschaften, in denen zu wenige studiren, und die, in denen zu viele studiren wollen, haben jede ihre besondern Regeln nöthig: und was vor etlichen Jahrhunderten nützlich war, ist in unserm schädlich.

In der That hatten auch die Universitäten ehedem von ihren statutenmässigen Publicis, wenn anders die Statuten gehalten wurden, einen doppelten Schaden, der die Lernenden empfindlich traf, und manche Universität beynahe ganz unbrauchbar machte.

Einmahl pflegte auf solche Publica sehr wenig Fleiß und Präparation gewandt zu werden, und dis ist auch nicht zu verwundern. Es ist ohnehin nichts angenehmes oder aufmunterndes, einerley Sachen alle halbe Jahre von neuem zu sagen, muß nun dis der Professor ohne Geldbelohnung von seinen Zuhörern thun, und ist es ihm daher so ziemlich einerley, ob er viele oder wenige Zuhörer hat, oder ob sie ihn gar dadurch, daß keiner kommt, von seiner langweiligen Pflicht dispensiren, so schläft er zuletzt bey solchen Publicis ein, und liest sie ohne Präparation, und ohne Lust. Dis ist aber anders, wenn Materien zu Publicis gewählt werden, bey denen der Professor neue Untersuchungen anstellen, und sich für sein unentgeldliches Collegium durch das Vergnügen, etwas zuzulernen, oder neues zu entdecken, selbst bezahlt machen kann: er gewinnet alsdenn Lust zum Collegio, und wendet vielleicht auf sein ihm aus Liebe zu den Wissenschaften angenehmes Publicum doppelt und dreyfach so viel Zeit und Zubereitung, als auf sein einträgliches Privatum. - - Dis sind nicht blos Gedanken von dem, wie es etwan seyn möchte, wenn die ältern Statuten mancher Universität in diesem Stücke beobachtet würden, sondern die Erfahrung stimmet damit überein: das Jahr aus

Jahr ein gehaltene Publicum, etwan über die Dogmatik bey den Theologen, und so ferner in andern Facultäten, pflegt wol so herab zu sinken, daß die Studenten selbst froh sind, wenn es nur jemand privatim zu lesen anfängt. Aufsicht der Obern kann hier wenig oder nichts helfen; denn wie gut oder schlecht ein Collegium seyn solle, und was in des Professors Vermögen stehe, zu leisten, oder nicht, davon hat man keinen sichtbaren Maasstab, um das Collegium darnach zu prüfen: wie gut oder schlecht er wirklich lese, kann man auch nicht leicht auf eine rechtskräftige Weise erfahren, und auf die Klagen der Studenten wird er immer zur Antwort geben, daß sie keine Kenner, sondern erst Lernende sind. Eid und Pflicht sind zwar auch ganz gute Sachen: allein ein Gelehrter wird gar zu leicht selbst Erklärer über sie, und denn stellet er sich vor, daß er sie hinlänglich erfülle, und nicht nöthig habe, auf Sachen, die er längstens wisse, und zehnmahl vorgetragen habe, neuen Fleiß und Präparation zu wenden. Wird auf Universitäten, wo ausdrücklich die Haltung des Publici im Professoreide stehet, doch von so manchen gar kein Publicum gelesen, wie kann man denn hoffen, daß bey einer so schwer abzumessenden Sache, als die innere Güte des Publici ist, die blose

Er-

Erinnerung des Eides wirksam genug seyn werde? Zum wenigsten kann sie dem Professor, der nach und nach verdrieslich geworden ist, immer einerley alle halbe Jahre von neuem zu sagen, die Lust nicht wieder geben, die den Vortrag beleben soll, und auf die vielleicht der Eigennutz, der viele oder wenigere bezahlende Auditores um sich siehet, je nachdem gut oder schlecht gelesen wird, einen stärkern Einfluß hat.

Der andere noch grössere Misbrauch, der sonst auf den Universitäten herrschete, und es bisweilen gar den Studirenden unmöglich machte, nicht im Triennio, (das wäre zu wenig Klage,) sondern in noch längerer Zeit das allernöthigste zu lernen, bestand in der fast unendlichen Ausdähnung der unbezahlten Collegien. Die Statuten mancher Universität legen den Professoren nicht die Pflicht auf, ihre Publica in einer gesetzten Zeit zu Ende zu bringen, welches sie doch bey Privatis, bey denen es sich schon wegen der Bezahlung ohnehin verstände, ausdrücklich verordnen, und um desto mehr durch ihr Stilleschweigen den Professor rechtfertigen, der sich im Publico an keine Zeit bindet. Dis ist nun unschädlich, wenn in dem Publico besondere Materien abgehandelt, oder den provectioribus eine Gelegenheit gegeben wird, sich noch wei-

ter in eben der Sache zu üben, in der sie schon einen ziemlichen Grund gelegt hatten. Ehedem aber, da noch jeder das Brodt- oder Anfangs-Collegium publice lesen mußte, von dem er den Titel führte, ward ein langes Collegium den Studirenden überaus nachtheilig, denn einige der nöthigsten Collegien wurden so in die Länge gezogen, daß es kaum möglich war, sie zu Ende zu hören. Ich mag die Anzahl von Jahren nicht nennen, die es bisweilen daurete, um nicht denen, die unsere jetzigen Universitäten, und zwar blos die guten, kennen, lügenhaft zu scheinen: auf einigen schlechtern findet man bisweilen noch Ueberbleibsel dieser zweckwidrigen Länge und Ausführlichkeit.

Vermuthlich ist eine Folge von der Bemerkung solcher Fehler gewesen, daß auch auf manchen Universitäten, deren Statuten jedem Professor befahlen, seine Nominalwissenschaft stets publice zu lehren, jetzt nicht mehr darüber gehalten wird, und daß auf neueren Universitäten die Statuten nichts von der Art verordnen, auch die Nominal-Professionen in einigen Facultäten, z. E. der juristischen, ganz eingegangen sind, in andern aber doch oft lange unbesetzt bleiben, wenn etwa niemand ist, der in dem Titel eine besondere Ehre sucht.

Einen Umstand vermisse ich gemeiniglich in den Statuten, über den sie sich doch billig erklärt haben möchten. Für wie viele soll der Professor schuldig seyn, das Publicum zu lesen? und wenn hat er mit Recht die Entschuldigung, daß es aus Mangel der Zuhörer nicht zu Stande gekommen sey? - - Findet sich gar keiner ein, der hören will, so versteht sich freilich von selbst, daß der Professor dispensirt ist. Wenn nur Einer käme, so müßte der ein sehr strenger Casuiste seyn, der ihn für verpflichtet zu Haltung des Publici für den Einen erklärte: wenigstens werden die Obern auf keiner Deutschen Universität, auf der mit den Professoren wohl umgegangen wird, die Statuta nach dieser unnützen Strenge erklären, ja auch nicht von einem Professor, der sonst Applausum hat, verlangen, daß er sein Publicum für drey oder vier lese. Aber wo gehet nun die zum Publico verpflichtende Anzahl von Zuhörern an? dis wäre gut in Statuten zu bestimmen. Zu hoch müßte sie wol nicht gesetzt werden, wenn im Publico auch solche Theile der Gelehrsamkeit, die nur für wenige sind, abgehandelt werden sollen. Ein Vorschlag zum Statuto könnte seyn: zehn Auditores für einen, der sonst Applausum hat, und für den, der ihn nicht hat, die Hälfte der Anzahl, aus der sein stärk-

 stes

stes Privatum bestehet: doch meine ich hier nicht ab- und zugehende, sondern beständige Besucher des Publici.

Ueberhaupt gebe ich zu überlegen, ob nicht die Statuta der meisten Universitäten in dem, was sie von den Publicis verordnen, einer Revision bedürften. Sie haben hier so manches, ganz ausser Gebrauch gekommenes, und in der That unnützes, daß wegen des antiken Ansehens auch das übrige für verjährt gehalten wird, und bisweilen findet man gerade auf denen Universitäten, deren Gesetze am strengsten befehlen, Publica zu lesen, die meisten Professores, die gar nicht daran denken. Ein Gesetz, das zu viel vorschreibt, und mehr, als gehalten werden soll, wird am wenigsten beobachtet. Ist also wirklich den Obern daran gelegen, daß Publica gelesen werden, und sehen sie die Sache noch jetzt für nicht ganz gleichgültig an: so machen sie neue Gesetze, in denen nichts weiter stehet, als was wirklich geschehen soll: also nichts von Auditoriis publicis, in die der Professor gehen müßte, wenn auch nur zehn Auditores vorhanden wären, um in der Wüste zu lesen, und die vielleicht manche Facultät nicht mehr hat, oder die doch im Winter zu kalt wären; nichts von Stunden, die der Decanus so austheilen soll, daß

kein Professor in des andern Publicum falle; nichts davon, daß jeder das Collegium seiner Nominalprofession publice lesen soll, wenn vielleicht kein Professor Codicis oder Pandectarum mehr vorhanden ist: sondern anstatt dessen der Befehl, Publica zu halten, nebst der Erklärung, ob alle Professores, oder blos die besoldeten, diese Verpflichtung mit in ihren Eid nehmen? wie viel Stunden wöchentlich zum Publico bestimmet werden sollen? für wie wenige der Professor zu lesen schuldig, oder nicht schuldig sey? wie er sich zu verhalten habe, wenn ihn nicht eine Krankheit oder Mangel der Zuhörer, (denn diese Fälle verstehen sich von selbst,) sondern eine andere nützlichere und unaussetzliche Arbeit abhält, das Publicum zu lesen? ob er alsdenn Dispensation suchen soll? und an welchem Orte? oder ob er sich selbst sub spe rati, wie es bisher gewöhnlich gewesen ist, dispensiren soll? Auch müßte auf den, freilich sehr seltenen Fall, da mehrere Zuhörer kämen, als das Auditorium des Professors fassen könnte, gedacht, und ihm ein öffentliches Auditorium, das im Winter auf Kosten einer öffentlichen Casse geheitzt würde, angewiesen werden. - - Ist aber dem Landesherren, oder denen, die er zur Aufsicht über die Universität bestellet hat, nichts an Haltung der Publicorum gelegen, so wäre rathsamer,

samer, es öffentlich zu erklären, und diesen Theil der Statuten abzuschaffen, als die Professores, unter denen doch so viele sind, die kein Publicum lesen, zur eigenmächtigen Auslegung der Statuten und des Eides zu gewöhnen. Ich dächte, sie könnte doch manchem, der etwas hypochondrisch ist, bisweilen verdächtig werden, und er hörte sie lieber von denen, die Gesetze machen können: wem sie aber leichter wird, der erklärt auch wol andere Stücke des Eides und der Statuten weg. Statuten, von denen ein Theil gehalten werden soll, und der andere nicht, ohne daß ein deutlicher Gränzzug zwischen dem geltenden und nicht geltenden gemacht ist, sind so gut wie gar keine Statuten, und wenigstens schwören müßte niemand darauf lassen.

§. 115.

Die Privata sind jetzt die Hauptsache, und von ihnen hänget der Flor und die Brauchbarkeit einer Universität ab: denn so viel an Menge und Güte, so viel Stunden des Tages, und so viel Bemühung, aufs beste zu lesen, hat man doch in den alten Statuten nicht einmahl gewaget für die Publica zu verlangen. Irre ich nicht, so beruhet eigentlich auf den Privatis der grosse Vorzug der

Deutschen Universitäten vor beynahe allen auswärtigen, auch denen, die Privatcollegia haben. Es war vielleicht anfangs Misbrauch, Eigennutz, Versäumung der eigentlichen Pflicht, und gewinnsüchtige Unterlassung des aufgetragenen Publici, der die Privata so zur Hauptbeschäftigung der Professoren machte: aber es sey gewesen, was es wolle, so ist es der glücklichste Zufall, der die allgemeinste Triebfeder der menschlichen Handlungen, den Eigennutz, in Bewegung setzte, und dadurch Professores begierig machte, alles zu leisten, was sie können, weit mehr, als vorhin jemanden eingefallen war, von ihnen zu fodern. Doch hiervon habe ich schon sonst geredet, und ich will das nicht wiederholen, was man weitläufiger im zweyten Theil lesen kann. Selbst der Universitäts-Casse ist die Bezahlung der Collegien keine geringe Hülfe: denn wäre sie nicht, so müßten entweder doppelt oder dreyfach so viel Salarien angewandt werden, um eben so gelehrte und berühmte Männer zu erhalten, oder die Universität müßte mit schlechteren und wenigern Lehrern zufrieden seyn, und gerade ihren besten Lehrer verlieren, so bald eine andere Universität, wo die Collegia ordentlich bezahlt würden, sich es einfallen liesse, ihn zu rufen. Das erstere, die Vergrösserung der Sala-

 rien,

rien, würden wol wenige Universitätscassen tragen können, und selbst den meisten landesherrlichen möchte sie zur Last fallen.

Es ist deswegen nöthig, wenn eine Universität blühend bleiben soll, die Bezahlung der Collegien ja nicht ausser Uebung kommen zu lassen, und nicht von Seiten der Obern das Umsonst-Lesen für ein verdienstliches Werk des Professors anzusehen. Selten macht ein anderer den Anfang hierzu, als der sich halb bewußt ist, daß er, um Zuhörer zu bekommen, nöthig hat, seinen Unterricht umsonst zu geben: es wäre denn, der Umstand ist aber noch seltener, daß eine übel verstandene Moral eben das bewirkte. Ist aber einmahl die Sache von einigen eingeführt, so sind die übrigen Professores derselben Facultät, falls sie Zuhörer haben wollen, beynahe genöthiget, auch ihre Collegia halb umsonst zu lesen, und blos von denen Bezahlung zu nehmen, die sie als ein opus supererogationis leisten. Geschwinde Administration der Justitz, so bald von Collegien-Schulden die Rede ist, wird nicht blos den Professoren, die sie suchen, sondern auch dem Ganzen der Universität vortheilhaft seyn: und dis letztere gewinnet wol noch mehr dabey, als mancher einzelne Professor, der, wenn

er

er sich bewußt ist, Applausum zu verdienen, nur selten nöthig hat, Justitz zu suchen.

Der schlimmste Fehltrit würde seyn, wenn in die Statuten der Universität ein Befehl eingerückt würde, daß die Collegia den Armen frey gegeben werden sollen, wie in den schon einigemahl angeführten übertriebenen Statuten der theologischen Facultät zu Halle (*) geschehen ist, deren Collegia aber auch wirklich viele Jahre hindurch die Folgen davon empfanden, sonderlich den sichtbaren, daß sie in eine zu grosse Länge gezogen, und bis in die Mitte des folgenden halben Jahres zum grossen Nachtheil der Studirenden, recht wie Publica, fortgesetzt wurden, bis zuletzt deshalb eine Aenderung getroffen, und auch wegen Bezahlung der Collegien eine neue Einrichtung gemacht ist. Es ist ein grosser Unterscheid, ob die Privata den darum bittenden Armen von dem Professor, der das Recht hat zu thun, was er will, aus Güte frey gegeben werden, und, ob er durch Statuten verbunden ist, die-

(*) Dreyhaupts Beschreibung des Saalcraises Th. 2. S. 91. *ob solvendi pretii defectum collegiis privatis neminem excludant, quod, ut a ditioribus accipitur, ita egenis remittitur jure ac merito.*

dieses zu thun. Im letzteren Fall siehet es der Arme nicht für Wohlthat, sondern für Schuldigkeit an, wird im Collegio beschwerlich, verlangt mit denen, die das Collegium bezahlen, folglich so zu reden Eigenthümer des Auditorii in der Stunde seyn sollten, gleiche, oder gar noch grössere Rechte, incommodirt sie, und hat bey dem allen nicht einmahl für sich den Vortheil, durch Erinnerung der ihm erzeigten Wohlthat zu mehrerem Fleiß angetrieben zu werden, sondern achtet, wenn er anderst sonst nicht fleissig ist, das, was er umsonst hat, auch desto weniger. Dem Professor müßte ein solches Collegium, in das sich unbezahlt und ungedankt eindringen kann, wer nur Lust hat, recht sehr zuwider werden, sonderlich wenn gar solche darunter sind, die ihm gern Verdruß machen wollten, es sey aus eigenem, oder aus seiner Collegen Antrieb; und die nöthige Ordnung darin zu erhalten, wird, so bald es unter den Armen ungesittete oder übelgesinnete giebt, kaum möglich seyn, wenn nicht sonst eine sehr grosse Dependenz der Studirenden von den Professoren eingeführet ist. Unter denen von besserem Herkommen wirkt doch immer die Erziehung etwas, und sie fühlen, was unanständig ist: auch wird nur selten einer ein Collegium bezahlen, um es stören zu wollen: wer aber ganz

ganz umsonst hineingehen kann, der thut es bisweilen aus blossem Muthwillen, und Lust, Unruhe zu machen, sonderlich aber, den jüngern Studenten durch allerley pedantische Unanständigkeiten eine Furcht einzujagen. So viel ist wenigstens der Erfahrung gemäß, daß gemeiniglich dergleichen Unanständigkeiten zuerst entweder in allzuzahlreichen Publicis, oder in zahlreichen Privatis, in die jeder Arme unentgeldlich zugelassen wird, zu entstehen, und sich nachher weiter auszubreiten pflegen, bis endlich die niedrige Ueberbleibsel des Pennalismi und der Barbarey beynahe wieder zur Schande der jetzigen besseren Zeit Mode wird. - - Und wer soll, wenn die Gesetze verordnen, den Armen die Collegia frey zu geben, arm heissen? Jeder kann sich davor ausgeben, wenn er will, ganz wohl auch der, der nur nicht so viel hat, als er gern depensiren wollte: und ich habe doch wirklich gesehen, daß solche recht eigentlich unter Vorwand der Armuth Collegia frey baten, und frey erhielten, die ihrer eigenen Aussage nach jährlich nur 300 fl. auf der Universität zu verzehren hatten. Aber das war ihnen, weil sie leben wollten wie Reiche, wenig, ob es gleich noch im Anfang unseres Jahrhunderts für viel geschätzt ward.

Wegen der Privatorum müssen also die Statuta der natürlichen Billigkeit gemäß abgefasset werden, nicht aus fremden Beutel Geschenke machen, und dem noch ungebohrnen Docenten befehlen, sie irgend jemanden frey zu geben, sondern die Wohlthat, die der Lehrer den Armen erzeigen möchte, blos seiner Willkühr überlassen. Handeln sie anderst, so ist es nicht blos unbillig, sondern auch dem Besten der Studirenden zuwider. Denn die Privata, die der Docente frey geben muß, werden bald die bisherigen Vorzüge verlieren, und alle Mängel der unentgeldlich gelesenen Publicorum bekommen. Auch ist dadurch dem Armen nicht einmahl geholfen, so lange dem Docenten die Contralection erlaubt ist, sein Collegium ein Privatissimum zu nennen, denn wegen dieser etwas zum Besten der Armen zu verordnen, haben bisher noch keine Universitätsgesetze unternommen.

Wenn die Statuten hierin den Professoren ihre natürliche Rechte ungekränkt lassen, wird doch überaus selten der fleissige Arme Ursache haben, wegen seiner Armuth betrübt zu seyn. Die nothwendigsten Collegia pflegt ihm, wenn er bescheiden und frühzeitig genug darum bittet, selten ein Professor zu versagen, der von seiner Armuth über-

zeugt

zeugt ist; und thäte es auch der eine, so werden diese Collegia auf zahlreichen Academien von mehreren gelesen, und der andere wird es gern frey geben, sollte es auch nur seyn, um mehr Zuhörer zu bekommen. In der That weiß ich mich kaum eines Professors zu erinnern, der hier unerbittlich gewesen wäre. Ein grosser Theil unter ihnen ging so weit über alles, was man billiger Weise erwarten könnte, mit seiner Bereitwilligkeit im Freygeben hinaus, daß beynahe der Verdacht entstehen konnte, nicht Menschenliebe oder Mitleiden gegen die Armen, sondern Eigennutz, aber academischer Eigennutz, die Begierde, Applausum zu haben, liege zum Grunde. Andere, die man für strenge hielt, verschenkten doch auf diese Art jährlich ein ansehnliches, und mehr als in irgend einem andern Stande gewöhnlich ist, oder ihre Auditores künftig thun werden, wenn sie ausserhalb der Universität eine Bedienung bekommen. Derselbe arme Zuhörer, der bey ihnen die Collegia frey bekam, hatte doch gemeiniglich auf der Schule die Privatstunden bezahlt. Sehr oft habe ich auch erfahren, daß die Armen, (es mochten vorzüglich dankbare seyn) sich bey Freyerbittung der Collegien zu einer Arbeit erboten, dadurch sie es wieder gleich machen wollten, z. E. etwas abzuschreiben:

und nur selten ward Gebrauch davon gemacht. Vielleicht ward dis nicht immer aus Edelmuth unterlassen, sondern weil der Professor keine Arbeit für ihn hatte, oder es für allzumühsam hielt, einen Unbekannten so zur Accuratesse in der Arbeit zu gewöhnen, daß er sich auf ihn verlassen könnte. Noch seltener habe ich gesehen, daß der Professor selbst eine Arbeit dafür foderte, ausser der kleinen, die häufig ein Gratuitus verrichtete, im Collegio die Nahmen der Zuhörer aufschreiben zu lassen: und wenn etwan mehr Arbeit gefodert ward, so habe ich nie Ursache gefunden, den Armen zu bedauren, denn gemeiniglich lernte er mehr dabey, als das Collegium selbst werth war: man hat auf diese Weise einige Arme werden sehen, was sie vermuthlich sonst nie geworden wären. Und doch ist dieser Fall der gefoderten Arbeit sehr selten, und das Publicum hält den Professor schon für geitzig, der auf diese Art von Bezahlung dringet.

Wer die Universitäten, so wie sie sind, genau kennet, der wird wissen, daß die Freygebigkeit der Docenten gemeiniglich noch weiter gehet. Nicht blos die nothwendigen, sondern auch die seltenern Collegia, werden Armen von vorzüglich gutem Character frey gegeben, und das thun selbst solche Pro-

Professores, die man für strenger hält. So lange die Universitäten das bleiben, was jetzt die berühmtesten sind, so mit Docenten, deren jeder viel Zuhörer zu haben wünscht, besetzt, und jedes Hauptcollegium von mehr als Einem gelesen wird, wird wenigstens in Absicht auf die Hauptcollegia der Fall kaum entstehen, daß der bescheidene und lehrbegierige Arme sie nicht frey bekommen könnte: und mancher junge Docent, dem es um Applausum zu thun ist, giebt gern weit mehreren frey, als er Bezahler hat. - - Die einzige medicinische Facultät möchte bisweilen eine Ausnahme machen, weil es in ihr Monopolia giebt: doch daran liegt dem Publico eben deshalb, weil der Fall nur in dieser Facultät vorkommt, weniger, denn dem menschlichen Leben ist es eben nicht vortheilhaft, wenn sehr viel Arme Medicin studiren, die nach übereilter Zubereitung gar geschwind den Uebergang zur Praxis machen.

Aber könnte nicht der Landesherr, oder wen er über die Universität gesetzt hat, Privatcollegia dergestalt frey geben, daß er sie dem Docenten aus seiner, oder aus einer Stipendiencasse bezahlte? - - - - Das könnte er freylich thun: nur, rathsam möchte es, um des Misbrauchs willen, nicht seyn. Zwischen den schlechten Docenten,

und den Armen, könnte ein Partage-Tractat über Applausum und Casse geschlossen werden, des Inhalts: hört bey mir Collegia, so gebe ich euch das von der Casse dafür bezahlte Honorarium ganz oder zum Theil wieder: und diejenigen würden Zuhörer, und durch Zuhörer Belohnungen der Obern, gewinnen, denen dis Mittel nicht zu niedrig wäre. Das sicherste ist also, daß sich die Obern gar nicht hierum bekümmern, und dem Armen selbst überlassen, die Collegia, die er frey bekommen kann, frey zu bitten, und sein Stipendium oder andere Wohlthaten anzuwenden, wie er es für sich vortheilhaft findet.

Dafür aber ist allerdings, auch wol durch Machung neuer Gesetze, zu sorgen, daß die Privata nicht eigenmächtig über die Maasse im Preise erhöhet werden, sonderlich diejenigen, die allen Studirenden von der Facultät nothwendig sind, und die doch vielleicht nur Einer lesen kann, weil es den andern Docenten an den Hülfsmitteln und Gelegenheit, z. E. bey der Anatomie an Cadavern oder einem bequemen Platz mangelt. - - Sehr selten trit zwar dieser Fall der übermässigen Erhöhung ein, und selten ist also auch die Vorsorge nöthig. Man hat auf den meisten Universitäten ein gewisses Herkommen, welches den Preis eines jeden

den Collegii bestimmet, und ihn gemeiniglich sehr billig setzt, weil es sich aus alten wohlfeilern Zeiten herschreibt, denn auch die neugegründete Universität pflegt es von den ältern anzunehmen.

Die Art und Weise, wie dis Herkommen nach und nach geändert wird, ist verschieden. Bisweilen ist die Erhöhung so mässig, oder es läßt sich so viel dafür sagen, daß sie auch ohne Schaden der Universität von den Obern geduldet und unbemerkt gelassen werden kann. Z. E. reichere Zuhörer pflegen bisweilen für die Collegia etwas mehr zu bezahlen, als den gesetzten Preis, etwan eine gewisse runde Zahl, oder eine mehr betragende Münze: dis wird nach und nach gewöhnlicher, und nach Verlauf einiger Jahre fodern die Docenten es als den legitimen Preis des Collegii. Hier läßt sich zur Entschuldigung sagen, daß die Preise aller andern Dinge gestiegen sind, und es daher auch nicht unbillig sey, das Honorarium der Collegien zu erhöhen, so lange keine Gesetze dis verbieten: ferner daß es der eigene Wille der Zuhörer sey, die sich den erhöheten Preis durch Besuchung des Collegii gefallen lassen. - - Oder diejenigen Facultäten, die nach dem alten Herkommen ihre Collegia wohlfeiler zu geben pflegten, die theologische und philosophische, führen nun denselben

Preis ein, der bey andern Facultäten gewöhnlich ist, weil doch in der That sich nicht recht begreifen läßt, um welcher Ursache willen ihre eben so viel Fleiß und Gelehrsamkeit erfodernde Collegia wohlfeiler seyn sollen. Wiewohl, wo ich nicht irre, dis von der theologischen Facultät nicht leicht zu geschehen pflegt, vermuthlich, weil wenigere Bemittelte Theologie studiren, folglich die Erhöhung den Zuhörern schon beschwerlicher seyn möchte.

Die grössere und unbilligere Erhöhung kann kaum anderst geschehen, als wenn ein unentbehrliches Collegium ausschliessungsweise nur von Einem Professor gelesen wird, es sey nun, daß kein anderer die Gelegenheit hat, es zu lesen, oder nach einem collegialischen Vertrage der allzufreundschaftlich denkenden Facultät. Um nicht alles auf Einmahl zu thun, wird vielleicht ein Umweg genommen, z. E. nun zum Honorario des Privati gemacht, was in einem vorigen halben Jahr, da das Privatum nicht zu Stande kam, von wenigern Zuhörern für ein Privatissimum bezahlt ward; oder für ein wöchentlich zwey Stunden gelesenes Collegium eben so viel, als sonst für wöchentliche fünf oder sechs Stunden gewöhnlich war. Ist es nun nicht möglich, das unentbehrliche Collegium anderwärts zu hören, so muß der Zuhörer sich den

Preis

Preis wol gefallen lassen. Diese letzte Art der Steigerung kann sehr weit gehen, und für die Studirenden drückend werden: das beste Gegenmittel ist, zu veranstalten, daß das Collegium künftig von mehr als Einem gelesen werde. Monopolia sind überhaupt nicht vortheilhaft für Wissenschaften und Lernende: entstehet aber noch dazu aus ihnen eine solche unmässige Vertheurung, so verdient die Sache desto mehr die Aufmerksamkeit des Curators einer Universität.

Es können Fälle entstehen, in welchen es nützlich ist, den Preis der Collegien nicht blos dem Herkommen und der Willkühr der Professoren zu überlassen, sondern eigentlich durch Gesetze zu bestimmen. Freilich müßte dis mit vieler Behutsamkeit, und nicht ohne alle Professores, die Extraordinarios nicht ausgenommen, einzeln und hinlänglich darüber gehört zu haben, geschehen; und einem einzelnen Rathgeber, der seine Waare hoch, anderer ihre aber zu geringe halten könnte, darf man hier nicht folgen, wenn man der Universität wohl will. Denn der zu niedrig gesetzte Preis eines Collegii könnte, der Unbilligkeit nicht zu gedenken, vielleicht gar so gut seyn, als ein Verbot, es nicht zu lesen, wenn es nehmlich eins von denen ist, zu denen sich nur wenige Zuhörer

zu

zu finden pflegen. Die Honoraria, die im vorigen Jahrhundert gewöhnlich waren, können freilich auch nicht zum Maasstabe dienen: ferner, nicht alle Collegia im Preise gleich gesetzet werden. Ein Collegium, das nur wenige zu hören pflegen, oder nicht viele, ohne einander zu hindern, zugleich hören können, z. E. ein Elaboratorium, oder eins über die Naturgeschichte, in dem die Naturalien selbst vorgezeiget werden, kann nicht so wohlfeil seyn, als eins, in dem sich eine grössere Menge von Zuhörern erwarten läßt. Eben dis gilt auch von Collegiis, zu denen Unkosten verwandt werden müssen, Chemie, Experimentalphysik, bisweilen auch, wenn keine öffentliche Casse sie trägt, Anatomie; desgleichen von solchen, die mehr als fünf oder sechs wöchentliche Stunden erfodern, z. E. der Botanik, falls noch ein Nachmittag in jeder Woche zum Botanisiren angewandt wird, und den Pandecten, die täglich zwey Stunden gelesen werden, und, die Hülfsstunden mitgerechnet, wol drittehalbmahl so viel Zeit erfodern, als ein anderes juristisches Collegium. - - Wie aber sonst diese Gesetze eingerichtet werden müßten, und welcher Preis der billigste wäre, davon lassen sich hier ohne Unbescheidenheit keine Vorschläge thun: und in der That können auf der einen Universität

Ho-

Honoraria billig seyn, die auf der andern unbillig und von nachtheiligen Folgen seyn würden.

§. 116.

Wenn man Publicum, Professores, Hof und Curatores über das Freygeben der Collegien und strenge Beytreibung der Bezahlung urtheilen hört, so wird man nicht blos eine sehr grosse Verschiedenheit der Meinungen bemerken, sondern auch gewahr werden, daß die Urtheilenden so oft auf zwey einander ganz entgegen gesetzte Extrema fallen. Am sonderbarsten muß es dem unpartheyischen Beystehenden vorkommen, wenn eben dieselben Personen vom einen Extremo zu dem andern überzugehen versucht sind: dis geschiehet aber doch nicht selten, wenn man sich überzeugt findet, gefehlt zu haben.

Bisweilen wird das Freygeben der Collegien entweder als eine halbe moralische Schuldigkeit, oder als eine Art von vorzüglich gutem Werk eines Professors angesehen, und die Einfoderung dessen, was der Zuhörer nach einem Pacto schuldig ist, und nicht einmahl um Erlassung zu bitten für nöthig gefunden hatte, als Strenge. Ein andersmahl neigen sich Urtheile und Projecte ganz auf die Seite der entgegengesetzten äussersten Strenge,

und selbst denen Oberen, die hier kein Interesse haben können, sondern blos auf das Wohl der Universität sehen, kommen auf einmahl die allerhärtesten Gesetze plausibel vor: vielleicht weil man gewahr ward, wie wichtig die Bezahlung der Collegien nicht blos den sie erhaltenden Privatis, sondern auch dem Publico sey, und wie sehr es das Vermögen der öffentlichen Casse übersteigen würde, die Universität blühend zu erhalten, wenn die Nichtbezahlung der Collegien einrisse. Vielleicht wußten auch Professores, die selbst zu viel dabey litten, wenn die Bezahlung der Collegien ausser Uebung kam, dis patriotisch vorzustellen, und dabey zu bemerken, der Studente verzehre sonst sein Geld unnütz, und keins sey besser, keins mehr nach der Absicht der Eltern angewandt, als das er für Collegia ausgebe. Die Gründe mögen gewesen seyn, welche es wollen, denn die kann freilich ein Fremder nicht rathen, so sind doch hin und wider zu strenge Gesetze im Vorschlage, und der wirklichen Gebung sehr nahe gewesen. Es sey erlaubt, ein Paar solcher Vorschläge als Problemen aufzuwerfen.

Wäre es nicht gut, wenn dem Professor schlechterdings verboten würde, sein Collegium gratis zu geben, und die Dürftigen, die der-

gleichen

gleichen suchten, sich mit ihren Zeugnissen der Armuth bey dem academischen Magistrat melden, und von dem die Freygebung der Collegien erhalten müßten? Dis würde sich doch der zur Schande ziehen, der nicht wahrhaftig arm ist, und kein sich arm stellender, keiner, der des Freygebens nicht bedarf, würde es nun seinem Lehrer übel nehmen können, wenn er, nicht von ihm, sondern von unpartheyischen gar nicht dabey interessirten Männern mit seiner unbilligen Bitte abgewiesen wird! - - - Ein Vorschlag, der zu despotisch aussiehet, hart für einen freyen Menschen, und doch zu seinem Endzweck unzulänglich. Welche Härte, wenn man nicht einmahl etwas, ausser dem Fall der eigentlich gerichtlich erwiesenen Armuth, zu erlassen in seiner Macht hat? Sollte denn der Professor auch nicht seinen Verwandten, nicht den Söhnen seiner Freunde, die Verdienste um ihn haben, nicht denen, die ihn statt des Geldes durch Uebernehmung einer Arbeit bezahlen, die Collegia freygeben dürfen? und wenn ihm das erlaubt bleibt, so ist das ganze Gesetz wegen der Exceptionen ein Nichts. Welche unerträgliche Abhängigkeit von andern, wenn man etwas schenken, und doch nicht einmahl den Dank dafür haben, sondern sich sein eigenes Geschenk

von

von andern vorschreiben lassen soll? also gezwungen ist, sich in einem Collegio, über dessen Bezahlung man mit den Zuhörern ein Pactum gemacht hat, so viel unbezahlende Zuhörer, als es nun jedesmahl sind, auch wol den, der sonst aus allerley Ursachen misfällig seyn möchte, geben zu lassen? Selbst das ist beschwerlich, daß hier alles nach Gesetzen gehen muß, die kein Ansehen der Person statt finden lassen: denn hier kommt doch gerade so viel auf die Person an. Einerley kann es nicht seyn, ob der, dem wir ein Geschenk machen, ein dankbares oder undankbares Gemüth hat, gut oder übel gegen uns gesinnet ist, den Docenten, der ihn täglich um sich sehen muß, verkleinert, (freilich auf eine Weise, dabey ihn die Gesetze nicht erreichen können) oder ihm auch nur so vorkommt, als thäte er dis. Gesetzt, der Lehrer irrete sich, so müßte es doch sehr niederschlagend seyn, einem das Collegium auf anderer Willen frey zu geben, den er für seinen Verleumder hielte. Selbst in Absicht auf das äussere Betragen, und die Reinlichkeit können gerade die allerärmsten von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß es dem Lehrer und den bezahlenden Zuhörern überaus unangenehm seyn müßte, wenn sie von solchen, die von der Incommodität nichts empfinden, ihnen nach Gesetzen aufgedrungen werden

den könnte. Man müßte kaum Mensch, sondern blos Sclave seyn, um allen diesen Verlust der natürlichen Freyheit nicht zu fühlen. - - Und wie demüthigend wäre es für den bessern Theil der Armen, sonderlich auf einigen Universitäten, ihre Armuth so öffentlich untersuchen zu lassen, die der Professor wol in der Stille geglaubt hätte? Unter ihnen sind doch auch immer welche von gutem Herkommen, wäre es auch nur des ohne seine Schuld verunglückten Kaufmanns Sohn, denen man so gar öffentliche Erniedrigungen ersparen sollte. - - Und am Ende, wozu sollte das Gesetz dienen? Jeder Docente kann es eludiren, so oft er will, und zwar nicht blos aus Mitleiden, aus Gesetz-widrigem Mitleiden mit Armen, die ihre Armuth nicht gern öffentlich gestehen wollten, sondern auch blos in der verächtlichen Absicht, sich einen Applausum, den er sonst nicht erlangen konnte, zu erwerben. Auf einen Eid wird man ihn hoffentlich nicht dringen: doch das schlimmste gesetzt, so kann er nur das Honorarium annehmen, als bezahlt anzeichnen, und noch in derselben Minute es zurück geben. War es möglich, nicht an diesen so leichten Ausweg zu denken?

Ein anderes Project: jeder Professor soll gehalten seyn, einige Wochen nach dem Anfang

des halben Jahrs das Verzeichniß seiner sämmtlichen Zuhörer, und beym Beschluß desselben die Nahmen aller derer, die das Collegium bezahlt oder frey haben, der academischen Obrigkeit einzugeben: und alsdenn sollen die aus Vergleichung beider Listen sich von selbst ergebende Restanten, ohne weitere Klage des Docenten, von dem academischen Magistrat, oder von einem ausdrücklich dazu bestellten verhaßten Mann blos *ex officio* beygetrieben werden. - - - Ohne Zweifel kommt dieser nicht übel gemeinte Vorschlag von einem Professor her, der gern bezahlt seyn, und doch auch keinen Haß auf sich laden, noch seinen Applausum durch Klagen in Gefahr setzen wollte: er meinte also, den Haß und Verdruß der Sache könnte er wol einem andern überlassen, wenn er nur das Geld bekäme. Für den Creditor könnte dis bequem seyn, sonderlich in gewissen Fällen: allein eine gerichtliche Beytreibung der Schulden, wo gar kein Kläger ist, scheint doch etwas ganz ungewöhnlich hartes zu seyn: und das ist schon genug, den Vorschlag verdächtig zu machen. Freilich läßt sich kaum zum voraus errathen, was für üble Folgen aus einem solchen ausserordentlichen Recht entstehen möchten: aber das kann man so ziemlich muthmassen, daß

es

es nicht lange ohne sie bleiben würde. Vielleicht äusserte sich die eine gleich bey dem ersten Versuch, es einzuführen: denn es ist so revoltirend, daß, wenn auf einmahl ein Paarhundert Studenten, ohne von jemand verklagt zu seyn, Schulden halber vor Gericht gefodert, oder vom Bedellen besucht würden, eine Unruhe entstehen, und das ganze Project gar zu kräftig widerlegen möchte. Und so vortheilhaft es für die Professoren ausgedacht zu seyn scheinet, würde doch auch manchem unter ihnen dieser Zwang sehr unangenehm werden. Wer, der wenig Applausum hat, legt gern diesen demüthigenden Umstand seinen Collegen, die wechselsweise im Gericht sitzen, und eben nicht alle seine Freunde sind, alle halbe Jahre schriftlich vor? oder würde nicht mancher, der Applausum hat, Bedenken tragen, die Rechnungen seines jährlichen Einkommens einem Gericht zu übergeben, von dem der Curator sie sogleich bekommen, und sich bey gesuchten Zulagen darnach richten könnte?

Das dritte Project: die Pränumeration soll dergestalt durch ein Gesetz eingeführet werden, daß nicht ferner der eine Docent sie fodere und der andere nicht, sondern ein jeder sie fodern müsse, und wer das nicht gethan hat, nachher mit seiner Klage wegen Bezahlung des Hono-

rarii nicht ferner gehört werde. Der Nutzen dieses Gesetzes soll seyn, daß nun kein Zuhörer es seinem Lehrer übel nehmen, oder dessen Collegia verlassen und zu andern gehen wird, wenn er Pränumeration fodert, und daß die Studirenden nicht ihr Geld am Anfang des halben Jahrs zu unnöthigen Ausgaben anwenden, und nachher am Ende des Collegii ausser Stande sind, zu bezahlen. - - Dis Project hat manchen Schein, und ist für einen Docenten sehr bequem, der gern Pränumeration, die allersicherste Art der Bezahlung, hätte, ohne seinen Applausum durch Foderung derselben in Gefahr zu setzen. Die Einführung der Pränumeration ist in der That auf manche Weise vortheilhaft, und nur die Frage, ob sie durch ein Gesetz von solcher Strenge, oder auf eine andere Art geschehen solle. Mancher Zuhörer ist wirklich fleissiger, wenn er das Collegium bezahlt hat, und wenigstens wird er es nicht so leicht nach einigen Wochen, oder mitten im halben Jahr abbrechen, um nicht sein einmahl ausgegebenes Geld zu verlieren: den Eltern werden manche unnöthige Kosten erspart, wenn ihre Söhne das nöthigste zum voraus bezahlen: das academische Gericht wird auch alsdenn weniger mit Klagen überhäuft: der Docente wird auf einmahl des Geschäf-

tes

tes überhoben, das ihm doch wol unter allen das unangenehmste seyn muß, und sich so wenig zu der freundschaftlichen Verhältniß zwischen Lehrer und Zuhörer schickt, mit einem argwöhnischen Auge auf seine Zuhörer Acht zu geben, die Schuldner mehrmahls in seinem Verzeichniß nachzusehen, zu mahnen und gar zu verklagen. Fast könnte einer, der blos hieran denket, fragen, ist es möglich, daß nicht jeder Professor sich von einer so verdrießlichen Sache durch Ausbedingung der Pränumeration losmachet? und lieber, wenn er auch Zuhörer darüber verlieren sollte, mit der Hälfte der Einnahme von Collegiis, um die er nicht sorgen, mahnen, unangenehme Antworten bekommen, klagen, und sonst Verdruß haben darf, zufrieden ist? Allein die meisten denken doch nicht so. Den schlechteren verbietet es das Bewußtseyn ihrer selbst, weil sie keine Zuhörer erwarten könnten, wenn sie eine solche Bedingung machen wollten. Aber auch die besseren fürchten nicht unbillig, durch Machung derselben zu viele Zuhörer zu verlieren, so lange andere Professoren, die in der Achtung der Studirenden ihnen so ziemlich gleich sind, sich nicht mit ihnen vereinigen, gleichfalls Pränumeration zu fodern: und da diese Vereinigung zwischen solchen, die einerley lesen, und deren jeder gern sein

Auditorium am vollesten sähe, selten zu erwarten ist, so thun immer viele oder die meisten nicht, was sie gern thun wollten. Sie wünschen denn aber wol dabey, daß ihnen ein solches gebietendes Gesetz zu Hülfe kommen möchte. Allein würde es auch viel ausrichten? Das Gesetz mag befehlen, was es will, so werden immer einige Docenten seyn, denen so viel am Applausu gelegen ist, daß sie lieber die Bezahlung verlieren, wenn sie nur Zuhörer haben, und selbst das Gesetz wird ihnen, wenn sie es nicht beobachten, ein Mittel seyn, solche, die nicht gern zum voraus bezahlen wollen, in ihre Collegia zu bekommen: andere werden ihnen nachfolgen, um nicht zu viel zu verlieren, und so wird die Sache am Ende ziemlich wieder so seyn, wie sie ohne Gesetz war, nur mit dem Unterscheid, daß nunmehr der Docente das Recht nach geendigtem Collegio auf die Bezahlung zu klagen verlohren hätte, folglich noch weniger bezahlt werden würde, als vorhin. Solche Zwanggesetze haben über dem etwas verhaßtes: so billig sind die meisten Zuhörer, daß sie es ihrem Lehrer nicht übel nehmen, wenn er diese Bedingung macht, wer sie sich denn nicht gefallen lassen will, kann in andere Collegia gehen, hat er aber gerade zu dem einen Lehrer ein vorzügliches Zu-

trau-

trauen, so wird er sie ohne Widerwillen erfüllen. Ueber ein Gesetz hingegen, das man als zu hart, als die Freyheit zu sehr einschränkend ansiehet, wird man unwillig und misvergnügt, und denn hat es gerade die entgegen gesetzte Wirkung. Auch läßt sich bey dem ganzen Vorschlage nicht recht begreifen, was geschehen sollte, wenn ein Studirender wirklich bey dem Anfang der Collegien kein Geld hätte, ein Fall, der sich sehr oft zuträgt, und zutragen wird, weil wir doch fast alle in denen Jahren, in denen man auf die Universität gehet, noch nicht Oeconomen zu seyn pflegen. Gesetzt auch, der Studirende hätte sein Geld verspielet, oder verschwendet, oder Schulden des vorigen halben Jahres damit bezahlet, soll nun schlechterdings kein Professor auf der ganzen Universität ihm den Zutrit zu seinem Collegio verstatten, und mit der Bezahlung bis nach geendigtem Collegio warten können? So wäre ja die Folge des Haushaltungsfehlers eines jungen Menschen, daß er das halbe Jahr von Anfang bis zum Ende in Müssiggang zubringen müßte, und dis wäre der geradeste Weg zur völligen Verführung, und äussersten Verderbung der Sitten. Zum wenigsten müßte, wer ein solches Gesetz in Vorschlag bringt, auch darauf denken, wie einem so grossen daraus entstehenden

Uebel vorgebeuget werden solle. Hoffentlich wird doch wol das Gegenmittel nicht seyn sollen, daß das Honorarium unter besonderer Erlaubniß des academischen Magistrats creditirt werden dürfe: dis wäre zu erniedrigend, und ein auf seine Ehre haltender junger Mensch wird lieber gar keine Collegia hören, als sich gerichtlich für einen Verschwender, oder der seinen Wechsel beym Hazardspiel verlohren habe, bekennen.

Vom ganzen Project bleibt also nur so viel übrig, daß es nützlich ist, wenn die Gesetze die Pränumeration begünstigen. Dis geschieht, wenn sie dem academischen Magistrat befehlen, bey entstandener Klage nach dem Vertrage zu sprechen, den der Docent entweder ausdrücklich mit seinen Zuhörern gemacht hat, oder aus seinen vorigen Collegiis als bekannt fortsetzte: folglich ihm, falls er die Pränumeration ausdrücklich oder stillschweigend ausbedung, dazu zu verhelfen. Sie können auch ohne Schaden noch einen Schritt weiter gehen, die Foderung der Pränumeration als etwas nützliches und löbliches anrathen, oder es als bekannt annehmen, Collegia würden zum voraus bezahlt, und also verordnen, daß der academische Magistrat jedem Docenten, der darauf klaget, zur Pränumeration verhelfen solle. Das übrige alles

aber

aber müssen sie dem eigenen Willen der Professoren überlassen, die auf eine viel leichtere und unbeleidigendere Art, blos durch frühzeitige Anzeige der Bedingung, unter welcher sie lesen, die Pränumeration einführen können. Bey Docenten, zu denen die Zuhörer Vertrauen und Liebe haben, hält dis nicht schwer, ob sie gleich, das ist auch wahr, wenn sie es allein sind, die diese Bedingung machen, mit wenigern Zuhörern zufrieden seyn müssen, als sie sonst bekommen haben würden, denn es sind immer sehr viel Studenten, denen es beym Anfang der Collegien an Gelde mangelt. Finden aber Professores die Sache für sich zu bedenklich, so müssen sie auch nicht von den Gesetzen verlangen, auf eine viel härtere Weise zu thun, was sie nicht auf die gelindeste wagen wollen, oder dem academischen Magistrat, um ihres Honorarii willen, den gesammten Haß, dem sie gern entgehen möchten, aufzuladen.

Auch das versteht sich von selbst, daß, wo die Pränumeration eingeführt und von den Gesetzen begünstiget ist, auf den Fall, da der Professor vor Endigung des Collegii stirbt, oder gar durch seine Schuld und Nachläßigkeit es nicht endiget, eben dasjenige Rechtens seyn und beobachtet werden

 muß,

muß, was sonst in gleichen Fällen das gewöhnliche Recht verordnet.

§. 117.

Privatissima sind, wenn es nicht auf Uebung des Lernenden ankommt, sondern der Docent den Vortrag thun soll, gemeiniglich nicht so vortheilhaft für den Lernenden, als Privata seyn würden: blos der Umstand, daß es unmöglich fällt, gewisse Collegia als Privata zu Stande zu bringen, macht Privatissima bisweilen für einen, der gern etwas mehr als das Gewöhnliche lernen wollte, nöthig. Andere hören sie, weil sie theuer sind, und es vornehm läßt, viel Geld zu bezahlen, oder, dem Docenten einen Gefallen zu thun, oder um der Mode willen: man kann ihnen ihren Willen lassen, aber vermuthlich würden sie bey eben dem Lehrer in einem Privato für weniger Geld mehr lernen.

Dieser Satz wird manchen sehr fremd vorkommen, und vielleicht ist er auch nicht nach dem Geschmack aller Professoren. Wer selbst Privatissima gehört hat, wird sich seiner eigenen Erfahrung erinnern, und urtheilen: es läßt sich aber auch ohne diese etwas kostbare Probe ziemlich begreifen, daß eben der Docent, wenn er auch noch so theuer bezahlt wird, selten die Lust haben wird, sich für einen

nen

nen einzigen eben so sorgfältig zu präpariren, als für funfzig oder hundert: und selten wird doch der Docent, der Applausum hat, für ein Privatissimum nur völlig so viel bekommen, als für ein stark besetztes Privatum, sollte er auch alsdenn wol für weniger Bezahlung auf sein Privatissimum gleichen Fleiß wenden, als auf das besser bezahlte Privatum? Mehr Fleiß, -- das wird man nicht einmahl hoffen. Die Erfahrung sagt in der That noch mehr: sie sollen häufig von Lehrern, die zu sich selbst viel Zutrauen haben, mit gar weniger Vorbereitung gelesen werden, und fast nichts als ein extemporeller Discours über das seyn, was ihnen von der Materie beyfällt. Gesetzt aber, es wäre dis nicht, so wird schwerlich der Vortrag so munter seyn, als in einem grossen Auditorio, und auch wol nicht so deutlich, denn im grossen Auditorio hat man Zuhörer von verschiedener Fassung, denen man allen verständlich seyn will, und deswegen den Vortrag verändert, und einerley Sache aus mehr als einem Gesichtspunkt vorstellet, in Privatissimis aber wäre es bey nahe unhöflich, und zum wenigsten hat man selten eben den Trieb, die Sachen so deutlich zu machen. Wer beide Gattungen von Collegiis gehört hat, mag selbst andern erzählen, ob es ihm leichter gewesen ist, im Privatissimo, falls es nicht

ein

ein bloses Plauder-Collegium ward, eine Stunde lang zuzuhören, als im Privato, und wo ihm Aufmerksamkeit die meiste Mühe gekostet hat.

Bey dem Privato und Privatissimo hat der Docent einerley Pflichten; gesetzt, er hätte auch einerley Geldbelohnungen, so ist doch die dritte Triebfeder sehr verschieden: sein Privatum bringt ihm mehr Ehre, mehr selbst im Gesichte vieler Zuhörer zu lesenden Beyfall, als das mit einem einzigen gehaltene Privatissimum: ist es zu verwundern, wenn er in dem einen, auch ihm selbst unwissend, mehr Kräfte anstrenget, alles mögliche zu leisten, als in dem andern? Der Unterscheid wird noch grösser, wenn der Zuhörer im Privatissimo keiner der aufgewecktesten ist, oder keine rechte Lust zu der Sache hat, die er lernen soll: dis muß den Lehrer natürlicher Weise schlapp und mismüthig machen, und denn wird es ihm unmöglich seyn, so gut zu lesen, als wo er unter dem grösseren Haufen das unbedeutende Gesicht übersiehet, und von dem aufmerksamen Blick anderer, der gleichsam Fragen an ihn thut, fortgerissen wird, mehr zu denken, und mehr zu sagen. Und doch pflegt man, welcher sonderbare Misgriff! wol denn vorzüglich auf Privatissima zu denken, wenn ein Reicher wenig Genie, oder zu dem, was er doch lernen soll, keine Neigung hat.

Ein

Ein Mittel, ihm die Sache verhaßter zu machen, oder den Docenten, wenn er anders ehrlich ist, durch Reden mit einem, dessen Unachtsamkeit in die Augen fällt, zu quälen, könnten sie seyn, allein schwerlich eins viel zu lernen, weil der Docent keinen Zwang über die Aufmerksamkeit des Zuhörers üben kann. Wer sich von ihnen Vortheil einbildet, der denkt noch an Schulen, und nicht an Universitäten. Wer Professores, die solche Zuhörer gehabt haben, erzählen hört, der wird gar nicht denken, daß hier zu viel gesagt sey. Bisweilen gehet der Unfleiß bey Vornehmern, denen ihre Eltern ein ihnen nicht interessantes Privatissimum verordnet haben, so weit, daß der Docente fast immer nur in der Luft redet, und noch schlimmer ist es, wenn ihrer zwey sind, die vielleicht impertinent genug wären, mit einander zu reden, unterdessen daß der Lehrer für sie allein, das heißt doch nun, sichtbarlich und vor Zeugen für niemand, dociren soll. Dis muß eine Marter für den seyn, der eine Seele hat, und eine Demüthigung, die im Privato kaum zu erwarten ist: denn da hindert auch die grössefte Nachlässigkeit des einen oder andern den Lehrer nicht so sehr, weil sie durch anderer Aufmerksamkeit vergütet wird, und gemeiniglich pflegt eine so allgemeine Stille zu herrschen, daß auch der, der sonst

keine Lust zur vorgetragenen Wissenschaft hat, aus Scheu vor dem kleinen Publico stille seyn, und um nicht lange Weile zu haben, zuhören muß. Würde nun der blödsinnige oder wider seinen Willen ein Collegium hörende Vornehme nicht in diesem Privato mehr gelernt haben, als im Privatissimo? Wenn aber auch der Zuhörer Lust zu der Wissenschaft hat, so wird es doch schwer, eine ganze Stunde an einander aufmerksam zu seyn; im Privato stört dis den Lehrer nicht, weil es nur ein einziger ist, der sich jetzt etwan ein paar Minuten von seiner Aufmerksamkeit erholet, im Privatissimo aber muß es ihn doch, falls er Augen hat, hindern, und zum schlechtern Docenten machen, als er sonst seyn würde. Daß dis letzte Privatissima nicht trift, in denen examinirt oder discourirt wird, und nur die, darin der Docent an einander fort redet, ist kaum nöthig zu erinnern. Die Examinatoria sind ohnehin schon oben ausgenommen.

Daß die Privata nicht ausgesetzt werden, wenn ein Auditor ausbleibt, oder nicht später angehen, wenn er auch eine Viertheil- oder gar eine halbe Stunde zu spät kommt, ist selbst für ihn ein Vortheil, denn er richtet sich darnach, und bleibt nicht aus: die wenigen Stunden, die er etwan versäumen muß, sind leicht nachzuholen, oder die kleine

Lücke

Lücke schadet auch so viel nicht. Allein im Privatissimo wird oft hierüber so viel Zeit eingebüßt, daß der Docente nothwendig sehr schlecht lesen muß, weil er genöthiget ist, was er im Privato in einem halben Jahr vollständig abhandlen konnte, nun wirklich in die Hälfte der Zeit zusammen zu pressen. Weniger wird er doch alsdenn sagen müssen, sonderlich wenn zur Erholung von der beschwerlichen Aufmerksamkeit auch etwas gefragt oder discourirt wird.

In diesen Fragen setzen einige den Hauptvortheil, den sie für ihre Söhne von Privatissimis erwarten. Gemeiniglich sind sie aber doch nicht so viel die Folge der etwas wirklich nicht verstehenden Lehrbegierde, als nur ein Mittel, sich die lange Weile des Zuhörens zu vertreiben, das freilich sehr beschwerlich ist, wenn Einer zu Einem eine ganze Stunde lang redet, und das Collegium in eine Conversation von allerley fremden Dingen zu verwandeln, die desto unzweckmässiger zu werden pflegt, je mehr etwan auch der Professor dazu Lust hat. Dis Fragen kann aber auch geschehen, wenn man keine Privatissima höret; fast jeder Professor wird seinen Zuhörern gern einen Zugang zu sich gestatten, und bey den Reichen, (die aber allein sind im Stande Privatissima zu hören,) findet dis noch weni-

weniger Zweifel. Diese haben auch gemeiniglich Hofmeister, oder können einen Repetenten annehmen: der eine oder andere würde mit wenigern Kosten, und ohne solchen Verlust in der Hauptsache, die meisten kleinen Fragen beantworten können, die etwan der junge Herr thäte. Die nicht aus Lehrbegierde, sondern aus langer Weile, oder aus Lust das Gegentheil zu behaupten, und Witz zu zeigen, entstandenen, werden ohne Schaden ungethan bleiben: und einige wahrhaftig schwere wird auch der gelehrteste Docent nicht ohne Nachdenken und Nachschlagen ex tempore gründlich beantworten. Doch nur selten hat man diese letzte Gattung von Fragen bey einem Privatissimo zur Absicht; und wenn einmahl (der Fall kommt wirklich bisweilen vor) ein auf Gelehrsamkeit zu geitziger, der bey Endigung seiner Studien noch eine andere Universität besucht, sich das Project in den Sinn kommen läßt, ein Privatissimum zu bedingen, darin er blos fragen könne, so wird vermuthlich ein wahrer Gelehrter zu sich selbst weniger Zutrauen haben, als der sich angebende Auditor, und bescheiden oder ehrlich genug seyn, die Sache zu verbitten.

Der andere von Privatissimis gehoffete Vortheil, daß der Docent sich nach den Fähigkeiten des einzelnen Zuhörers richten könne, ist auch beynahe

eben

eben so viel Verlust. Nach wessen Mangel der Fähigkeit sich ein Lehrer zu sehr richtet, der schläft halb darüber ein; wenn der Zuhörer des Privati durch das Nicht-nach ihm Richten genöthiget wird, alle seine Kräfte anzuwenden, und eben deshalb keine lange Weile hat. Schon nach dem vierzehnten Jahre pflegt der Unterricht in öffentlichen Schulen auch in dieser Absicht vortheilhafter als der Privatunterricht zu seyn; wenn aber einer nach dem achtzehnten Jahr schon die Kräfte des Gemüths, die er je bekommen soll, mehr beysammen hat, so müßte er wirklich sehr stupide seyn, einer solchen beständigen Herablassung zu bedürfen. Wäre es nicht besser einen solchen gar nicht studiren zu lassen? denn wenn er Mittel hat, wird er auch ohne dis leben können.

Wie es zugehen mag, daß doch Professores gern Privatissima lesen, das ist für einen Exotericum eine zu schwere Aufgabe, die er lieber von einem, der selbst Privatissima gelesen hat, beantwortet sehen möchte. Es scheint doch, ein Privatissimum, das gleich gut gelesen werden soll, erfoderte eben so viel Mühe als ein Privatum, sonderlich wenn darin gefragt werden darf, und die Fragen von einiger Wichtigkeit wären: es hätte dabey weniger Annehmlichkeiten und Ermunterungen, als ein zahlrei-

reiches Privatum: und wenn der Zuhörer nachläßsig ist, so müßte es eine sehr beschwerliche Sache seyn, für einen einzigen, der keine Lust zum Zuhören hat, zu reden. Und doch haben manche Professores, auch solche, die sonst mit Beyfall lehren, Privatissima so gern, und freuen sich, wenn sie sie besetzt bekommen. Wie gehet das zu? Eigennutz kann es schwerlich seyn, denn ein Privatissimum bringt selten so viel ein, als ein gut besetztes Privatum! Ist es wirklich bequemer, Privatissima zu lesen? erfodern sie weniger Präparation? (dis wäre eben für die Eltern keine grosse Reitzung, sie dreissig bis funfzigmahl so theuer, als ein Privatum zu kaufen:) oder was ist sonst die Ursache der Erscheinung? Die Antwort kann ich nicht geben, sondern muß sie einem künftigen Raisonnement überlassen, das einmahl von einem Professor geschrieben wird.

Den Preis der Privatissimorum pflegen die Gesetze nicht zu bestimmen, und er beruhet blos von der Verabredung des Lehrers mit dem Lernenden. In der That würde eine Taxe hier sehr unnütz seyn, weil der Professor durch Gesetze und Eid wol zu Publicis und Privatis, nicht aber zu Privatissimis verpflichtet ist, also immer das Recht hätte, das Privatissimum abzuschlagen, wenn ihm die Taxe zu niedrig scheint. Auch

läßt

läßt sich kaum ein vernünftiger Maasstab dazu erdenken. Sollte es der seyn, was ein gutbesetztes Privatum einbringet? so würden die Privatissima theurer werden, als sie sind und doch wäre es kein allgemeiner oder dauerhafter Maasstab, sondern man müßte die Gesetze alle 10. Jahr verändern, oder wol gar bey dem Preise den Nahmen einzelner Professoren ausdrücken. Denn je nachdem einer viel oder wenigen Applausum hat, auch, wie die Universität stärker oder schwächer besetzt ist, bringen Privata mehr oder weniger ein; eins von 200. sich zudrängenden Zuhörern vermuthlich mehr, als eins von zehn geworbenen. Kurz, um Privatissima lassen die Gesetze sich gemeiniglich unbekümmert.

Dis geht, und mit Recht, so weit, daß sie auch einem Professor nicht eben so, als bey Privatis geschiehet, zur Bezahlung verhelfen, wenn der Vater oder Vormünder dessen, der bey ihm ein Privatissimum gehöret hat, behaupten, es sey ohne ihr Vorwissen und Willen geschehen. In der That kann man eben nicht erwarten, daß Eltern ihre Söhne mit der Absicht auf die Universität schicken, theure Privatissima zu hören, wenn eben das Privatum gelesen wird: und der Professor hätte sich bey ihnen erkundigen, oder Pränumeration verlangen mögen; meinte er aber, daß sich weder das eine noch das

andere schickte, so muß er sich ohne weiteren Beystand der Gesetze auf die blose Ehrlichkeit dessen, mit dem er contrahirt hat, verlassen. Es kommt noch der sonderliche Umstand dazu, daß Privatissima von gewinnsüchtigen oder keinen Applausum habenden Docenten den Studirenden halb und halb aufgedrungen oder aufgeschwatzt werden, oder daß ein unordentlicher Studente sie bey dem Prorector, oder einem andern etwas ausrichten könnenden Beysitzer des academischen Gerichts aus Absichten bestellet, die weder den Eltern lieb, noch der Aufrechthaltung der Gesetze gemäß sind. Ob Professores Lust haben, Privatissima zu lesen, das kann dem Gesetzgeber, der für das Wohl einer Universität sorget, gleich viel seyn: denn die Erfahrung lehrt, daß Professores, die einmahl einen Geschmack an Privatissimis gewinnen, sich weniger um ihre Privata bekümmern, und auf sie nur so viel Fleiß wenden, als sie vielleicht bey Privatissimis gewohnt werden; und daß schlechte Privatdocenten, die ein Privatum nicht besetzt bekommen würden, Studenten zu Privatissimis an sich ziehen. Wenn also auch gar eingeführet würde, daß das Gericht schlechterdings keine Klage wegen des Honorarii eines eigentlich sogenannten Privatissimi annähme, falls nicht Eltern, oder Vormünder, oder ein Hofmeister, den

Con-

Consens dazu gegeben und bezeuget hätten, so würde zwar vielleicht manchem Docenten, aber nicht der Universität oder den Lernenden Schaden daraus erwachsen.

Können nützliche Collegia, die der Lernende wünscht, nicht als Privata zu Stande kommen, weil die Anzahl derer, die sie hören wollen, zu klein ist, so ändert sich die ganze Sache. Gern nehme ich auf den Fall alles Disrespectueuse, was mir gegen Privatissima entfahren seyn möchte, zurück, und halte sie den Wissenschaften, der Universität, und dem einzelnen Lernenden für wichtig; nur mit der Bitte, sie von solchen Privatissimis, die man auch privatim hören könnte, und zu denen geworben wird, zu unterscheiden. Dieser Fall trit freilich auf einer zahlreichen Universität, von gutem Geschmack, seltener ein, als auf kleinen, oder auf solchen, wo die überwiegende Anzahl wegeilender Armen den Brodtgeschmack zum herrschenden gemacht hat: indeß könnte er doch bisweilen entstehen, wenn die Materie, über die das Collegium verlangt wird, sehr speciel, oder ausser der Mode ist, oder wenn der glückliche Blick des Lernenden gar eine auf Universitäten unbearbeitete Ader entdeckt, von der er Ausbeute hoft. Specialhistorie eines Landes, aus dem vielleicht nur ein einziger auf der Univer-

sität ist, oder Unterricht in einer, noch auf keiner Universität gelehreten, aber doch der Gelehrsamkeit oder den besondern Bestimmungen des Einen Lernenden, interessanten Sprache, mögen als ein Beyspiel von dem dienen, wovon ich rede.

§. 118.

Ehedem bediente man sich in Collegiis der Lateinischen Sprache. Dis war ein wahres Ueberbleibsel der Barbarey, die die Wissenschaften vom Volk entfernt zu halten, und so wenig, als nur möglich ist, zu nationalisiren sucht, oder der Blödsinnigkeit die sich einbildet, was sie zuerst in einer fremden Sprache gehöret hat, lasse sich nicht mit aller der Kraft in der Muttersprache ausdrücken. Halle hat zuerst, (und mancher Pedante seufzt noch darüber) das Beyspiel gegeben, diese Schande Deutschlands abzuschaffen, und das verführerische Exempel hat die Sachen so geändert, daß jetzt auf den meisten Universitäten Deutsch gelesen wird, etwan noch mit Ausnahme der medicinischen Facultät, oder des theologischen Collegii über die Dogmatik, das billig Latein bleibt, weil man es eigentlich nur hört, um im Consistorio, wo Lateinisch examiniret wird, antworten zu können, und deswegen wol unter Deutscher und Lateinischer Dogmatik einen

in andern Wissenschaften unbekannten Unterscheid macht.

Die Aenderung ist glücklich, und gehört, so viel auch mancher, der etwan nicht Deutsch verstehet, dagegen eifern mag, zu den glücklichen Erscheinungen unsers Jahrhunderts. Die Wissenschaften werden unter einem Volk einheimischer, (coelo detrahuntur, hiesse es in der eigenen Sprache derer, die es gern anders wollten) wenn sie in der Muttersprache vorgetragen werden, und jeder Studirende in seiner eigenen Muttersprache denken lernt. Sie ist doch gewiß das bequemste Hülfsmittel des Denkens, weil einmahl alle unsere Erkenntniß symbolisch, und an Worte gebunden ist: man denkt mehr und lebhafter bey ihr, als bey einer noch so vollkommen erlernten todten Sprache. Gesetzt, dis wäre bey einigen wenigen anders, (denn bisweilen findet sich auch wol ein Gelehrter, der das Lateinische besser verstehet als seine Muttersprache, und die, weil sie ihm kein recht bequemes Werkzeug ist, als arm oder unbiegsam, oder unharmonisch tadelt, oder nach Lateinischem Geschmack geändert wissen will) so sind dis doch nur Ausnahmen: und unter 10. academischen Lehrern, und 1000. Lernenden, wird vermuthlich kaum Einer seyn, der des Lateinischen eben so mächtig wäre, als des Deutschen. Und

warum sollte man dis auch nur anders wünschen? da doch die meisten Zuhörer zu ihrer künftigen Brauchbarkeit im Amt zwar Latein, aber keine so grosse Vollkommenheit im Latein nöthig haben, und die Zeit auf etwas ihnen wichtigers wenden können? Denn wie viel gehört dazu, alles, bis auf die Begriffe aus dem gemeinsten Leben, die zur Erläuterung gebraucht werden, oder bisweilen gar Hauptsache sind, in einer todten Sprache, aus der man blos Bücher gelesen hat, so zu fassen, oder, falls von schönen Wissenschaften die Rede ist, ihren Witz und Schönes so zu empfinden, als in der Muttersprache?

In der That haben sich auch die Wissenschaften so verändert, daß sie sich kaum mehr im Lateinischen mit Vollständigkeit und Leichtigkeit ausdrücken lassen. Das einzige Jus civile kann man ausnehmen, weil wir eigentlich den Römern die Ausarbeitung dieser Wissenschaft zu danken, und noch jetzund ihr Recht haben. Aber schon die Philosophie müßte beym Lateinischen Vortrage verlieren. An reines Latein würde ohnehin nicht zu denken seyn, wenn wir nicht, ohne selbst weiter zu gehen, blose Copien weniger Alten werden wollten: ist es aber kein reines Latein, so ist kaum begreiflich, warum man aus Prädilection für diese Sprache lieber

schlecht

schlecht Latein als gutes Deutsch reden soll. Gesetzt aber, man erlaubt auch dem Lehrer, wie man freilich thun wird, scholastische Kunstwörter, die Cicero nicht verstanden, auch nicht Lateinisch gefunden haben würde, so bleiben es doch nur Kunstwörter, die uns nicht alles sagen, was wir bey einem auch im gemeinen Leben gewöhnlichen, und in der Philosophie glücklich angewandten Worte denken; und unter diesem Kleide wird die Philosophie nie so brauchbar werden, als wenn sie uns ungelehrt, und wie guter gewöhnlicher Menschenverstand, (Common Sense nennen ihn die Engländer) erscheint.

Physik, gewisse Theile der Mathesis, z. E. die Fortification und Kriegeskunst, die ganze Beschreibung der Künste und Handwerker, und die ganze politische Geschichte der letzten dreyhundert Jahre, lassen sich ohne unaufhörliche unangenehme Umschreibungen, oder neue Worte, die jeder machen wird, wie er will, und die folglich keine durch den Sprachgebrauch allgemein bestimmte Bedeutung haben, nicht Lateinisch vortragen. Unsere Historie redet zwar noch von mehr Dingen, die man nicht mit altem Latein ausdrücken kann, als vom Kriege: aber nur bey dem einen Beyspiel zu bleiben, im Kriege ist alles bey uns anders, als bey den Lateinern; nicht blos Pulver, Bomben, und Geschütz,

sondern auch das mörderische Bajonnet, das in den grossen Schlachten der Kriege seit 1740. so entscheidende Wirkung gethan, und vom Philosophen von Sans Souci besungen ist. Kein Corps unserer Soldaten kann man Lateinisch nennen, nicht einmahl ein Regiment: Legio ist nicht blos in der Anzahl der Soldaten, sondern in der Einrichtung eine so ganz andere Sache, (ein aus Infanterie und Cavallerie zusammengesetztes Corps) daß einige Französische Schriftsteller es als eine grosse Verbesserung des jetzigen Kriegeswesens vorgeschlagen, und andere für gefährlich gehalten haben, die Legion wieder einzuführen. Cäsar selbst würde im Reich der Todten sich die Geschichte des vorigen Krieges lieber Französisch als Lateinisch erzählen lassen, wenn er anders die jetzige Sprache Galliens gelernt hat.

Nirgends scheint der Gebrauch der Lateinischen Sprache übler angebracht zu seyn, als in der Theologie. Eine Religion, die ganz von allen Begriffen der Lateiner abgehet, so gar, daß ihre in Vielgötterey erzogene Sprache Dii sagt, und der Philosophe in ihr de natura deorum schreibt, weil man sich kaum so weit über die gewöhnlichen Begriffe erheben konnte, einen seines gleichen gar nicht habenden, und in seinem Wesen vollkommen einzelnen Gott zu den-

denken, Lateinisch lehren wollen, welcher Eigensinn? Man wird zwar dem Einwurf vorbeugen, und sagen können, in der Lateinischen Dogmatik werde eben kein Ciceronianisch, sondern Kirchenlatein gebraucht, und man habe alsdenn den Vortheil mancher Terminologie, die sich im Deutschen nicht ausdrücken lasse. Eben diese Terminologie, bey der sich auch wenig denken läßt, oder doch die meisten wenig denken mögen, ist es aber auch, was andere aus der Theologie wegwünschen, und für die Ursachen mancher unnützen Wortzänkereyen und Verkätzerungen ansehen. Sie mögen vielleicht unrecht haben, und in den scholastischen Terminis tiefe Schätze einer nicht für jeden faßlichen Orthodoxie liegen: allein das bleibt doch sonderbar, gerade die Disciplin, die in das Herz und Willen des Lernenden den stärksten Einfluß haben, und gleichsam ganz in Affect und Gefühl verwandelt werden, und die er künftig in seinem ganzen Leben, in Predigten, Kinderunterricht, Conversation mit seiner Gemeinde, und bey eigentlicher Seelsorge, Deutsch wieder vortragen soll, Lateinisch zu lehren. Unsere Muttersprache ist sonst für uns die Sprache des Herzens und Affects; und was man blos Lateinisch gelernt hat, weiß man selten im Deutschen geschickt und leicht auszudrücken.

Selbst

Selbst die noch auf einigen Universitäten übrig gebliebene Lateinische Dogmatik soll den Nutzen haben, daß man im Consistorio besser bestehen kann, man hört sie also für Einen Tag im ganzen Leben.

In der Naturgeschichte, die Botanik mit eingeschlossen, ist zwar die alte Lateinische Sprache vollkommen unbrauchbar, weil sie zu arm und zu unbestimmt ist: aber hier liesse sich doch wirklich mehr für Lateinische Collegia sagen, nur müßten sie nicht in der alten, sondern in der neu erfundenen Linnäanischen, oder welche man sonst wählen will, gehalten werden. Die Deutschen Nahmen mancher Naturalien sind bisher so wenig allgemein bekannt, auch wol so mannigfaltig, und in verschiedenen Provinzen verschieden, daß man sich bey dessen Provinzial-Wörtern einander nicht verstehet, und deswegen Lateinische Kunstwörter gebrauchen muß, bey denen es nur Schade ist, daß sie in den Schriften der Alten so oft etwas anders bedeuten als in den Neuern, sonderlich bey Linnäo, und dadurch eine wahre Hinderniß im Verstehen alter Lateinischen Schriftsteller, selbst des Plinius, werden. Um dis Latein wird also wol kein Liebhaber der classischen Gelehrsamkeit bitten. Doch hier wären auch alle Wünsche blos speculativisch: denn weil

ein-

einmahl die Einführung der Naturgeschichte (blos medicinische Botanik ausgenommen) auf Universitäten jünger ist, als die Einführung der Muttersprache, so pflegt sie gemeiniglich Deutsch, freilich mit Lateinischen Kunstwörtern unterbrochen, vorgetragen zu werden. Ein patriotischer Wunsch könnte es seyn, ihre Lehrer möchten noch einen Schritt weiter gehen, und Deutsche Wörter zu Kunstwörtern machen. Nichts sollte billig so national und einheimisch seyn, als die Kenntniß der Kräuter und Bäume, die in unserm Vaterlande wachsen, und der Mineralien, die wir haben. Mineralien sollten sie kaum heissen, sondern . . . Doch über den Sprachgebrauch darf ein Anonymus (der Nahme ist ja selbst nicht Deutsch) nichts sagen, der sich so oft fremder Wörter schuldig weiß. (*) Keine Sprache in der Welt ist vielleicht aufgelegter, die Sprache der Naturgeschichte zu werden, denn wir sind an einheimischen Nahmen der Pflanzen so reich,

(*) Der Auctor ist sich hier seines Fehlers bewußt, er gesteht ihn als Fehler, und bittet um Vergebung. Er kann einmahl nicht reiner schreiben, und verlangt auch nicht, ein Werk des Geschmacks, oder ein Muster der Sprache, zu liefern, sondern nur seine Gedanken von Universitäten aufrichtig zu sagen. Dis ist seine ganze Entschuldigung.

reich, daß beynahe blos ihr Ueberfluß der Schade ist, und der Naturkündiger weiter nichts zu thun hätte, als, Linnäanische Gesetze über ihre Bestimmung zu geben; im Steinreich, oder doch wenigstens in der Bergwerkskunde, borgen andere Völker Deutsche Nahmen: und was uns mangelt, können wir immer aus fremden Sprachen haben, weil unsere Sprache, ungeacht der Klagen des Pedanten, so biegsam ist, alle ausländischen Nahmen, selbst Klägers seinen, anzunehmen, und ohne viel Veränderung einheimisch zu machen. Sie hat in diesem Stücke etwas von den Vortheilen der Englischen, sonderlich nachdem die von Gottsched nützlich eingeführte Reinigkeit eben so nützlich nicht ganz strenge beobachtet wird, und man der Sprache wieder ihre alten erobernden Rechte läßt, wo sie sie der Deutlichkeit und des Reichthums wegen einmahl nöthig hat.

In den medicinischen Collegiis hat sich die Lateinische Sprache noch am längsten erhalten. Hier läßt sich manches vor und wider sie sagen. Das Latein der Lehrer der Medicin ist oft ungemein schlecht, und sonderlich in der Prosodie, aber auch wol sonst in andern Stücken, grammaticalisch unrichtig. Unter den Zuhörern zählt diese Facultät immer weit mehrere, als die theologische und juri-

stische,

stische, die spät zum Studiren gekommen sind, und wenig Latein verstehen: diese können doch aus einem Lateinischen Vortrage nicht den gehörigen Nutzen haben, und lernen sie nichts, so fällt der Schade davon auf das menschliche Leben. Auf der andern Seite erinnern die Professores, wenn sie Deutsch lesen wollten, so würden zu viel Barbiergesellen es sich einfallen lassen zu studiren, und das sey der Medicin und dem menschlichen Leben eben so nachtheilig; denn weil diese, ohne vorhin auf Schulen gewesen zu seyn, Studenten würden, so lernten sie gemeiniglich auf der Universität zu wenig, verstünden, da doch die ganze Terminologie Griechisch oder Lateinisch sey, manches unrecht oder gar nicht, und könnten sich auch wegen Unkunde der Sprachen in Lateinischen, Französischen und Englischen Büchern nicht Raths erholen: es sey daher nöthig, den grossen Haufen dieser ohne Zubereitung in die Medicin eindringenden abzuhalten, und das geschehe eben durch Lateinische Collegia: die bessern unter Chirurgis und Apotheckern würden dadurch nicht ausgeschlossen, denn entweder hätten sie schon Latein gelernt, oder würden es lernen.

Hier ist schwer zu entscheiden. Die Erfahrung lehrt wirklich, daß auf einigen Universitäten, als noch vor wenigen Jahren Lateinisch gelesen ward,

die Lernenden in der Medicin ausgesuchter waren, und nachdem von etlichen Professoren die Deutsche Sprache eingeführet ist, eben die, welche durch Lateinische Collegia abgehalten werden sollen, in gar zu grosser Anzahl eingedrungen sind. - - Was hier das beste sey, darüber würde ein erfahrner, die Ehre seiner Wissenschaft liebender, Professor Medicinä besser urtheilen können, als irgend ein anderer Schriftsteller, nur müßte er auch stets mit in Anschlag bringen, was auf einer Universität, auf der schon in der Medicin Deutsche Collegia eingeführt sind, noch jetzt möglich ist. Dem Docenten, der sich einmahl an seine Muttersprache gewöhnt hat, pflegt es schwer, bisweilen auch gar unmöglich zu werden, Lateinisch zu dociren.

Aus Liebe zur Lateinischen Sprache darf man eben nicht über Thomasium seufzen, der in Halle Deutsche Collegia einführte, oder Wünsche thun, daß doch die Lateinische noch auf den wenigen Universitäten, wo sie in Collegiis üblich ist, beybehalten, und auf andern wieder in die Collegia aufgenommen werden möchte. Es ist sonderbar, wenn man bisweilen solche Eiferer für das Lateinische siehet, die Thomasium schon fast für den Einführer der Barbarey halten: denn gemeiniglich gewöhnt sich der Professor durch die Nothwendigkeit, ganze

Stun-

Stunden lang ohne Vorbereitung auf Worte Lateinisch zu dociren, an schlechtes selbstgemachtes Latein, und verdirbt noch dazu seine Schreibart. Wenigstens ist im protestantischen Deutschland, wo doch jetzt meistens Deutsch docirt wird, das Latein der Professoren in Büchern besser, als im catholischen, oder in Frankreich: und, um ein protestantisches Land, selbst den Sitz des Geschmacks und der Gelehrsamkeit zu nennen, in England, sind unter den Gelehrten viel weniger, die das Lateinische mit Leichtigkeit und Reinigkeit schreiben können, als bey uns, ungeachtet Latein noch bey ihnen die Sprache der Universitäten ist. Im Griechischen haben die Engländer ohne Zweifel Vorzüge vor uns, die von sehr glücklichem Einfluß auf die Wissenschaften und Cultur sind, aber im Lateinischen haben wir sie. Wenn man auch nur in der theologischen Facultät unsere Zeit mit dem vorigen Jahrhundert vergleicht, so wird man keine nachtheiligen Folgen der Verdrängung des Lateins vom Catheder bemerken: unsere jetzigen Theologen schreiben gemeiniglich besser Latein, als die ältern.

Um der Ausländer willen, die unsere Universitäten besuchen möchten, ist auch nicht nöthig, das Lateinische wieder einzuführen; obgleich einige sehr vorsichtige Männer an sie denken, ehe sie da sind.

Keine unserer Universitäten kann vors erste hoffen, wenn sie auch die allgemeine Sprache der Gelehrten redete, eine beträchtliche Anzahl von Engländern oder Franzosen an sich zu ziehen. Die Engländer verstehen nicht einmahl unser Latein wegen des grossen Unterschieds der Aussprache, und eine ihrer Hauptabsichten, wenn sie Deutsche Universitäten besuchen, ist, falls sie sie nicht blos als einen Ort des Plaisirs, und wegen der zu Oxford und Cambridge nicht gewöhnlichen freyen Lebensart, wählen, die Erlernung der Deutschen Sprache, die in England mehr geschätzt zu werden anfängt. Schweden und Dänen verstehen ordentlich schon Deutsch, wenn sie zu uns kommen. Für die wenigen Russen, die etwan die jetzige Kayserin bisweilen auf Deutsche Universitäten schickt, wird sie schon selbst sorgen: sie haben Zeit genug Deutsch zu lernen, und vermuthlich ist es eine der Absichten, daß sie es lernen sollen. Blos ein Paar Ungarn, von eigentlicher Ungrischer oder Slavischer Ankunft, die in ihrem Vaterlande nicht Deutsch gelernt haben, möchten etwan auf dieser oder jener Universität seyn, die die Sache anders wünschten, als sie ist: allein ihnen zu gefallen sollen wir wol unsere Muttersprache nicht verleugnen.

§. 119.

§. 119.

Der Verfall der Collegien, und zwar nach der jetzigen Einrichtung eigentlich der Privatorum, (denn auf die kommt alles an) ist zugleich der Verfall der Universität, der gewiß immer weiter gehet, wenn ihm nicht früh vorgebeuget wird, und dieser Mangel einer Universität kann für die Studirenden durch keine andere Vortheile, sie seyn auch welche sie wollen, ersetzt werden. Sie haben noch so viel Plaisirs: aber man schickt doch Söhne von 18. Jahren, die hoffentlich überall Plaisirs finden können, wenn sie nicht hypochondrisch sind, nicht mit grossen Kosten auf die Universität, um sich aufzumuntern; hätten sie das nöthig, so stände zu überlegen, ob nicht ein Bad in den angenehmen Gegenden des Rheins besser wäre? Und wenn man nun auf ihr gute Lebensart lernen könnte? Vermuthlich lernt man sie an Hofe doch noch besser, als auf irgend einer Universität in Deutschland, welche es auch seyn möchte, und dabey mit etwas weniger Gefahr für Sitten und Gesundheit, der etwan die sonst strenge Disciplin nicht so vorgebeuget hat, als Tumulten und Schlägereyen, und vielleicht ist auch der Aufenthalt am Hofe nicht so kostbar, oder mit andern Vortheilen verknüpft. Sind daher einmahl

die Collegia auf einer noch so viel Vorzüge habenden Universität im Verfall, so kann der treueste Freund den Eltern nichts bessers rathen, als, eine andere auszusuchen, und dis um desto mehr, weil natürlicher Weise die Sitten eines lebhaften jungen Menschen sehr verdorben werden müssen, wenn er nicht genug durch Arbeit beschäftiget wird, und es einmahl Mode ist, in den Jahren müssig zu gehen, in denen alles am Menschen lebet, und etwas zu thun haben will. Hat der Vater so viel Geld, und will seinem Sohn nur Vergnügen oder Lebensart verschaffen, so schicke er ihn entweder an den Hof, oder unter Aufsicht eines guten Hofmeisters auf Reisen: nicht aber auf eine Universität, die unfleissig ist, und auf der es immer so viel an Jahren und durch den Studentenstand gleiche Verführer giebt. Sie schließt nach jetzigen Sitten die Subordination so aus, daß seine Freunde auf ihr weniger Einfluß in die Sitten seines Sohns haben können, als am Hofe. Eine traurige Wahrheit für Eltern, die mir hier entfährt: aber sie ist Wahrheit.

Der Verfall der Collegien ist nicht von einerley Art, auch nicht immer gleich schlimm. Oft fängt er nur an, und wird erst künftig, wenn nicht früh vorgebeuget wird, weiter gehen. Im zweyten Theil hatte ich die wirklich angenehme Beschäftigung, die

gute Seite der Universitäten, und den mehr, als Gesetze und Eid vorschreiben können, thuenden Eifer der Professoren abzumahlen, (einige, die sich nicht abgemahlt fanden, sollen es übel genommen haben:) hier ist doch aber wirklich auch nöthig, die schlimme Seite vorzustellen. Jeder wird bald merken können, welche von beyden die Universität hat, mit der er bekannt ist: doch wird es ihm noch leichter werden, wenn er eine gute mit der schlechten vergleicht, wohl einverstanden, daß es in Deutschland noch zur Zeit keine einzige giebt, die durch und durch gut ist, sondern jede ihre Mängel hat; und daß es auch ein vergeblicher Versuch seyn würde, alle Mängel zu heben. Es ist genug, wenn eine Universität von den wichtigsten frey ist, und auf die andern Acht gegeben wird, daß sie nicht zu weit um sich greifen.

Verfall der Collegien ist also,

1) Wenn zu oft ausgesetzt wird. - - - Freilich kann man dem Professor nicht die Regel vorschreiben, nie auszusetzen, als wenn Krankheit oder Cur, oder eine andere eben so rechtliche Abhaltung ihn dazu nöthiget: es würde auch nicht viel helfen, denn ihm könnte ja belieben, krank zu seyn, ohne eben ein Attestat vom Medico beyzubringen. Allein so bald das Aussetzen zur Gewohnheit wird, so daß der

Zuhörer immer im Zweifel, wird gelesen? oder wird nicht gelesen? zu des Professors Thür gehen muß; oder auch nur, wenn es ohne eigentliche Hinderung von Krankheit u. s. f. so gut geschiehet, daß das Collegium darüber nicht zu Ende kommt, oder zuletzt schlechter gelesen, und geeilt wird: so ist schon der Misbrauch und Verfall offenbar. Man darf sich nur in die Stelle der fleissigen Zuhörer, und der Eltern, die ihre Söhne auf Universitäten schicken, in Gedanken versetzen, um zu urtheilen.

Ist das Aussetzen der Fehler eines einzigen, und zwar eines solchen, der in Collegiis kein Monopolium hat, so ist dem Publico weniger daran gelegen: er thut nicht der Universität, sondern sich selbst Schaden, denn die Zuhörer werden bald zu einem andern fleissigern gehen. Vermuthlich ist auch dis für ihn die Erinnerung, sich zu bessern.

Liest aber, wie sonderlich in der medicinischen Facultät der Fall häufiger vorzukommen pflegt, der einzige Professor, bey dem man das Collegium hören, oder doch mit Nutzen hören kann, um der Landpraxis willen unfleissig, und hält es schon für Entschuldigung genug, daß er zu Patienten geholt ist, so sind die Studirenden übel daran, und, wenn man unpartheyisch urtheilen soll, nicht blos um ihr Honorarium, sondern auch um das Geld, das

sie

sie auf der Universität verzehren, gebracht. Die Universität muß über kurz oder lang darunter leiden, wenn es eine fleissigere giebt. Billigkeit gegen die Studirenden, und Klugheit, erfoderten es, hier eine Einschränkung zu machen, und vest zu setzen, daß, wenn um solcher in der blosen Willkühr des Professors stehenden Ursachen willen das Collegium nicht geendiget, oder zuletzt unaccordmässig geeilet, und das nöthige überschlagen wird, die Zuhörer nicht schuldig seyn sollen, das unvollkommene Collegium zu bezahlen, oder, wenn sie es schon bezahlt haben, berechtiget, ihr Honorarium zurück zu fodern. Dis letzte wird ja so gar alsdenn, wenigstens pro rata, für billig gehalten, wenn der Professor in der Mitte des Collegii stirbt: und wie sehr ist dieser Fall von jenem verschieden? Daß der Professor nicht aus Faulheit ausgesetzt, sondern seine Zeit zu anderer nützlicher Arbeit angewandt hat, der Medicus zur Praxi, und vielleicht der berühmte Author zum Bücherschreiben, wenn ihn Verleger und Drucker mahnten, kann die Sache nicht ändern, so bald seine Auditores darunter leiden: wem er seine Zeit widmete, die Patienten oder der Buchführer, mögen sie ihm bezahlen, nicht aber die Studenten. Vielleicht aber werden alsdenn die Patienten mit einem andern Medico zufrieden seyn, weil sie den

Professor nicht schadlos halten können, oder er wird etwas undienstfertiger gegen Auswärtige werden: und durch das eine oder andere wäre der Universität geholfen.

Aber wie? wenn ein Vornehmer, ein grosser Herr, gar der eigene Landesherr den Medicum beriefe? soll er da auch nicht kommen? - - Von, nicht kommen, ist ja nicht die Rede, sondern nur von, nicht bezahlt Nehmen eines unterbrochenen und nicht contractmässig geendigten Collegii. Der Vornehme, der grosse Herr, der eigene Landesherr, der den Studirenden ihren Lehrer entziehet, darf ihn nur so bezahlen, daß er von ihnen keine Bezahlung der nicht gethanen Arbeit zu verlangen nöthig hat. Doch wenn auch wegen eines Königes einmahl eine Ausnahme vom eigentlichen Recht und Billigkeit gemacht würde, (der Ausdruck klingt zwar wunderlich) so kann sie eher übersehen werden, als bey der Landpraxis, denn der Fall kommt seltener, und der Medicus muß wenigstens zur Reise erst die Erlaubniß der Obern haben, bey der Landpraxis nimmt er sie sich aber selbst, und öfters; auch gewinnet in jenem Fall die Universität so viel an Ehre, daß (wenigstens nach den Regeln der Klugheit) wol etwas übersehen werden kann.

Von

Von dem Fall, wenn wegen Arbeiten dieser Art die Collegia so sparsam und gleichsam mit scrupuleusem Gewissen ausgesetzt werden, daß den Zuhörern weder Nachtheil daraus erwächst, noch Misvergnügen entstehet, rede ich im vorhergehenden gar nicht. Erlauben doch die Zuhörer ihrem Lehrer ohne Widerwillen auch wol eine Reise zu seiner Gesundheit oder Vergnügen!

2) Wenn zu lange Ferien sind. - - - Dis Uebel ist vom vorigen noch sehr verschieden. Jenes bestand blos in der Unterlassung einer Pflicht, deren sich doch nur einzelne schuldig machen werden; dieses, in einer willigen Abänderung der Pflicht, bey der es auch selbst dem Fleissigen, der gern lesen wollte, nicht einmahl möglich seyn wird, Collegia zu halten, wenn etwan ein elender Jahrmarkt, oder eine die Studirenden nicht angehende Messe, oder der wunderliche Nahme der Hundestagesferien, oder der Umstand, daß dieser Tag der mittelste in der Woche ist, oder sonst eine Thorheit, es untersagt.

Ferien müssen allerdings seyn, (davon in einem der nächsten Abschnitte) allein wenn in jeder Woche, die auf der Universität, den Sonnabend-Nachmittag abgerechnet, aus $5\frac{1}{2}$. Arbeitstagen bestehet, noch der Nachmittag des Mittewochens wegfällt, also nur 5. Arbeitstage werden; wenn noch andere

Ferien dazu kommen, und alle zusammen genommen, ein Vierteljahr, oder wol gar den dritten Theil, ja die Hälfte des Jahrs ausmachen, so ist der Schade für die Lernenden sehr groß, und die Eltern, die das Geld ausgeben sollen, sind - -, ich mag das eigentliche Wort nicht setzen. Um eben so viel zu lernen, als in drey Jahren möglich wäre, wenn Jahr aus Jahr ein (blos mit Ausnahme der beym Schluß der Collegien nothwendigen vierzehntägigen Ferien) beständig, und zwar die Woche $5\frac{1}{2}$. Tage hindurch gelesen würde, müßten die Lernenden nun vier bis fünf Jahre auf Universitäten bleiben; aber dieser Aufenthalt ist, sonderlich jetzt bey sehr vermehrtem Luxu, kostbar. Die Folge ist noch schlimmer, wenn die Docenten wegen der vielen Ferien das Collegium so in die Kürze zusammen ziehen, daß das, wozu auf der fleissigen Universität ein wahres halbes Jahr, (ohngefähr 100. bis 140. (*) Stunden) für nöthig gehalten werden, in halb so viel Stunden zu Ende kommt. Ist es möglich, daß alsdenn der Zuhörer etwas rechtes lernet? und ist

(*) Von 26. Wochen rechne man zwey Wochen Ferien ab, so bleiben 24. Wochen. Wird ein Collegium vier Stunden (mehrere sind bey einigen nicht nöthig) gelesen, so macht es 96., und wird es 6. Stunden gelesen, so macht es 144. Stunden.

ist nicht die Zeit, die er auf der Universität zubringet, in der That für ihn verlohren? Selbst auf die Sitten haben diese langen Ferien natürlicher Weise einen sehr nachtheiligen Einfluß, wenn anders die Lernenden nicht blos aus solchen bestehen, die in der Nähe zu Hause sind; und eine Universität, die blos für die nächste Nachbarschaft ist, verdient kaum den Nahmen, den sie trägt, weil auf ihr zu wenig gelernt werden kann.

Die Fremden müssen während der langen Ferien unbeschäftiget auf der Universität bleiben: was für Wirkungen dis bey einer Menge munterer junger Leute haben muß, wird jeder, der das menschliche Herz kennet, zum voraus wissen, wenn auch noch gar keine Erfahrungen vorhanden wären. Sie müssen nicht nur der Arbeit ungewohnt, und des Müssigganges so gewohnt werden, daß es ihnen hernach schwer wird, die Collegia ordentlich zu besuchen; sondern diese Ferien werden auch ordentlich die Zeit der Verführung und der Ausschweifungen seyn. Wie könnte man sich dis anders einbilden, wenn man sich einen jungen Menschen in der besten Blüte seiner Jahre vorstellet, der entweder mit etwas nützlichen beschäftiget seyn will, oder sich aus langer Weile anders beschäftigen wird?

Auf

Auf einigen Deutschen Universitäten ging der Misbrauch der Ferien sehr weit, doch vielleicht nicht völlig so weit, als ausser Deutschland, wo es Universitäten giebt, auf denen noch jetzt mehr Tage im Jahr (den Sonntag gar nicht mit gezählt) gefeyret, als an denen Unterricht gegeben wird. Doch auch in unserm Vaterlande sind noch Universitäten, wo Lehrbegierige über Menge der Ferien klagen. Nahmen sollen hier nicht stehen, wo von etwas unangenehmen die Rede ist: aber für erdichtet wird niemand die Klage halten. Unbegreiflich wäre es, wie eine solche Universität blühend bleiben könnte: selten ist auch das Beyspiel, allein es kann doch entstehen, wenn sie etwan andere Vortheile, z. E. eine genauere Disciplin, und äussere Ruhe hat, die vielleicht auf fleissigern Universitäten mangeln.

Auf neu angelegten Universitäten hat man den übermässigen Ferien vorzubeugen gesucht, und sonderlich war hierin der seel. Münchhausen eifrig: wäre er es nicht gewesen, so würde er seinen Endzweck, Göttingen blühend zu machen, durch alle andere Mittel nicht erreichet haben. Zu Anfang der Universität wurden noch Jahrmärkte, von so elender Art, daß man kaum wußte, es wäre ein Jahrmarkt, und Mittewochen, mit Aussetzung der Collegien gefeyret, und in der eigentlichen Ferien-

zeit

zeit konnten Fremde hinkommen, und ausser Stande seyn, ihre Neugier auch nur durch Anhörung eines einzigen Collegii zu befriedigen. Professores, die von Universitäten kamen, wo dis Mode war, hatten es so eingeführt, und andere konnten nicht einmahl lesen, weil die Sache ungewöhnlich war. Er verbot diese Ferien strenge, und hatte das Glück, daß das Verbot wirkete: er sahe auch noch mehr, daß in den Ferien Collegia gelesen wurden, entweder alte, die nicht hatten geendiget werden können, und die sich doch jeder scheuete in das folgende halbe Jahr überzutragen, oder eigene Feriencollegien. Dis war auch der Anfang der Aufnahme einer Universität, für die er so eifrig sorgete, als wenn er blos in ihr seine Ehre setzte. Doch gab Göttingen das Exempel des Fleisses nicht zuerst, sondern ahmte es nur von andern Universitäten nach, die sein Stifter genau kannte.

Daß Universitäten, auf denen zu viele Ferien sind, mit der Zeit selbst dabey verlieren müssen, weil Eltern den Zeit- und Geldverlust einsehen, und ihre Söhne lieber auf fleissige Universitäten schicken, ist a priore begreiflich. Die Erfahrung bestätiget es auch durch genug Beyspiele: indeß giebt es doch Exceptionen. Woher die kommen, ist vorhin be-

rührt, doch kann die Ursache mannigfaltiger seyn, und es ist nur Eine zum Beyspiel angegeben.

3) Wenn so spät nach dem Schlage angefangen, oder so früh aufgehört wird, daß die den Zuhörern versprochene Stunde in etwas wenigeres als drey Viertheilstunden, bisweilen gar in eine halbe Stunde verwandelt wird.

Dis sind Ferien unter anderm Nahmen, und wenn sie noch zu den eigentlich sogenannten Ferien, oder zum öftern Aussetzen kommen, so kann das Collegium gar wohl nur der vierte oder fünfte Theil von dem seyn, was es auf einer fleissigen Universität und bey einem fleissigen Professor gewesen seyn würde; ein bloser Betrug und Zeitverderb für die Zuhörer.

Es ist freilich nicht möglich, eine völlige Stunde von wahren 60. Minuten zu lesen, weil ordentlich andere Collegia vorhergehen, aus denen die Zuhörer erst zusammen kommen müssen: allein ob 55. oder 45. oder 40. oder gar nur 30. Minuten zum Collegio angewandt werden, das macht einen grossen Unterscheid.

Universitäten in kleinen Städten, oder auf denen die Professores nahe beysammen wohnen, und die Universität sich gleichsam in Eine Gegend der Stadt zusammen gezogen hat, haben hier einen

Vor-

Vortheil. Es ist auf ihnen eben so leicht, fünf, als auf andern, zehn Minuten nach dem Schlage anzufangen: eine für die Lernenden nicht gleichgültige Sache, denn bey einem wöchentlich sechs Stunden gelesenen Collegio gewinnen sie an fünf Minuten schon im halben Jahr dreyzehn Lectionen. - - Dieser Unterscheid grosser und kleiner Städte ist nicht etwan theoretisch gedichtet, die Erfahrung bestätiget ihn: man wird vielleicht Universitäten in grösseren Städten, wo die Auditoria weit von einander liegen, kennen, auf denen es schwer werden würde, auch zehn Minuten nach dem Schlage anzufangen.

Die treue Anwendung der Stunde ist eine Sache, bey der die Obern weder durch Gesetze noch Erinnerungen etwas thun können; sie giebt sich auch gemeiniglich von selbst, wenn auf einer Universität der Fleiß zur Mode geworden ist, obgleich es auch hier nach dem principio indiscernibilium einzelne Ausnahmen geben wird. Macht diese nur nicht der Monopoliste, so können die Zuhörer den treuern Lehrer wählen, und der untreue wird darunter leiden.

Seltener ist der Fehler, aber er ziehet doch beynahe eben dieselben Folgen nach sich, daß ein Docente sich angewöhnt hat, noch über die Stunde zu

lesen: denn nun müssen entweder andere Collegia um seinetwillen später angefangen werden, oder die Zuhörer eines gleich auf seins folgenden Collegii verlieren jedesmahl den Anfang der Stunde, wodurch es ihnen sehr unbrauchbar werden muß. Bisweilen ist dis nicht blose Gewohnheit, oder Distraction des Docenten, sondern hat die Absicht, einem Collegen, der in der nächstfolgenden Stunde lieset, wie man es nennet, das Collegium zu verderben. Dis geht an, wenn der Vorgänger in der Stunde entweder einen grösseren Applausum, oder ein Monopolium in seinem Collegio hat, und der Umstand hinzukommt, daß den Zuhörern des um eine Stunde später lesenden Professors das vorhergehende Collegium, das nur einer liest, nothwendig ist.

Doch nur selten geschiehet dis. Wäre der Fall häufiger, so verdiente er ein Universitäts-Policey-Gesetz, das beföhle, so vernünftig zu seyn, und mit dem Schlage zu schliessen, wie man in einigen Ländern den Predigern verboten hat, über eine Stunde zu predigen, und das gar, wo ich nicht irre, bey zehn Thaler Strafe. Meistentheils ist es genug, daß die Zuhörer den Lehrer merken lassen, er möge es nicht thun: und gemeiniglich fühlt er von selbst, daß es eine Grobheit gegen Zuhörer, die

die noch andere Collegia haben, ist, sie auch nur eine Minute nach dem Schlage ohne vorher erbetene Erlaubniß aufzuhalten. Sind sie nicht einfältig, so können sie sich ohne viel Wendungen selbst Recht schaffen, und sich nur vereinigen, wenn es schlägt, wegzugehen.

4) Wenn das Collegium nicht in der versprochenen Zeit, oder den darauf folgenden Ferien, geendiget, sondern noch weit in das folgende halbe Jahr continuirt wird.

Dis ist häufig die Folge davon, wenn ohne Noth ausgesetzt ist, und der doch halb redliche Docent gern seinen Zuhörern das nöthige sagen will. Besser ist es für sie freilich, als wenn das Collegium gegen das Ende so abgekürzt wird, daß sie gar nichts daraus lernen können, und zeigt doch bey einer Untreue noch eine gewisse Art von Treue an. Indeß bleibt es den Zuhörern nachtheilig, und müßte nicht geduldet werden: wenigstens müßten sie zu keiner Bezahlung des angefangenen Collegii, sondern der Docent zur Wiedererstattung des empfangenen Honorarii verbunden seyn, wenn diese Verlängerung des Collegii in das folgende Semestre nicht durch Krankheit und andere legitime Ursachen, oder durch zu viele wohlgemeinte Ausführlichkeit beym Anfang verursacht ist. - - Ganz unbegreiflich ist es, wie

bisweilen Professores so unbillig seyn können, in diesem Falle gar doppelte Bezahlung für zwey halbe Jahre zu fodern, und Studenten so einfältig, sie ohne Widerrede zu geben, da doch in zwey halben Jahren nicht mehr geleistet ist, als der Abrede nach in Einem halben Jahr geleistet werden sollte, und der Zuhörer noch dazu um seine ihm immer kostbare Zeit gebracht ist, also eher eine Schadenersetzung fodern könnte, so bald die Untreue erweislich ist.

Ein ganz anderer Fall ist es, wenn Krankheit, oder was man sonst cura valetudinis nennet, diese Ausdähnung des Collegii über die Zeit nothwendig machen: doch würde auch in dem Fall höchst unbillig seyn, für das ins zweyte halbe Jahr continuirte Collegium doppelte Bezahlung zu fodern. Es ist genug, daß der Zuhörer sich nicht weigert, sie einmahl zu leisten: denn wenn er das thäte, so würde doch die Rechtsfrage ziemlich verworren aussehen.

Eben dis gilt auch bey dem dritten Fall, wenn zu viel Treue, und Begierde alles zu sagen, den Professor, der den Maasstab des Collegii nicht im Kopfe hatte, nöthiget, zwey halbe Jahr für Eins zu lesen. Mit seinem Fehler im Ueberrechnen hat man billig bey so viel Ehrlichkeit Geduld; und die muß der Zuhörer selbst haben, denn sonst würde

der Lehrer, um nicht zum zweytenmahl in den Feh-
ler zu fallen, im Anfang zum grossen Nachtheil
seiner Zuhörer eilen, so viel er könnte: aber der Pro-
fessor muß für seinen Fehler im Rechnen nicht dop-
pelt bezahlt seyn wollen.

Selten, aber doch bisweilen, ist dis Lesen in
das folgende halbe Jahr eigentliche Professorlist,
einen durch Kunst erschlichenen oder vom Glück ge-
gebenen Applausum zu behalten, oder einem andern
Collegen den Applausum zu nehmen. Ein, dis
auf Universitäten so hoch gehaltene Gut den Regeln
der Moral vorziehender, Professor, ist etwan so
glücklich gewesen, seinen Endzweck zu erreichen,
und sich dabey heimlich bewußt, daß er es nicht ei-
gentlich verdient hat, oder doch künftig nicht ver-
dienen, sondern nur seine Collegia, wie sie einmahl
sind, fortlesen will, wenigstens, daß dis prächtige
Glück von allerley veränderlichen Umständen ab-
hänget: so dähnt er sein stark besetztes Collegium
bis in die Mitte des folgenden Semestris, und ver-
spricht im Lectionscatalogo nach dessen Endigung
ein neues. Auf die Art hat er seine Auditores schon
gewissermassen in das neue engagirt, denn sie kön-
nen in der Stunde kein neues Collegium anfangen,
ohne das vorige in der Mitte liegen zu lassen.
Oder, wenn er einem Collegen, der nicht gerade

den Applausum hat, als er selbst, ein Collegium verderben wollte, so verlängert er nur sein stark- besetztes Collegium des vorigen halben Jahrs, das gerade in die Stunde fällt, in der jener künftig le- sen wollte. - - - Ob dis blos mögliche, oder wirk- liche Listen sind? Ja! es sind wirkliche Listen, und Professores, die starken Applausum hatten, sind so glücklich gewesen, sie mit vieler Klugheit zu üben, um ihn zu behalten. Es ist genug, wenn das Kunststück bekannt gemacht wird, dadurch ist es schon halb vereitelt: der Curator der Universität weiß auch vielleicht seine Regeln darnach zu nehmen. Doch ist es (das muß ich dabey sagen) selten, denn es setzt einen starken Applausum zum voraus, durch den der aufs Erhalten bedachte, seinen Collegen überlegen ist.

5) Wenn die Collegia zu lange dauren. - - Dis ist noch vom vorhergehenden verschieden, und davon zu verstehen, wenn ein Collegium, das im halben Jahr geendiget werden könnte, zum Jahre, oder eins, das ein Jahr erfoderte, zu zwey oder drey Jahren angesetzt wird. Dieser Fehler war im vorigen Jahrhundert auf manchen Universitäten ein- gerissen, und hin und wider dauerte er noch vor kurzer Zeit fort. Ein so weitläufiges Lesen sollte Gelehrsamkeit heissen, ob es gleich gemeiniglich an

Sa-

Sachen arm, und nur eine Dähnung der bekannten, auch wol eine öftere Wiederholung derselben Dinge, oder Aufhäufung unnützer Terminologie und entbehrlicher Nebensachen war: dazu kamen denn noch wol die vielen Universitätsferien; und so entstand ein vieljähriges Collegium, langweilig anzuhören, und zum Unterricht derer, die nur drey Jahre überall auf Universitäten bleiben können, sehr unschicklich abgemessen. Auf den neuern Universitäten hat man den Fehler abzuschaffen gesucht, und durch Nachahmung des Guten ist er auch auf den meisten alten verschwunden. Man hat wol noch einen Schritt weiter gehen, und verordnen wollen, daß gar kein Collegium über ein halbes Jahr dauren sollte. Dis ist zu viel gefodert: einige Collegia werden schlecht und an Sachen zu arm werden, wenn man ihnen kein Jahr gönnet; oder sie müßten täglich zwey Stunden gelesen werden, (wie die Pandecten) und das ist wieder mit manchen Unbequemlichkeiten für die Lernenden verbunden, weil es die Collisionen mit andern Collegiis, die sie zu hören wünschen, vermehret. Zu strenge Gesetze werden auch nicht beobachtet, und Aufsicht der Obern hilft hier oft mehr, als eigentliche nicht jeden Fall bestimmen könnende Gesetze.

6) Wenn die nöthige Varietät in Collegiis mangelt, oder gar einige unentbehrliche Collegia vergeblich gesucht werden.

Auf einer kleinen Universität ist beynahe nicht möglich, hierzu helfen, denn die Schuld wird daran liegen, daß es an Zuhörern mangelt: aber für eine solche kleine Universität ist auch kein besserer Rath, als, sie würde entweder grösser und gesunder, oder sie thäte, was wir alle einmahl thun müssen, sie stürbe.

Wenn auf grösseren ein nicht zwar nothwendiges (denn das wird hier selten der Fall seyn) aber doch ein vom Lehrbegierigen gewünschtes, ein andern Lectionsverzeichnissen Ehre machendes Collegium, mangelt, so ist zu untersuchen, an wem die Schuld liegt? Ist der Geschmack der Lernenden zu ungelehrt, daß sich nur wenige vereinigen wollen, etwas nicht unmittelbar Brodt bringendes, oder dessen Nutzen sie doch nicht einsehen, zu hören? oder liegt Gemächlichkeit der Professoren zum Grunde, vielleicht eine von Gewinnsucht begleitete, wenn das Brodtcollegium mehr einträgt, als das andere, das man vermisset? oder sind die Professores nicht im Stande, es zu lesen? Wäre das letzte, so bleibt freilich kein ander Mittel übrig, als das kostbarste, neue Professores hin zu berufen. In den beyden ersten

 sten

sten Fällen müssen die Obern ja nicht strenge Mittel, sondern die allerglimpflichsten anwenden, sonst verderben sie alles. Eigentliche Befehle, dis oder jenes Collegium zu lesen, müssen sehr unangenehm seyn, und ordentlich wären sie auch despotisch, weil der Professor nicht gerade zu dem einzelnen Collegio angenommen ist, und es vielleicht gar ein erst nach seiner Zeit üblich gewordenes seyn könnte. Gesetzt aber, es wäre gerade das, von dem er seinen Titel hat, so würde doch der Befehl nicht blos für ihn hart, sondern auch für andere abschreckend seyn, weil er so leicht zur Chicane werden könnte, so oft ein Minister, oder gar ein Secretaire des Ministers, oder beider Ohrenbläser, etwas wider den verdientesten Mann hätte. Wie sollte der Professor Codicis, oder Organi, daran seyn, wenn er jetzt, nach geändertem Zustande der Universitäten, in seiner Nominalprofession privatim lesen müßte? Publice möchte er es thun, und erwarten, daß niemand käme, oder doch bald wieder ausbliebe: und auch dis wäre für einen fleissigen sein Amt gern thun wollenden Mann Verdruß genug. Aber wie könnte nicht der beste Professor in die Enge gebracht werden, wenn der Curator, oder Landesherr, sich das Recht anmassete, ihm ein Collegium über den und den speciellen Theil seiner Wissenschaft aufzulegen?

Vielleicht wäre es gerade das, so er nach seinem eigenen Gefühl nicht im Stande ist zu lesen, da er ein anderes vortreflich lesen könnte. Mosers Lebenslauf ist die beste Erläuterung: ein gegen ihn nicht wohl gesinneter Curator der Preußischen Universitäten nahm es ihm übel, daß er nicht über das Jus civile läse (*), und wenn es Moser nie erzählt hätte, so wüßte man es doch: denn weil dis Verfahren im Preußischen so unerhört war, so machte es in dem Lande, nicht blos in der Nähe von Frankfurt, sondern auch bis an entlegene Oerter, desto mehr Aufsehen; allein daran kehrte sich der damahlige Curator nicht. Den Bauren beklaget man, der zu ungemessenen Herrendiensten verpflichtet ist, allein im Reich der Gelehrsamkeit wäre ungemessener Herrendienst noch schlimmer, weil zur Erfüllung Kenntniß und Lust gehört, und schlechte Erfüllung mit Prostitution, oder doch mit innerem Gefühl von Schande verknüpft seyn kann. Indeß gesetzt, dis wäre anders, so wird doch auch das einzige Exempel eines auf die Art vorgeschriebenen Collegii jeden sich seiner Verdienste, (die ziehen gemeiniglich Feinde nach sich) bewußten Mann von der Universität

(*) Lebensgeschichte Johann Jacob Mosers, von ihm selbst beschrieben: S. 68. 69.

stät abschrecken, auf der solche Principia gültig sind. Denn so gut ein Curator das Collegium vorschreiben kann, das man lesen soll, so gut könnte es ihm auch einmahl beyfallen, das Compendium zu benennen, da doch wirklich manche Collegia blos vom Compendio den Nahmen haben. Man darf nur in Mosers Lebenslauf das Blatt umschlagen, so findet man schon S. 70. ein Exempel dazu.

Und was hilft am Ende ein Gebot von dieser Art? Man thut schlecht, was man nicht mit Lust thut: und ich muß es nochmahls sagen, der Professor, der gut lieset, pflegt viel mehr zu thun, als wozu ihn Gesetze, Eid, und Pflicht verbinden. Man würde also doch am Ende, wenn der Mann auch folgsam und dabey gewissenhaft wäre, nur ein sehr mittelmässiges Collegium erzwungen haben.

Also gar keine Befehle in diesem Stück, sondern sanftere Mittel, die mangelnden Collegia einzuführen, falls kein Wettstreit mit Privatdocenten sie von selbst zuwege bringt: Bitten von dem Curator an einen einzelnen, (Professor, oder Privatdocenten) der oft wegen eines Point d'honneur, und weil sich der ehrliche Mann beredet, der Curator habe ein ganz besonderes Zutrauen zu ihm, mehr ausrichtet, als Befehle, auch woi mehr, als Belohnungen wirken können: (nur muß es kein Rescript, noch we-

niger ein Brief vom Secretaire, oder in dem man seine Hand erkennet, seyn, sonst hat er nichts von jenen Wirkungen, und revoltirt:) oder man kann auch, wenn der Professor eine Zulage zu verdienen scheint, die man ihm doch künftig einmahl geben muß, wenn man ihn nicht verlieren will, die Zulage vortheilhafter einrichten, nicht Zulage nennen, nicht Besoldung, sondern ihm, noch ehe er darum ansucht, von freyen Stücken versprechen, so oft er das Collegium, so man eben wünscht, und dazu man (das gehört mit hinein) keinen bessern wissen muß, als ihn, es sey publice oder privatim, lesen wird, soll ihm eine Erkenntlichkeit von so und so viel aus der öffentlichen Casse gezahlet werden. Ein auf die Weise zu erhaltendes, und fast nur von seiner eigenen Willkühr oder Fleiß abhängendes Fixum schätzt er so gut als Besoldung: und es hält ihn am kräftigsten an, das Collegium wirklich zu lesen: denn gesetzt, es geschähe auch ganz ohne seine Schuld, daß er es nicht zu Stande brächte, so kann er doch kaum so unverschämt seyn, die Belohnung dafür zu fodern. - - - - Es ist zu verwundern, daß dieser Kunstgriff von Curatorn, die oft gewisse Collegia so sehr vermissen, nicht gebraucht ist.

7) Wenn Professores die Lust zu Collegiis verlieren, andere Arbeit, Privatstudiren, oder Müs-

ſiggang, ihnen vorziehen, und ſo wenig, als möglich iſt, oder wol gar nicht leſen.

Dis iſt die gefährlichſte Erſcheinung auf einer Univerſität, und die gleich bey ihrem erſten Anfang die gröſſeſte Aufmerkſamkeit des Curators, oder wer ſonſt die Obern der Univerſität ſind, erfodert; nur daß ſie gemeiniglich zu lange unbemerkt bleibt, wo nicht Ein Curator, ſondern ein Collegium von Aufſehern iſt, oder der Curator ſich um alles bekümmert. Breitet ſich dieſe, im hohen Grad anſteckende, Abneigung zu mehreren aus, meint man ſeine Zeit beſſer, als zu Collegiis, anwenden zu können, oder gewöhnt ſich aus Gemächlichkeit von ihnen ab; iſt es keine academiſche Schande mehr, Profeſſor ohne Zuhörer zu ſeyn, und die Applauſusſucht zu gründlich geheilt, ſo iſt die Univerſität wenigſtens auf ein Menſchenalter, vermuthlich aber auf immer, verdorben, und wol gar eine von denen, die man wieder eingehen laſſen möchte, weil ſie des ferneren Erhaltens nicht recht werth iſt. Die einmahl verlohrne Luſt, und ein untergegangenes Point d'honneur, ſind ſchwerlich wieder herzuſtellen. Befehle helfen hier wenig: denn ſie ſind nicht im Stande, Luſt zu erſchaffen, und ohne Luſt lieſt kein Profeſſor gut.

Wenn frühzeitig darauf gemerkt wird, ſo iſt vielleicht noch möglich, vorzubeugen: nur ja nicht mit

Zwang,

Zwang, sondern mit Glimpf! Der Landesherr kann z. E. verlangen, alle halbe Jahre von den Collegiis benachrichtiget zu werden, nicht, die gehalten werden sollen, (denn dazu dürfte man ihm nur den Lectionscatalogum schicken) sondern die wirklich gehalten und geendiget sind: und das muß er mit einem recht grossen Compliment gegen den Fleiß der Professoren thun, über den er sich recht sehr freuet. Je weniger sie die Absicht merken, und die Pille übersilbert wird, desto besser ist es. Alsdenn schämt sich bisweilen auch der faule, oder der zur Faulheit versuchte, gar nicht, oder zu wenig gelesen zu haben.

Belohnungen, Zulagen, Avancements, müssen sich zu einer solchen Zeit vorzüglich und recht augenscheinlich nach dem Fleiß in Collegiis, und nach dem Applausu, nicht aber nach andern gelehrten Verdiensten, auch nicht nach Anciennetät, richten. Ich sage, zu einer solchen Zeit, denn zu einer beständigen Regel wird dis kein Vernünftiger und Billiger machen: allein ausserordentliche Krankheiten erfodern auch, so lange, bis sie gehoben sind, ausserordentliche Gegenmittel.

Auch ist nöthig, zu erforschen, woher die Abneigung der Professoren vom Lesen kommt: ob von einigen ansteckenden Exempeln? oder davon, daß die

Pro-

Professores andere Aemter dabey haben? oder daß sie sich zu sehr dem bisweilen einträglichern Bücherschreiben widmen, und beynahe davon leben? oder gar, daß die Anzahl der Studirenden schon zu sehr abgenommen hat, folglich die Collegia zu schlecht bezahlt werden? Der Ursachen können noch mehrere seyn: jede erfodert ihr eigenes Gegenmittel, und darum ist es den Obern sehr wichtig, sie zu wissen. Könnten sie einen nachlässigen Professor so treuherzig machen, daß er ihnen aufrichtig sagte, warum er so wenige Lust zu Collegiis habe, so wäre die Confidence etwas werth: nur, er weiß es gemeiniglich selbst nicht.

Daß Privatdocenten die mangelnden Collegia lesen, ist noch keine Ersetzung des Schadens, und bisweilen gar eine Verewigung des Uebels. Fällt der Unterricht in ihre Hand, so hat man besoldete Professores, die ihre Besoldung umsonst und wie ein Canonicat geniessen, und nicht hinlänglich zubereitete Lehrer, die von den Obern nicht würdig erkannt wurden, Professores zu seyn, von denen also die Zuhörer aller Wahrscheinlichkeit nach zu wenig lernen werden.

8) Wenn zu viel Privatissima, und zu wenig Privata gelesen werden.

Pri-

Privatissima sind, ihrer übrigen Mängel nicht noch einmahl zu gedenken, zu kostbar: und Eltern schicken ihre Söhne nicht auf Universitäten, den Unterricht so sehr theuer zu kaufen. Werden sie zum Nachtheil der Privatorum Mode, und gewinnet der Professor, etwan wegen richtigerer Bezahlung, und weil Privata nicht ordentlich bezahlt werden, oder was sonst die Ursache seyn mag, zu viel Geschmack an ihnen; so wird die Universität übermässig vertheuret, dem Mittelstande unmöglich gemacht, etwas rechtes zu lernen, also der abgeschreckt, oder, wenn er noch auf die Universität kommt, betrogen, und dabey noch wol die academische Disciplin im hohen Grade verdorben. Denn so unpartheyisch auch mancher gegen Zuhörer der Privatcollegien ist, so schwer wird es doch, es gegen die zu seyn, die Privatissima besuchen: die Erfahrung zeiget, daß ihre Lehrer zu oft alles Vermögen und Credit anwenden, ihnen bey einer schlimmen Sache durchzuhelfen. Solche Ungleichheit in der Justitz muß den übrigen bald intolerabel werden, und könnte allein eine Universität verderben.

9) Von der Verminderung der innern Güte will ich hier nicht reden: sie hänget zu sehr von acquirirter und natürlicher Geschicklichkeit, die in niemandes Vermögen stehet, ab, und hat so gar keinen juristi-

ristischen Maasstab, daß Gesetze und Befehle der Obern hier gemeiniglich nichts thun können. Entweder muß Rechtschaffenheit der Studenten, nebst eifriger Liebe zu ihren Wissenschaften und Zuhörern, oder Nacheiferung der Docenten unter einander, und ein gutes, fast lieber möchte ich sagen, ein verwöhntes oder doch eckeles und strenges Ohr der Zuhörer, das den schlechtlesenden fliehet, diesem Verfall vorbeugen, und den Collegiis die inneren Vorzüge verschaffen, die weit über alle Foderungen der Gesetze hinausgehen. Blos dem gröbsten Verfall können Gesetze und Aufsicht der Obern wehren: z. E. wenn Professores die guten Sitten verletzeten, sich einander nahmentlich in Collegiis angriffen, die Zeit offenbar mit Ausschweifungen hinbrächten, so, daß der Zuhörer den nöthigen Unterricht vermissete: allein auch diese Arten des Verfalls müßten sehr offenbar seyn, wenn sie zutreten sollten. Ein sehr grosser Verfall der Collegien ist es auch, wenn sie eigentlich Wort vor Wort vom Papier abgelesen, oder gar in die Feder dictirt werden: denn dabey gehet der ganze Vortheil des mündlichen Vortrages verlohren, die Lernenden könnten eben so gut zu Hause bleiben, und das Collegium des Professors, oder wol ein noch besser ausgearbeitetes Buch abschreiben. Diese Misbräuche fallen auch so in das

Auge, daß Gesetz und Obere davon Notitz nehmen können. Dis ist auch wol wirklich geschehen, und wenn die böse Gewohnheit sich ausbreitete, müßten die Obern dagegen Eifer beweisen: denn beym blosen Nachschreiben eines dictirten Collegii lernt der Student nichts, sondern blos sein Heft, und es werden unbrauchbare Leute gezogen. Indeß ist das Uebel doch gemeiniglich nur einzeln, und denn kann es ohne Schaden übersehen werden, sonderlich wenn etwan der Docent wegen eines Fehlers der Natur oder Gewohnheit nicht im Stande ist, seinen Vortrag zu bessern. Risse es mehr ein, so wäre vielleicht das beste Gegenmittel, jedem Studenten zu verstatten, daß er ein blos dictirtes Collegium seinen Commilitonibus wieder für Geld in die Feder dictirte: eine Sache, davor den dictirenden Professoren gewaltig bange zu seyn pflegt, und dagegen sie wol gerichtliche Hülfe suchen, die ihnen aber verweigert, und dis Winkel-Dictiren encouragirt werden könnte, bis sie sich besserten. - - Doch gestehe ich auch, dis Mittel muß nur im äussersten Nothfall gebraucht werden, weil es dem Misbrauch unterworfen ist, und Anlaß geben könnte, auch den nachgeschriebenen Discours oder die mässige Dictata anderer Collegien, zum grossen Verdruß des Docenten, und zum Nachtheil der hintergangenen Studenten, für Geld zu dictiren.

§. 120.

Würfe man die Frage auf: wie soll einer ein guter Docente werden, und bleiben? so schienen, zum vorausgesetzt, daß er die nöthige Wissenschaft, und auch einige natürliche Anlage hat, folgende Vorschriften dem Zweck gemäß.

Erstlich, im Anfang soll er sich nicht mit Collegiis überhäufen, sondern die nöthige Zeit haben, sich auf jedes zu präpariren; denn wenn man ohne hinlängliche Präparation docirt, so gewöhnt man sich, wol aus Angst, Fehler, unglückliche Ausdrücke, Digressionen, matte ewig wiederholte Spaasse, lächerliche Flickwörter, und dergleichen mehr an, die man nachher nicht wieder ablegen kann. Je mehr es des Tages Stunden sind, die man unzubereitet lieset, desto schlimmer ist die Sache: denn nun wiederholt man einerley Redensarten so oft, daß sie einem zuletzt mechanisch werden, und keine andere beyfallen; daraus entsteht im Vortrag eine dem Zuhörer mit der Zeit unerträglich werdende Monotomie des Ausdrucks. - - Hier versehen es viele angehende Docenten, zum Theil aus Noth, und weil sie kein Mittel der Subsistenz haben, wenn sie nicht viel Collegia lesen. Die Sache ist zu bedauren: aus so vielen, die eine bessere Anlage hatten, wird

nicht, was aus ihnen hätte werden können! Ein Gegenmittel ist schwer zu erdenken, das allgemein wäre: allein einige, die etwas ausrichten könnten, z. E. Privatdocenten Stipendia zu geben, lieber Bemittelte, als ganz Arme, zum Universitätsleben anzuziehen, wird man aus dem sonst gesagten leicht entdecken.

Doch soll sich auch der Anfänger nicht zu sehr auf Ein Collegium präpariren, sonst bekommt er den Vortrag eines pedantisch Gelehrten, und eine gewisse Steifigkeit, die er sich vielleicht nachher nicht wieder abgewöhnen kann. Er sagt alles, was er zusammen zu bringen weiß, und pfropft es vielleicht eng in einander: es ist aber mehr, als was seine Zuhörer haben wollen, oder ihnen nützlich ist. - - In diesen Fehler fallen Deutsche seltener, als die nordischen Nationen; er verdirbt aber doch auch bey uns bisweilen einen Vortrag, der bey etwas weniger Fleiß gut hätte werden können.

Nie soll er sich den ganzen Discours aufschreiben. Von den Sachen, die er vortragen will, kann er sich so viel aufzeichnen, als er nöthig findet, und dis Concept darf er, ohne daß es ihm jemand übel nimmt, vor sich liegen haben: allein sein Vortrag muß frey seyn, nicht memorirt, und nicht abgelesen, und die Worte muß er wählen, sie seyn gut oder

schlecht,

schlecht, die ihm unter dem Vortrage beyfallen. Er muß discouriren. Macht er es anders, so wird er entweder ein unangenehmer Ableser, oder verliert doch, falls er das Gedächtniß zu Hülfe nimmt, das familiäre im Vortrage, das dem Zuhörer alles leichter macht, und ihn zur Aufmerksamkeit fortreißt. Im Concipiren ist unser Ausdruck zu sehr einerley, im Discours, und wenn wir die vor uns sehen, mit denen wir reden, wird er mehr geändert: wer das zu concipiren pflegt, was er sagen will, bekommt dadurch zu sehr einerley Wendungen und Redensarten, die nicht so gefallen können, als wenn man frey redet. Das Concipiren hat freilich den Vortheil, daß man correcter, auch wol, wie man es nennet, schöner redet: allein beydes ist es nicht, worauf es beym academischen Vortrag ankommt. Correct und schön, ist noch nicht unterhaltend. Bey Predigten schläft man ein, nicht aber beym Discours, auch selten in Collegiis. Einer abgezirkelten Rede kann man nicht lange zuhören: und Studenten müssen jeden Tag etliche Stunden in Collegiis zubringen. Der familiäre Ton unterhält, der kann aber nie entstehen, wenn man vorher auf die Worte sinnet. Man präparire sich also, und denke dabey blos auf Sachen, und Ordnung.

Nie befleissige sich der Docent, schön zu reden! Dis schickt sich wieder nicht zu dem lange unterhalten könnenden familiären Ton. Man hört ihm zu, wie denen, die im Discours des gemeinen Lebens precieux sind, mit Ueberdruß und heimlicher Verachtung. Auch das Uebel entstehet aus dem Schönreden, daß einerley Schönheit, einerley Pointe, zu oft vorkommt, weil doch der, der etliche Stunden an jedem Tage reden soll, nicht unerschöpflich ist. Vielleicht gefällt nun sein Vortrag das erstemahl: aber wiederholte Schönheiten misfallen im hohen Grad, und erwecken Ueberdruß. Wie das zugeht, gehört nicht hierher: allein die Erfahrung sagt es, der Studente, der dieselbe Schönheit zum zweytenund drittenmahl hört, die er vielleicht das erstemahl bewunderte, bemerkt, der Docente habe immer einerley; und zuletzt verläßt er ihn gar aus Eckel, wenn ihn nicht sonst das Reelle des Collegii fesselt.

Noch weniger studire der Lehrer auf Spaaß, oder borge gar den Professoren, die er gehört hat, ihre bekannte Spaasse ab. Ohne der übertriebene Moraliste zu seyn, der Scherz für Sünde hält; und ohne den Anstand des familiären Collegienvortrags nach der Ernsthaftigkeit einer Predigt abzumessen; wird doch jeder fühlen, daß prämeditirte, wiederholte, oder gar andern abgestohlne Spaasse nicht an-

angenehm sind. Der Vortrag in Collegiis mag alle Leichtigkeit und Freyheit eines Discourses unter gesitteten Freunden haben, er schliesse auch den Scherz nicht aus, wenn er den Redenden beschleicht: aber auswendig gelernten und bemühten Scherz fliehe er, als eine dem Zuhörer unerträgliche Langweiligkeit.

Ueberhaupt suche der Docent gar nicht, zu gefallen, sondern nur, faßlich zu seyn, von jedem verstanden zu werden, und nicht zu misfallen. Nicht um ihr Gehör zu kitzeln, sondern um zu lernen, besuchen ihn die Zuhörer: und täglich einige Stunden das Gehör zu kitzeln, wäre unerträglich. Alle Vergnügungen müssen nur kurz seyn, sonst sinken sie, erst in Gleichgültigkeit, und denn bald in unerträglichen Eckel. - - Misfallen muß er nur nicht: das ist seine ganze Sorge. Er wird bisweilen im Gesichte der Zuhörer lesen können, wenn etwas in seinem Vortrage misfällt, so bescheiden sie es auch zu verbergen suchen. Ihr aufmerksamer Blick verliert sich etwan, es scheint, sie haben lange Weile, sie schlagen wol gar, bey dem, was ihm schön und witzig dünkt, die Augen nieder, als hätten sie Mitleiden mit ihm: so muß er die Empfindung haben, ihren stillen Tadel recht sehr zu fühlen, und seinen Vortrag darnach zu bilden. Das Auge des Zuhörers, und seine stille Aufmerksamkeit, ist der un-

fehlbarste Lehrmeister des Redenden, und wer dagegen nicht viel Empfindlichkeit hat, an dem sind die meisten andern Vorschriften doch nur verschwendet.

Vor nichts hüte sich der angehende Lehrer so sehr, als vor Nachahmung eines applaudirten Professors. Im familiären Vortrage, (und der allein gefällt auf dem Catheder) muß man nicht Copey eines andern seyn, sondern ein jeder, Er selbst, und das, was er von Natur ist. Ueberhaupt fährt man dabey glücklicher, als wenn man sich zur Copey erniedriget, denn meistentheils copiirt man die Fehler, weil sie distinctiver sind, als die ganz natürlichen Annehmlichkeiten der Rede, die dem Zuhörer gefallen, oder ihn gar mit sich fortreissen, ohne daß er sie bemerkt. Der applaudirte Lehrer hat sich noch dazu gemeiniglich viel Fehler des Vortrags angewöhnt, weil die partheyische Nachsicht seiner Zuhörer ihm seit etlichen Jahren alles gestattete: mitten unter dem, weswegen er gefällt, stehen auch die Fehler, und werden wol für Schönheiten gerechnet; selbst lächerliche Stellungen des Leibes geniessen den Vortheil mit: dis distinctive nachzuahmen steht jeder in Gefahr, und das, was wirklich gefällt, werden alle empfinden, aber kaum der schärfste Kenner entdecken und deutlich auszeichnen können.

Der

Der Professor, der einen guten Vortrag gehabt hat, stehet in Gefahr, ihn mit der Zeit zu verderben, wenn er sich gewöhnt, seine Collegia ohne Vorbereitung zu lesen: Dis ist schon überhaupt eine Untreue des Lehrers gegen seine Zuhörer, die nicht blos das von ihm wissen wollen, was er vor zehn Jahren zu sagen pflegte, sondern was andere seit der Zeit dazu erfunden, und er selbst durch Untersuchungen entdeckt oder gebessert hat. Allein hier ist blos von dem Einfluß der unterlassenen Zubereitung in den Vortrag die Rede.

Wer ohne Vorbereitung docirt, der muß, wenn er auch den grössesten Reichthum von Sachen hätte, unter dem Vortrage auf Sachen und Ordnung denken, und er wird, falls sein Genie nicht unendlich ist, hierdurch distrahirt, so daß er seine Aufmerksamkeit weder dem Ausdruck, noch dem Gesicht seiner, vielleicht etwas nicht verstehenden und bey sich selbst mehr Erläuterung wünschenden, oder etwas misbilligenden Zuhörer widmen kann. Auf die Art wird er den Ausdruck wählen müssen, der ihm bey distrahirtem Gemüth zuerst in den Mund kommt, das ist oft, den schlechtesten, unbequemen, und unverständlichen: daß dis einmahl geschiehet, hat nichts zu sagen, allein wenn es täglich so oft geschiehet, so muß es zur Gewohnheit, und beynahe

mechanisch werden, daß dem Docenten künftig nicht mehr die bequemsten Ausdrücke beyfallen, sondern vielleicht statt deren Umschreibungen eines, der sich auf das rechte Wort nicht besinnen kann, oder was es sonst von fehlerhaftem ist, das sich immer von Zeit zu Zeit vermehret. - - Gesetzt, ihm fielen von freyen Stücken die Ausdrücke bey, die er in den vorigen Collegiis gebraucht hätte, (dis pflegt der Fall bey einem sehr starken Gedächtniß zu seyn,) oder er hätte ein altes Concept des Collegii, und nähme die Ausdrücke, die darin ständen: so wird er sich einerley Ausdruck so angewöhnen, daß der ihm beynahe mechanisch wird. Seine Sprache wird, wenigstens in Collegiis, nun so arm, so immer einerley, daß sie unmöglich gefallen kann: denn beschwerlich ist es doch, wenn man etliche Stunden des Tages stilleschweigen und blos hören soll, und der, dem man zuhöret, redet so einförmig. Zuerst hatte der Lehrer wol Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Ausdrucks, da ihm die Sache vorher völlig bekannt und im Gemüthe war: aber nun, da er erst wieder nach den Sachen suchen muß, fällt ihm blos derjenige bey, unter dem er die Sache am häufigsten zu denken pflegte, und den gewöhnt er sich immer mehr so an, daß er alle andere ausschließt. Diese geschwornen

Ausdrücke, und die noch geschwornneren Flickwörter, wird man an Professoren von gutem Gedächtniß, die sich gar nicht mehr oder doch nur mit einem kurzen Blick in das Buch auf ihre Collegia präpariren, wahrnehmen. Dazu kommen noch bey Mangel der Präparation die unaufhörlichen Rediten in Sachen: es ist wahr, ein Professor muß einerley oft sagen, auch es wol in demselben Collegio bey ein paar Gelegenheiten wiederholen, wenn es nicht bekannt genug ist; allein kommen seine Lieblingsobservationen, die man schon bis zum Ueberdruß weiß, immer von neuem in eben dem Collegio vor, so seufzt doch jeder nach dem Ende der Stunde. Auch kann die Ordnung unmöglich die völlig bequeme seyn, wenn man nicht vorher die Sachen, die man sagen will, genau überdacht hat; und gemeiniglich sagt man, weil einem nicht alles beyfällt, etwas weniger, als im vorigen Collegio, und im folgenden wieder weniger, als in diesem. Wären dis, was man wegläßt, auch nur Erläuterungen, so kann doch der Vortrag dabey leiden, und minder faßlich werden. Die grössesten Vorzüge von tiefer Gelehrsamkeit und grossem Genie dispensiren den Professor, der gern immer den guten Vortrag behalten wollte, nicht von dieser Pflicht der Präparation: je mehr er sie hat, desto schwerer könnte es ihm natürlicher Weise

 wer-

werden, sich in die Situation seiner Zuhörer herab zu setzen, und gleich zu merken, was ihnen dunkel oder zu kurz seyn könnte, und was sie etwan noch nicht wissen möchten. Je ärmer an Kenntnissen oder Genie die Lernenden sind, desto schwerer wird ihm die Herablassung. Eben um zu überlegen, was seine Zuhörer noch nicht wissen möchten, wenigstens die Anfänger unter ihnen, und um nach ihren Bedürfnissen deutlich zu seyn, muß auch der grössesfte Gelehrte sich präpariren, und im Collegio, schon ganz mit der Sache, die er vortragen will, bis auf Kleinigkeiten und erste Anfangsgründe, bekannt, blos auf seine Zuhörer sehen und denken: ihr Gesicht zeiget ihm, wenn sie etwas nicht verstehen, oder wenn sie es schon so verstehen, daß mehr davon zu hören ihnen verdrieslich seyn würde. -- Auch den Vortheil giebt die Präparation dem Vortrage, daß bisweilen der Lehrer bey ihr etwas neues, und wenigstens ihm vorhin unbekanntes findet: diese Entdeckung macht ihm die Sache, von der er redet, interessanter, und er spricht nun mit Vergnügen von ihr. Blos aus Treue und Pflicht redet man nicht lange unterhaltend: aber Lust zur Sache, und daß sie uns selbst interessant vorkommt, belebet den Vortrag.

Sonderbar könnte einem die Anmerkung vorkommen, die einige gemacht haben wollen, daß bis-

wei-

weilen der Professor, der sich zu präpariren pflegt, einen gefallendern Vortrag hat, wenn er einmahl durch einen Zufall unpräparirt lesen muß. Ist sie historisch-richtig, so läßt sich die Ursache dazu noch wol erfinden, und mit dem vorhin gesagten reimen. Da er sich sonst immer präparirte, so hat er durch nichts seinen Vortrag verdorben; er hat den habitum, in der besten Ordnung zu lesen, und gute Ausdrücke zu wählen. Dieser habitus vieler Jahre kann in der Einen Stunde, da er ohne Präparation lieset, nicht verlohren gehen: sie hat aber dabey den Vortheil, daß er einmahl minder mit Gelehrsamkeit überhäuft ist, und dabey alle Gemüthskräfte anstrenget, weil er weiß, es mangelt ihm an etwas. Sollte er aber dis ausserordentliche lange fortsetzen, so würde sein unpräparirter Vortrag bald aufhören, zu gefallen.

Viel Treue und Redlichkeit, viel Gefälligkeit gegen die Zuhörer, und Aufmerksamkeit auf alle Wünsche, die ihr Auge zu verstehen giebt, nebst Entfernung von der Eitelkeit, die gern schön reden will, (drey moralisch gute Eigenschaften) wären also wol die wahrscheinlichen Mittel, einen guten Vortrag zu erlangen, und zu behalten.

§. 121.

Die Einrichtung der Collegien in Absicht auf die Lehrart pflegt auf unsern Universitäten in der grössesten Freyheit gelassen, und durch keine Gesetze eingeschränkt zu werden. Dis ist sehr zu billigen: nur denn erreichen Collegia diejenige mehr als pflichtmässige Vollkommenheit, die eine Universität zur vorzüglich guten machen, wenn sie mit Lust gelesen werden, und diese Lust verliert sich bey genauen Vorschriften der Methode. Ein Genie kann sich selten recht in die von andern abgezirkelten Vorschriften schicken. -- Auch sind die Wissenschaften selbst, das Naturel der Lehrer, die Bedürfnissen, und Wünsche der Zuhörer, so verschieden, daß billig in der Lehrart eine Verschiedenheit seyn soll: alle Collegia gleichsam nach einem Leisten einrichten wollen, würde Mangel der Kenntniß des menschlichen Gemüths, der Wissenschaften, und der Universitäten verrathen.

Das gewöhnlichste ist, daß der Professor beständig redet, und in einem zusammenhängenden Vortrage seine Wissenschaft erklärt. Dis dient dazu, daß in kurzer Zeit viel absolvirt, und doch alles nöthige gesaget werden kann: denn wenn nach einem Vorschlage, der vermuthlich nie zu Stande kommen wird, der Professor das Compendium

Fra-

Frageweise mit den Zuhörern durchgehen, und sich einzeln darum bekümmern sollte, ob sie auch alles recht verständen, so würde leicht drey- oder viermahl so viel Zeit erfodert werden, eben das zu sagen, was jetzt in einem halben Jahre vorkommt. Freilich erfodert der zusammenhängende Vortrag aufmerksame Zuhörer: allein man hat auch auf Universitäten nicht Kinder, die schulmäßig, durch eigenes laute Lesen, Expliciren, Fragen und Antworten, in Attention erhalten werden müssen, sondern erwachsene Leute, die selbst schon ihr Gemüth auf das, was sie lernen wollen, figiren können, und bey denen aller Schein des kindischen Zwanges nur eine widrige Wirkung haben würde. Sie haben auch schon so viel Kräfte des Gemüths, daß sie, wenigstens die bessern und mittleren Genies unter ihnen, bey einer so langsamen, sich nach dem trägen Genie oder dem Versäumten, richtenden Lehrart, verdrieslich werden würden; denn nichts ist unangenehmer, wenn man lernen will, als das, was man schon genug verstanden hat, noch länger gedähnt anzuhören. Haben aber einige einen solchen Unterricht nöthig (gemeiniglich solche, die lieber gar nicht hätten studiren, oder mehr auf Schulen lernen mögen) so können sie ihn in Examinatoriis, in Repetentenstunden, und in Privatissimis bekommen.

Dieser an einander hängender Vortrag ist kein Gesetz für die Professores: ein anderer unterbricht auch wol seinen Discours durch Fragen an die Zuhörer, legt ihnen vielleicht ein Problem vor, darüber sie ihre eigenen Gedanken wagen sollen, oder fragt etwas aus den vorhergehenden Anfangsgründen, um sich selbst zu belehren, was sie davon gefasset haben, und was er noch deutlicher erklären muß. Für jeden Docenten will sich dis nicht schicken; denn wem es nur etwas solenn dabey liesse, dem würden es die Zuhörer übel nehmen: folglich muß es, so vortheilhaft es auch seyn möchte, doch nie vorgeschrieben, sondern die ganze Methode des Vortrags der Freyheit überlassen werden.

Könnte in der Historie eine gemischte Art des Vortrages eingeführt, und am Ende der Stunde das vorhingesagte fragend repetirt werden, so wäre es für das Gedächtniß ein grosser Vortheil: allein wenn auch ein Docent genug Zutrauen seiner Zuhörer hätte, es einführen zu können, so würde es doch wegen der Kürze der Zeit nicht füglich angehen. Die Historie ist zu reich an Inhalt, als daß sie in eben der Stunde angenehm und etwas umständlich vorgetragen, und noch nach Art eines Examinatorii wiederholt werden könnte. Man muß es also wol hier lassen, wie es ist, und desto

mehr

mehr dafür sorgen, daß die so viel Gedächtnißsachen habende, und zu Anfang Unterricht durch Frage und Antwort erfodernde Geschichtkunde, schon auf den niedrigen Schulen getrieben werde.

Am ersten ginge es in philologischen Collegiis, wenn ein Auctor erklärt wird, an, daß die Zuhörer selbst läsen, explicirten, und sich mit dem Professor über den Sinn des Auctors, oder seine Schönheiten und Mängel Socratisch unterredeten. An dem grossen Nutzen einer solchen Uebung wird niemand zweifeln, und doch kann sie nicht das allgemeine oder gewöhnliche seyn. Nicht blos die Mode, und daß sich mancher scheuen würde, zu expliciren, wenn es nicht ein Privatissimum ist, sondern noch sehr viel andere Ursachen stehen im Wege. Die Hälfte würde dem Auctor so langsam lesen und übersetzen, daß der andern Hälfte, (auch wol gar ihnen selbst, einem bey dem andern) die Geduld verginge, und man würde im halben Jahre zu wenig zu Ende bringen, um wahren Nutzen davon zu haben: wenige Studirende sind auch so gute Anagnosten, daß sich ihnen zuhören läßt, oder daß ein etwas zahlreiches Auditorium sie auch nur verstehen kann; man muß doch die Leute nehmen, wie sie sind, und hat auf Universitäten nicht Zeit oder Beruf, sie alle zu Anagnosten, oder, wie es am

Preus-

Preußischen Hofe heißt, zu Lecteurs (einem, viel Natur erfodernden Amte) zuzubereiten. Und wie wollte man es im Griechischen machen, wenn Zuhörer aus Ober- und Niederdeutschland beysammen wären? Was der Ausländer läse, verstände der im Lande gebohrne nicht, und man schiene nur die Geschichte vom Babylonischen Thurmbau zu spielen. Liest hingegen der Professor allein, so spricht er das Griechische nach der Art des Landes aus, in dem die Universität liegt, und Ausländer gewöhnen sich dazu.

Ein Compendium hat bisweilen Stellen, die vorgelesen werden müssen, und wo jedes Wort mit solcher Auswahl gesetzt ist, daß es eine besondere Erklärung verdient. Alsdenn wird einmahl ein Professor vorlesen und erklären: thäte er es aber immer, das ganze Compendium hindurch, so würde dem Zuhörer, der kein Dummkopf ist, Zeit und Weile lang werden. Wirklich würde auch darüber das halbe Jahr so vergehen, daß nur wenig mehr, als im Compendio stehet, gesagt werden könnte. Wenn bisweilen einige Professores es so machen, ihr Compendium Lateinisch vorlesen, denn Deutsch expliciren und ein wenig erklären, so wird jeder Studente, der sich fühlt, nicht mehr Schulknabe zu seyn, und gern mehr lernen wollte, als er schon

weiß,

weiß, verdrieslich, und der Professor verliert, er mag von Mitteln anwenden, was er will, seinen Applausum. Wäre es nicht sonderbar, wenn dis, was man auf Universitäten für die grössesten Fehler hält, und der Zuhörer unausstehlich findet, gar durch Gesetze der Professoren anbefohlen würde, wie doch aus Unkunde der Universitäten, und Verwechselung erwachsener Leute mit Kindern, wirklich in Vorschlag gebracht ist.

§. 122.

Auf gute Compendia kommt bey Collegiis viel an, aber auf ihre höchste Vollkommenheit nicht so viel, als man vielleicht denken möchte.

Der wesentliche Nutzen eines Compendii soll seyn, daß der Docent es zum Leitfaden gebraucht, und der Lernende sich, (allenfalls mit Hülfe des Dictirten oder sonst Nachgeschriebenen) seines Discourses dabey erinnern kann, auch das ganze System der Disciplin leicht übersehen lernt, und weiß, in welches Fach er jede Sache zu tragen, oder, wo er sie zu suchen hat. Die gute Ordnung ist also die unentbehrlichste Eigenschaft eines Lesebuchs, und wo die mangelt, wird Lehrer und Lernender nur dadurch gehindert. Es versteht sich von selbst, daß es nicht blos überhaupt, sondern auch nach dem Ge-

sichtspunkt, aus dem der Docent die Disciplin ansiehet, eine gute Ordnung haben, und wenigstens in diesem Stück mit ihm harmonisch seyn muß: denn sonst wäre es Ihm kein bequemer Leitfaden. Eben deshalb muß nie dem Professor das Compendium vorgeschrieben werden, darüber er lesen soll, sondern er muß in der Wahl seine völlige Freyheit haben.

Aber soll das Compendium ausführlich, soll es auch ohne weitere Erklärung vollkommen deutlich seyn, und den ganzen mündlichen Vortrag enthalten? - - Hier kann man nichts allgemeines antworten.

Zu weitläufig muß es nicht seyn, denn sonst läßt es sich in der bestimmten Zeit nicht absolviren: weniger aber, als im Buch stehet, will der Auditor nicht gern vom Professor hören. Doch macht hier bisweilen die Historie eine Ausnahme: es ist möglich, sie mit Nutzen über Compendia zu lesen, die mehr Facta oder Citata enthalten, als man im Collegio zu erwähnen im Stande ist, wenn nur der Zuhörer den grossen Vortheil des mündlichen Vortrages weiß, der ihm gewisse Hauptfacta auf eine leichtere Weise tief ins Gedächtniß prägen, und dabey mit dem viel mehrere Kleinigkeiten, deren einige er einmahl brauchen möchte, enthaltenden

den Buch bekannt machen soll. Man hat wirklich in der Geschichtkunde solche Compendia, und es wird mit Nutzen und Beyfall über sie gelesen. Sonst aber kann auch wol die Kürze, und daß vieles den Anfängern entbehrliche ausgelassen ist, eine gute Eigenschaft des Compendii, und zu viel Reichthum eine Beschwerde seyn.

Eine Schwachheit der Lernenden macht, daß mannigmahl ein wahrer Mangel des Compendii Vortheil wird. Häufig hat der Student das Vorurtheil, er müsse im Collegio mehr Sachen hören, als im Lehrbuche enthalten sind, und wenn das nicht geschehe; so sey das Collegium schlecht: ohne eine Idee von dem grossen Nutzen des mündlichen Vortrages zu haben, stellet er sich die Sache so vor, als sey ewig jedes Lehrbuch unvollkommen gegen den Lehrer, und der an Einsichten unendlich reichere Lehrer müsse dazu setzen, und diese Zusätze zu bekommen, sey der wesentliche Zweck des kostbaren Aufenthalts auf Universitäten. Bey einer solchen Denkungsart seiner Zuhörer könnte der Professor nichts thörichters thun, als sein Compendium mit allem dem, was er vortragen will, bereichern: die Zuhörer würden eben deswegen, weil es hiesse, er habe ein vollständiges vom Publico für vortreflich erkanntes Buch von der Sache ge-

schrieben, aus seinem Collegio wegbleiben, und lieber zu einem andern Lehrer gehen, der kein solch Buch geschrieben hat, oder zu schreiben im Stande ist. - - - Aber sollte es möglich seyn, daß Studirende so einfältig dächten? Ja, ganz gewiß! Die Sache ist nicht blos nach Möglichkeiten erdichtet, sondern es sind Beyspiele, und noch dazu ziemlich häufige, auf mehr als Einer Universität vorhanden. Vielleicht eben der Professor, der vorhin Applausum hatte, verliert ihn auf Einmahl in einem einzelnen Collegio, so bald er ein dahinein schlagendes Buch schreibt, das der Studente so hoch schätzt, zu glauben, es stände alles darin: denn nun, denkt er, darfst du ja nur das Buch lesen: und andere Applausum suchende Lehrer wissen auch den Gedanken sehr künstlich auszubreiten. Die Sache ist so bekannt, daß ein Professor auch wol den andern, dessen guter Freund er ist, warnt, kein solch Buch zu schreiben: und ich erinnere mich, selbst einmahl zugehört zu haben, da ein College seinem Freunde die Warnung aus gutem Herzen gab. - - - Wenn auch die Lernenden nicht so gar verkehrt denken, so hat doch oft ein zu vollständiges Compendium die üble Folge, daß der Zuhörer ehe eine Stunde versäumt, deren Inhalt er im Collegio nachlesen zu können glaubt,

und sich dadurch zum Unfleiß gewöhnt. - - - Der Lehrer, der seinen Zuhörern nützlich werden will, muß sie nehmen, wie sie sind, auch mit allen ihren Vorurtheilen: erfoderten nun diese ein unvollständigeres Compendium, so wird es besser seyn, als das vollständigere. Doch wäre es freilich noch besser, wenn man sie von ihren Vorurtheilen heilen, und ihnen begreiflich machen könnte, wie nützlich ein Handbuch, in welchem sie alle Sätze des mündlichen Vortrags kurz, aber doch deutlich, concentrirt finden, sey, und wie viel sie alsdenn doch noch durch unausgesetzte Besuchung des Collegii gewinnen. Allein jungen Leuten Mode-Vorurtheile benehmen, ist nicht jedes Lehrers Sache, sondern blos dessen, der ihr völliges Vertrauen, und dabey eine natürliche Ueberredungskunst hat: und doch mislingt auch wol denn der Versuch.

Die höchste Vollständigkeit eines Lehrbuchs in Verhältniß gegen den mündlichen Vortrag, ist ohnehin nicht zu erwarten. Denn der Professor, der sich auf seine Collegia mit gebührender Treue präparirt, pflegt jedesmahl, wenn er ein Collegium von neuem lieset, zuzulernen. Wenn also auch sein jetzt geschriebenes Compendium alles in der Kürze enthielte, was er mündlich sagen will, so würde dis sich doch in wenigen Jahren ändern, und denn

kann nicht gleich eine neue Auflage gemacht werden, falls die erste noch nicht vergriffen ist. Hätte er ein sehr starkes, in die Hunderte gehendes Auditorium, oder wählen mehrere Professores auf andern Universitäten sein Compendium, so hat er freilich den Vortheil, daß die erste Auflage geschwind abgehet, und er die neue bereichern kann, wie er es gut findet: allein nur wenige sind in dem Fall, und die meisten müssen zufrieden seyn, wenn in zehn oder zwanzig Jahren die erste Auflage vergriffen ist. Der Vorschlag, man solle, um immer bey einer neuen Ausgabe bessern zu können, von jeder Ausgabe nur eine sehr gemäßigte Anzahl Exemplarien drucken, und sie, um die Kosten wieder heraus zu bringen, desto theurer geben, ist bey der jetzigen Einrichtung des Buchhandels in Deutschland nicht practicabel: es wird auch dabey zum voraus gesetzt, daß jeder Zuhörer das Handbuch gewiß kaufe, und es denn behalte, nicht aber wieder verkaufe, welches beydes man auf Universitäten anders finden wird.

Kommt bey einem Compendio viel darauf an, daß es den Einsichten des Lehrers gemäß sey, und nichts seiner Meinung nach irriges enthalte? -- Auch dis haben einige geglaubt, und daher ist der Wunsch entstanden, daß jeder Professor über sein

eige-

eigenes Compendium lesen möchte. Aber wie würde alsdenn die Welt mit Büchern überhäuft werden, in denen, nach Abzug einiger wenigen streitigen Sätze, die man doch besonders ausgeführt lesen kann, immer einerley wiederholt würde? Ist der Professor anderer Meinung, als sein Auctor, so kann er ihn ja auf bescheidene Art widerlegen, und die Gründe beyder Meinungen so aus einander setzen, daß der Zuhörer siehet, er gehe mit Recht vom Auctor ab: auch wird der Auditor, der gemeiniglich mehr hören will, als im Buche stehet, hierdurch aufmerksamer: und so kann bisweilen ein fremdes Lehrbuch, selbst wegen der verschiedenen Denkungsart dem eigenen vorzuziehen seyn.

§. 123.

An Erhaltung der guten Ordnung und des äussern Wohlstandes in Collegiis ist sehr viel gelegen; und eben deshalb muß der Docente (den Privatdocenten nicht ausgeschlossen) ein völliges Recht haben, die Zuhörer zu verbitten, die ihn im Vortrage, und andere im Zuhören hindern, oder ihnen sonst durch ihre Sitten beschwerlich fallen: und bey diesem Recht muß er so geschützt werden, daß es blos seine Schuld ist,

wenn ein Unfug in seinen Collegiis einreißt.

Von solchen Sitten ist hier gar nicht die Rede, die ganz gleichgültig sind, und über die bisweilen ein, seinen Respect darin setzender, Pedant eifert, auch wol will, daß gar die Gesetze etwas davon verordnen sollen: z. E. ob die Zuhörer ihre Hüthe auf dem Kopf, oder am Nagel, oder auf der Bank haben. Wenn das Auditorium zu voll ist, und sie keinen Platz für den Huth finden, so wäre es nicht unvernünftig, ihn aufzusetzen, und es wäre auch in der That keine Schande für den Professor, wenn es aus dieser Ursache geschehe. Setzt ihn ein einziger allein auf, so wird er gemeiniglich ausgelacht, wenn auch der Docente nicht so lose wäre, als Gundling. (*) Der Schlafrock, mit dem auf Holländischen Universitäten sonst Lehrer und Zuhörer in die Collegia kamen, wäre nach unsern Sitten

(*) Gundling hatte einen Zuhörer, der sich dadurch distinguirte, den Huth aufzusetzen. Er nahm die Gelegenheit wahr, als er von den Crönungs-Ceremonien des Römischen Kaysers redete, und erzählte, der Kayser bedecke allein das Haupt, und setzte hinzu, gerade wie der Herr dort.

ten schon anstößiger; und der berühmte Professor zu Leyden ist bekannt, der stets angekleidet laas; als er aber einmahl mit dem Schlafrock in das Auditorium gehen mußte, machte er seinen Zuhörern über diese Unanständigkeit eine sehr grosse Entschuldigung, die auf seine Zuhörer und Collegen eine feine und doch verständliche Satyre war. Allein dis ist kein Raisonnement über Holländische, sondern über Deutsche Universitäten.

Also ohne eine Betrachtung über Huth, und Schlafrock, oder Kleider anzustellen, oder von dem Degen zu reden, der sonst nach einer alten Sitte selbst in Collegiis von so unentbehrlicher Nothwendigkeit war: ist es wirklich etwas sehr ungesittetes, wenn in Collegiis gescharret und getrampt wird. Dis Ungesittete ist aber auch meistentheils beleidigend, z. E. wenn neue, oder unter einem Haß liegende Zuhörer, oder Fremde, die das Collegium pro hospite besuchen, wie man es nennet, ausgescharret werden. In Privatis ist es leicht, dergleichen pedantische Sitten abzuschaffen, wenn der Docente es nur will, und es nicht von den übrigen Collegen verstattet wird. Sind aber einige, die sich gern alle Insulte gefallen lassen, um nicht Zuhörer zu verlieren, oder die wol gar mit einstimmen, und das ungesittete Trampen befördern, weil

sie meinen, es liesse populär, und mache ihnen die Studenten geneigt, (wirklich auf mehr als auf einer Universität kennet man den, sich bewußt seyenden, daß er keinen Applausum verdienet, der, um des Applausus willen, die Studenten wol in seinen eigenen Collegiis zum Scharren ermuntert, und vorgescharret hat) so breitet es sich aus ihren Collegiis in andere aus, und wird eine Sitte, die sich die meisten übrigen Professores auch müssen gefallen lassen. In Publicis ist es, wenn sie etwan ausserordentlich stark besetzt sind, schon schwerer zu hindern; und in solchem Fall ist die Frage, ob es nicht der Universität besser wäre, das Publicum, in dem auf geschehene Erinnerungen der Docenten diese Schulpedantereyen nicht eingestellet werden, ganz aufzugeben, als das Exempel dauren zu lassen. Wenigstens kann der Docent, der es thut, wol nicht in den Augen seiner Obern sündigen.

Was zur Erhaltung der Ruhe und guten Ordnung in Collegiis geschehen soll, kommt fast alles auf den Lehrer an: denn die academische Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen, und sich wol gar den Pedellen zu erbitten, würde nur übel ärger gemacht seyn. Eben deswegen pflegt man dem Professor das Recht zu gestatten, in seinen Collegiis selbst eine Ordnung zu machen, und diejenigen, die ihn oder andere

stö-

stören, ohne weitere gerichtliche Hülfe oder Untersuchung, zu bitten, daß sie sein Collegium meiden: dis Recht ist auch so nothwendig, daß kaum begreiflich bleibt, wie einer sollte im Stande seyn, gut zu dociren, wenn es jedem, vielleicht übel wollenden, frey stünde, etwas zu thun, davon er wüßte, daß es ihn störte, und er erst deswegen gerichtliche Hülfe suchen müßte.

§. 124.

Die Zufälle, oder auch die künstlichen Mittel, durch die der Applausus erhalten wird, sind so mannigfaltig, und die letztern zum Theil so niedrig, daß man nicht immer vom Applausu eines Professors auf seine wahren Verdienste um die Universität, oder auf seine Grösse in der gelehrten Welt schliessen kann. Wer dis thun wollte, würde sehr oft durch die Erfahrung widerleget werden.

Die Zufälle, die ihn oft ohne alles Verdienst zuwege bringen, sind: das Glück, daß er auf einer sonst zahlreichen Universität der einzige ist, bey dem man ein gewisses nothwendiges Collegium hören kann: wunderlicher Geschmack, der bisweilen unter Studirenden, sonderlich unter armen, oder weniger zubereiteten herrschet: kräftige Sympathie Unwissender mit Unwissenden, der Lehrer mit den Lernenden.

den, denn diesen ist bisweilen der wahre Gelehrte zu schwer zu verstehen, und deshalb in ihren Augen ein Dummkopf, sie empfinden hingegen wahre Freude, wenn einer ihres gleichen das, was sie wissen, als hohe Gelehrsamkeit vorträgt: die eben herrschende Neuigkeitsliebe gegen eine gewisse Disciplin oder Mode des Vortrags: der Haß, oder die Abneigung gegen einen andern eben das lehrenden Professor: Verkätzerung und Verfolgung des durch einen Glücksfall zum Applausu bestimmten Docenten, die gerade das Gegentheil bewirket, und ihn, bey aller Unwissenheit, in einem vortheilhaften Licht vorstellet: Zuneigung eines berühmten Lehrers, der jemanden den jungen Leuten sehr anrühmt, für sich Verdienste hat, aber vielleicht von jener Wissenschaft kein Wort verstehet: eigentliche Erbschaften und Vermächtnisse des Applausus, wenn ein weggehender applaudirter Professor seine Zuhörer an einen, dem er günstig ist, verweiset, (hiervon hat einmahl eine zahlreiche Universität Wunder gesehen:) Einbildung der Studenten, der jüngere Lehrer habe alle Manuscripte eines verstorbenen grossen Mannes, in denen Geheimnisse der Gelehrsamkeit vorhanden seyn sollen, die sonst kein sterblich Auge kennen kann, (dis Vorurtheil pflegt sehr wirksam zu seyn; Heyl dem! der es zur rechten Stunde glücklich zu gebrauchen weiß!)

weiß!) das auf der Universität bekannte Zutrauen derer, die Beförderungen vergeben können, zu dem und dem Professor: und so ferner, denn wer würde alle diese Zufälle nennen können? Dis ist nur der zehnte Theil von ihnen.

Die künstlichen und zum Theil niedrigen Mittel sind: Ausbreitung der eben vorhin genannten Vorurtheile, z. E. man könne in Beförderungen der Landeskinder einen wichtigen Einfluß haben, wenn es auch gar nicht an dem wäre: Misbrauch der Beneficien, die man nur seinen Zuhörern giebt, wenn man eine Disposition über sie hat, (doch dis Mittel ist gefährlich, und hat oft eine widrige Wirkung:) Alliance mit auswärtigen Journalen und gelehrten Zeitungen, die den Freund loben, und andere bey aller Gelegenheit herunter setzen sollen, (dis Mittel hilft nicht mehr viel, denn die gelehrten Zeitungen in Deutschland haben wegen ihrer Partheylichkeit fast allen Credit verlohren, und wenn man ihre Verfasser nicht kennet, so ist der Student nicht mehr so dumm, jeder Stimme zu glauben, sondern argwohnt wol gar, der Richter der Gelehrten möge ein nur um zwey Jahr älterer Gelehrter, als er selbst, das ist, ein von Universitäten in die und die Buchladenstadt zurückgekehrter Candidat seyn:) Nachsicht in der academischen Disciplin beym Prorectorate, (ist auch mißlich, und meistens von widriger Wirkung, weil

Verachtung und Gelächter der Studenten darauf folget, die die Absicht merken; auch wol Haß, wenn sie durch Ungleichheit der Justitz beleidiget werden:) Fidelität, ein Wort, das man auf Universitäten schon verstehet, (zum Besten der Nachwelt, die es nicht verstehen möchte! es heißt, Familiarität mit liederlichen Studenten, deren Laster, oder doch ihr äusserliches, der Docente annimmt:) vertraute Freundschaft mit einigen alten Studenten, die mehr als blos ein quadriennium auf der Universität gemacht haben: eigentliche Haltung von Werbern, wovon auf Universitäten so erniedrigende Dinge erzählt werden, daß es sich kaum schickt, sie nachzusagen: doch es ist besser, in einem so unangenehmen Verzeichniß abzubrechen, und nur zur Ehre der bessern Universitäten, und der Redlichkeit zu sagen, daß bey allen diesen Mitteln viel Hazard ist, und daß sie auf einigen Universitäten selten gelingen: daß hingegen wahre Verdienste, viel Treue, und guter Vortrag zwar kein untrügliches, aber doch bey langer Fortsetzung ein viel wahrscheinlicheres Mittel sind, Applausum zu erhalten.

Das Resultat hiervon ist: blos um des Applausus willen ist ein Professor noch nicht für den grossen und verdienten Mann zu halten: der wahre Gelehrte, der Applausum hat, ist der Universität viel mehr werth, als der wahre Gelehrte, der ihn nicht hat, und ver-

dient mehr Erkenntlichkeit und Belohnungen von den Obern, weil er eigentlich den wesentlichen Zweck seines Daseyns als Professor erfüllet: allein der letztere soll doch auch wegen einer Sache, bey der so viel vom Glück abhängt, und die ohne Schuld verlohren werden kann, nicht verachtet, auch nicht ganz als überflüssig angesehen werden. Von dem Nutzen, den er vielleicht durch seinen Ruf schaffet, ist sonst geredet.

§. 125.

Ferien müssen auf Universitäten seyn, und gegen sie wird der strengste Feind des Müssigganges, wenn sie nur nicht zu lange dauren, nichts einzuwenden haben. Es muß ja doch zwischen dem gewöhnlichen Schluß der alten, und dem Anfang der neuen Collegien, eine Zwischenzeit seyn, in der die Gesetze den Professor nicht verbinden zu lesen: und zwar das, wenn man sich auch vollkommen arbeitsame Menschen, die nicht einen einzigen Tag ausser dem Sonntage feyren wollten, vorstellete, aus diesen Ursachen.

Erstlich muß eine Zeit zwischen dem Ende der alten und Anfang der neuen Collegien seyn, in der der Professor, der mit den vorigen Collegiis nicht auf den bestimmten Tag auskommen konnte, ohne Hinderung der neuen Collegien, nachlieset: denn den Maasstab von Stunden und Inhalt der Wissenschaft

hat nicht jeder so vor sich, daß er immer auf die bestimmte Zeit gewiß zu Ende käme, sonderlich wenn er nicht gern etwas zum Nachtheil der Zuhörer abkürzen will, und sich auf jede Stunde von neuem präparirt, wo er oft etwas, im vorigen Collegio noch nicht gesagtes, also seinen Maasstab änderndes, zu sagen findet. Das eine halbe Jahr ist noch dazu kürzer als das andere: Krankheiten und nothwendige Versäumnisse können dazu kommen: und wie viele müssen, wie man es auf Universitäten nennet, dupliren und tripliren, wodurch die Zuhörer am Ende des halben Jahrs überhäuft, auch wol in Besuchung anderer Collegien gestöret werden. Dafür ist es doch immer besser, und in andern Collegiis weniger Störung, wenn in den Ferien nachgelesen wird: denn wollte jeder Professor dupliren, so wäre es den Studirenden unmöglich, irgend ein Collegium bis zum Ende zu hören, weil immer einer dem andern in die Stunde fallen muß. Gewissermassen setzt man es auch auf einer fleissigen Universität als bekannt zum voraus, daß immer einige Collegia in den Ferien nachgelesen werden: wenigstens sahe der seel. Münchhausen, der sorgfältigste Curator, den je eine Universität gehabt hat, es gern. Alle zwey oder drey Jahre Einmahl kann es vielleicht einem von der Universität abgehenden Studenten beschwerlich fallen, wenn er ein einziges in den Ferien nachgelesenes Col-

legium nicht völlig zu Ende hören kann: allein er muß dagegen den Vortheil mehrerer halben Jahre rechnen, da ihm die Professores auch über ihre Pflicht in den Ferien nachlasen, um nichts nöthiges auszulassen oder zu sehr abzukürzen.

Auch können nicht alle neue Studenten auf Einen Tag ankommen, noch die alten gerade den Tag vorher abgehen. Da nun aber doch der neu ankommende das Quartier des Abgehenden beziehet, so muß zu dieser Abwechselung eine Zeit zwischen den Collegiis vorhanden seyn.

Diese Ferien zwischen den alten und neuen Collegiis müssen also nothwendig seyn. Auf 14. Tage pflegt man sie auf den fleissigsten Universitäten zu setzen: doch dis Gebot wird gemeiniglich nur auf dem Titelblatt des Lectionscatalogi befolget, und in der That dauren sie länger. Weil aber doch wirklich nicht so lange wahre Ferien sind, sondern noch viel alte Collegia nachgelesen werden, so kann es einer Universität ziemlich gleichgültig seyn, ob manche neuen Collegia acht oder vierzehn Tage später, als es im Lectionscatalogo stand, angehen, sonderlich wenn etwan die neuen Studenten später, als an dem vom Lectionscatalogo bestimmten Tage, ankommen.

Dis spätere Ankommen der Studirenden auf einigen Universitäten ist eine Folge der Verschiedenheit des Anfangs der Collegien auf den Deutschen Univer-

stäten überhaupt. Auf den Obersächsischen richtet er sich nach dem Ende der Leipzigermesse: dis ist in Einem Betracht unbequem, weil dadurch das Sommer-Halbejahr sehr kurz wird, (denn die Leipzigermesse gehet erst drey Wochen nach Ostern, und gleich den ersten Montag nach Michaelis an:) allein die Universitäten, die sich ihnen nicht conformirt haben, sondern die Collegia vierzehn Tage nach Ostern und Michaelis anfangen wollen, leiden doch Schaden dabey. Im Anfang dieses Seculi hatten die drey Obersächsischen Universitäten, Leipzig, Jena, und Halle, fast zwey Drittheil so viel Studenten, als jetzt alle protestantische Universitäten in Deutschland haben mögen: und von diesen gewesenen Leipzigern, Jenensern, und Hallensern, die Väter oder Lehrer geworden sind, ist noch in vielen Gegenden Deutschlandes der Grundsatz übrig, dem das Titelblatt eines nicht einmahl in jene Gegenden kommenden Lectionscatalogi zu schwach widersprechen wird: Collegia gehen nach geendigter Leipzigermesse an.

Wenn eine berühmte Universität, auf der viel auswärtige studiren, (von der, die ihre Bürger im kleinen District von wenigen Meilen zusammen wirbt, ist hier nicht die Rede, sie kann es machen, wie sie will!) recht gut eingerichtet seyn soll, so muß auf ihr auch in den Ferien kein völliger Stillestand der Collegien seyn. Die auf ihr Studirenden sind so

weit

weit von Hause entfernt, daß sie nicht nach Hause reisen werden oder können: sollen sie nun 14. Tage, oder länger, ohne Beschäftigung auf der Universität bleiben, so entsteht für die Sitten, auch der besten unter ihnen, eine grosse Gefahr. Diesem Nachtheil der Ferien vorzubeugen, und zugleich Durchreisenden, oder Eltern der Ankommenden, die Gelegenheit zu verschaffen, ein Collegium pro hospite zu hören, hat man es auf einigen Universitäten gern gesehen, wenn in den Ferien ganz kurze Collegia gelesen sind. Die Sache, vielleicht vom Zufall entstanden, scheint glücklich ersonnen zu seyn: einige kurze Collegia, die doch kein halbes oder Viertheil-Jahr füllen könnten, sind oft angenehm und brauchbar: und meistens ist das Wetter in den Universitätsferien, wegen der übel gewählten Jahrs-Zeit, so schlecht, daß die Professores sie doch nicht zu Reisen oder Erholung ihrer Gesundheit anwenden können. Diese Feriencollegien zu befehlen, oder zu belohnen, haben die Obern nicht nöthig, sondern blos, ihr Wohlgefallen daran zu bezeugen: Denn mancher Docent, der sich einigermassen einer guten Seite bewußt ist, hat ohnehin viel Trieb, sie zu lesen. Für einen, der noch keinen Applausum hat, sind sie unter allen übrigen das honnetteste, und, falls er gut lieset, das sicherste Mittel, Applausum zu erlangen, weil ihn der neu angekommene,

mene,

mene, und der ältere Student, der Vorurtheile gegen ihn hatte, doch in diesen Ferien-Collegien hört, und das ganze Publicum der Studenten diese Dienstfertigkeit und Fleiß wohl zu nehmen pflegt.

Eins muß man bey den Ferien der fleißigen Universitäten bedauren. Sie fallen gerade in die Monathe, da die Tage noch nicht lang, und das Wetter so unfreundlich, oder doch so unsicher ist, daß der Professor sie nicht zu Reisen bestimmen kann. Hier sind wirklich die Professores schlimm daran: zu harter Arbeit condemnirt, und doch nicht einmahl im Stande, die Ferien zur Erholung ihrer Gesundheit oder zu einer Reise anzuwenden. Sie helfen sich wol, und verreisen im Sommer, mitten unter den Collegiis, und wer kann es ihnen verdenken? Indeß thun sie es doch ungern, und die üble Lage der Ferien bleibt. Wie ihr abzuhelfen sey, ist nicht wohl zu sagen: denn neue Ferien, ausser den recipirten, etwan Hundestage, wie noch auf einigen Universitäten sind, muß man ja nicht einführen.

8771

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michaelis, Johann David, 1717-1791

Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland

Bd.: 3

Frankfurt und Leipzig (1773)

H.lit.p. 309-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10734509-6
VD18 80367844-001